

**Deutscher
Reporterpreis
2016**

**Die 20 nominierten Texte
in der Kategorie
„Beste Reportage“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

	Seite
1) Neller, Marc: Der Code des Bösen (0015)	03
2) Eberle, Lukas: Mourad und das Monster (0123)	19
3) Steinberger, Karin: Finger weg (0272)	28
4) Stuff, Britta: Heimat (0294)	37
5) Hutt, Felix: 71 Leben (0304)	48
6) Wiechmann, Jan Christoph: Im gefährlichsten Land der Welt (0309)	59
7) Koch, Erwin: Marha und Linda (0389)	70
8) Fuchs, Thorsten: Der Mord, von dem wir nie geredet haben (0453)	80
9) Henk; Sußebach: Der Exodus von Tel Goran (0480)	93
10) Bota, Alice: Dieser Mann will ins Gefängnis (0492)	114
11) Coen; Stelzer: Brüssel, 22. März 2016 (0494)	132
12) Relotius, Claas: Nummer 440 (0508)	
<i>(Anm. der Redaktion: Gegen Claas Relotius gab es im Dezember 2018 schwerwiegende Betrugsvorwürfe, daher haben wir den Text aus dem pdf-Reader entfernt.)</i>	
13) Simon, Jana: Heile Welt (0517)	152
14) DER SPIEGEL: Die Lebenden und die Toten (0791)	175
15) Osang, Alexander: Herr Preuß schreibt Geschichte (0800)	202
16) Gawrisch, Dmitrij: Sotchis Soundtrack (0895)	212
17) Pantel, Nadia: Kindeskind (0956)	230
18) Koch, Erwin: Carlota (1297)	242
19) Wolfangel, Eva: Mein Leben als Avatar (1306)	260
20) Süddeutsche Zeitung: Panama Painting (1313)	274

Der Code des Bösen

Ein deutscher Informatiker sucht ein Thema für seine Doktorarbeit und gerät ins Getriebe der Weltpolitik. Denn er kommt einem der meistgesuchten Cyberkriminellen der Welt auf die Spur: Einem russischen Hacker, der womöglich auch ein Spion ist.

Von Marc Neller, WELT am SONNTAG, 01.05.2016

An einem düsteren Novembernachmittag, nach Wochen der Suche, gerät Christian Rossow durch einen Zufall ins Getriebe der Weltpolitik. Er sitzt in einem Büro, das gerade groß genug ist für zwei Schreibtische und einen Schrank, und kämpft sich durch einen Wust aus Zahlen, die auf seinem Computerbildschirm leuchten. Rossow hat darin etwas entdeckt.

Die Zahlen kommen aus dem Keller, ein Stockwerk unter ihm, aus einem Raum ohne Fenster. Nur vier Menschen außer Rossow haben einen Schlüssel. Der Raum ist ein Hochsicherheitslabor seiner Hochschule. Wenn Rossow dort etwas zu erledigen hat, beeilt er sich. Der Raum ist kalt und laut, eine alte Klimaanlage hält die Temperatur rund um die Uhr auf 19 Grad. Denn darin stehen 15 Hochleistungscomputer, groß und breit wie Kleiderschränke, sehr hitzeempfindlich. Rossow benutzt sie wie Versuchstiere. Er infiziert sie mit Erregern, mit den neuesten Viren, Trojanern und Würmern, die ihm die Hersteller von Antivirenprogrammen täglich schicken. Auf dem Bildschirm in seinem Büro kann er beobachten, was diese Viren anrichten. Nur eine Handvoll Computer sind mit dem Labor im Keller verbunden, durch ein spezielles Programm.

Gleich die erste Zahl auf Rossows Bildschirm bedeutet, dass im Keller ein Schadprogramm wütet, wie er es selten erlebt. Es kann sich in wenigen Minuten mit Hunderten fremden Computern verbinden. Genau das, was er sucht. Rossow macht ein paar Tests und schaut im Internet, ob sich schon mal jemand mit diesem Programm

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

beschäftigt hat, ein Technikfreak oder ein Wissenschaftler. Er findet nichts. Das ist es, denkt er, das perfekte Beispiel für seine Doktorarbeit.

Noch ohne es zu ahnen, beginnt Rossow an diesem Nachmittag, einen der meistgesuchten Cyberkriminellen der Welt zu jagen. Etwa fünf Jahre später wird er zu Hause auf einem schwarzen Ledersofa sitzen, mit blassem Gesicht, und die Geschichte seines Lebens erzählen, stolz und inzwischen auch ein bisschen besorgt. Ihm ist gelungen, was selten gelingt. Aber die Sache ist außer Kontrolle geraten.

Die USA haben ein Phantom gestellt, einen Meister des digitalen Diebstahls. Sein Name ist Jewgeni Michailowitsch Bogatschow, russischer Staatsbürger, 32 Jahre alt, ein Mann mit rundem Gesicht, kahl geschorenem Kopf und dunklen Rändern unter den Augen. Strafverfolger aus mehr als zehn Ländern waren hinter ihm her, sie haben Undercoveragenten auf ihn angesetzt, Nerds und die Giganten der Computerindustrie um Hilfe gebeten, Firmen wie Dell und Microsoft. Doch es waren Rossow und ein paar Bekannte, die Bogatschow mit seinen eigenen Waffen geschlagen haben.

Das FBI nennt Bogatschow einen Hacker von Weltformat. Denn er hat Programme geschrieben und vermietet, mit denen er, seine Helfer und seine Kunden auf Raubzüge gingen, hunderttausendfach.

Sein Programmpaket trägt den Namen "Gameover Zeus". Es ist eine Wortschöpfung, halb dem Computerspiel entlehnt, halb der griechischen Mythologie. Nichts geht mehr, wenn der oberste Gott des Olymp kommt, so in etwa könnte man sie übersetzen. Kein bescheidener Name, aber ein treffender. Denn Bogatschow hat ein digitales Werkzeug geschaffen, mit dem er und ein paar Helfer per Mausclick fremde Konten plündern, Computer sperren und Server lahmlegen konnten.

Nach Erkenntnissen des FBI haben Bogatschow und etwa 20 Helfer mit diesem Programm eine Million Computer in aller Welt infiziert. Seine Opfer waren Unternehmen, Banken und Privatleute. Einem Indianerstamm im US-Bundesstaat Washington soll er 277.000 Dollar gestohlen haben, einer Bank in Florida 6,9 Millionen. Man weiß nicht genau, wie viel Geld er insgesamt erbeutet, welchen Schaden er angerichtet hat. Das FBI geht von rund 100 Millionen Dollar aus, allein in

den USA. Wahrscheinlich war es also ein Vielfaches. Denn Bogatschow hat mit seinem Programm auch in Asien, in Europa, in Deutschland geraubt.

Er konnte sich sicher fühlen, jahrelang. Er hatte ein Verbrechen perfektioniert, das die Täter schützt und die andere Seite, Polizisten und Staatsanwälte, vor Aufgaben stellt, die sie ohne Spezialisten wie Rossow nicht lösen können.

Die Ermittler haben es mit Geistern zu tun, die sich hinter Kürzeln oder Kunstnamen verbergen. Ihnen fehlt fast alles, was sie üblicherweise brauchen, um einen Fall aufzuklären. Es gibt keinen Tatort, keine Fingerabdrücke, keine Spuren von Haut oder Haaren, die sich mithilfe von Genanalysen auswerten ließen, es gibt keine Zeugen und keine Täterbeschreibung.

Die Diebe des digitalen Zeitalters müssen in keine Bank, in keine Wohnung mehr einbrechen. Sie können Computerviren einsetzen, die ihre digitale DNS in fremde Rechner schleusen und, ganz von selbst, immer neue Rechner infizieren und große Schwärme von Computern schaffen, sogenannte Botnetze. Die Hacker können diese Botnetze im Verborgenen steuern, auf die Konten von Internetnutzern zugreifen, ihre Passwörter stehlen und ihr Geld. Bogatschows Programm konnte das perfekt. Es konnte sogar spionieren.

Die Ermittler reiben sich deshalb in einem ungleichen Kampf auf, oft jahrelang, meist vergeblich. Manchmal aber läuft es anders. Manchmal wird nach und nach hinter den Pseudonymen ein Mensch mit Gewohnheiten und Schwächen erkennbar, ein Täter, dessen Spur man verfolgen kann, wie in Bogatschows Fall. Die USA haben Bogatschow alias "slavik", "lucky12345" und "Pollingsoon" angeklagt. Das FBI ist stolz auf einen der seltenen großen Erfolge. Er wäre ohne Rossow so nicht möglich gewesen.

An einem klaren, kalten Freitagmorgen sitzt Rossow in seiner Dachgeschosswohnung in Dinslaken, westdeutsche Provinz, rot verklinkerte Einfamilienhäuser. Alles an ihm ist lang und schmal, sein Gesicht, sein Körper, seine Finger. Ein schwarzer Laptop, kaum größer als ein Blatt Papier, liegt griffbereit neben ihm auf dem Sofa. Er muss lachen, wenn er an seinen ersten Rechner denkt, einen IBM, einen großen Kasten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er war neun, als er in seinem Kinderzimmer saß, Doppelhaushälfte, und sein erstes Spiel programmierte. Er war elf, als das Internet in Mode kam und er Bekannten eigene Webseiten baute, damit sie Filme oder Bücher verkaufen konnten. Nach der Schule ließ er sich zum Fachinformatiker ausbilden, begann ein Studium, spezialisierte sich auf Schadsoftware.

Es gibt unzählige Viren, Trojaner, Internetschädlinge, jeden Tag kommt etwa eine halbe Million dazu. Es sind miserabel programmierte darunter, plump und nahezu wirkungslos, aber auch gefährliche Cyberwaffen, mit denen sich Banken plündern, Kraftwerke lahmlegen und Staaten sabotieren lassen. Rossow interessiert sich nur für die gut programmierten. Er sieht sich jeden Tag Dutzende davon an, liest ihre Codes, Befehlszeile für Befehlszeile. Er will verstehen, wie sie funktionieren, wie sie auf fremde Rechner geschleust werden und wie man sie entschärfen kann.

Er ist Teil eines stillen Kampfes, der mithilfe von Tastaturen, Bytes, Codes und Glasfaserkabeln ausgetragen wird, Programmierer gegen Programmierer, Gut gegen Böse. Die einen erfinden die Cyberwaffen, die anderen studieren ihre Baupläne und versuchen, diese Waffen unschädlich zu machen.

"Es ist ein Spiel", sagt Rossow.

Er sitzt an einem Schreibtisch oder auf seinem Sofa, vor einem Bildschirm, der ihn mit der Welt da draußen verbindet. Er studiert seine Gegner, ihre Strategie, um möglichst schon vorher zu wissen, was sie als Nächstes vorhaben. Sie könnten Teenager sein oder Männer, die irgendwo in einem abgedunkelten Zimmer sitzen und Kapuzenpullis und Ziegenbärte tragen, er erfährt es nie. Wahrscheinlich haben die meisten angefangen wie er, haben ein bisschen programmiert oder Spiele geknackt, um sie nicht kaufen zu müssen. Rossow hat sich früh entschieden, auf der Seite des Guten zu stehen. Als Forscher, unabhängig, gewissenhaft, sachlich.

Die professionellen Hacker, sagt er, werden immer besser, ihre Attacken immer zielgenauer und trickreicher. Was sie selbst nicht programmieren wollen oder können, kaufen sie in Foren in Internet, dem Schwarzmarkt der digitalen Unterwelt. Sie können dort Rechner für Attacken mieten. Oder den Zugang zu Computern, die ohne das Wissen ihrer Besitzer zu Botnetzen zusammengeschlossen werden. In diesen Foren

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

bietet eine arbeitsteilige Industrie die Bauteile für digitale Hochleistungswaffen an, manchmal in geschlossenen Klubs, zu denen nur zahlende Mitglieder Zugang haben.

Als Rossow in seinem Büro zum ersten Mal auf "Gameover Zeus" stößt, ist es Mitte November 2011. Kurz zuvor hat jemand dem Mitarbeiter einer Firma im Nordwesten des US-Bundesstaats Pennsylvania eine Mail mit einem Link geschickt, die aussah, als käme sie von einem seiner Chefs. So hat er sich Zugriff auf Daten und Konten des Unternehmens verschafft. Es war, wie sich herausstellen wird, Bogatschows erster großer Raubzug. Die Beute, rund eine Million Dollar, verschob er mithilfe von Strohmännern auf ein Bankkonto in London.

Rossow kann davon nichts wissen. Das Programm, das er im Virenlabor im Keller entdeckt hat, ist noch unbekannt. Sein Code liest sich wie eine kaum zu entziffernde Geheimschrift. Es nistet sich tief im System eines Rechners ein, schickt keinen Spam und scheint auf etwas zu lauern. Außerdem ist es offenbar sehr gut verschlüsselt. Rossow will mehr darüber herausfinden, wie dieses Programm arbeitet. Er will beobachten, wie die Waffe funktioniert.

In den nächsten Wochen sitzt er tagsüber in seinem grauen Hochschulbüro und abends zu Hause im Arbeitszimmer mit seinem kleinen schwarzen Laptop, oft bis tief in die Nacht. Er schläft nur noch wenig, seine Freundin sieht er kaum. Nur tagsüber, wenn die Sonne scheint, geht er joggen, um mal eine halbe Stunde nichts denken zu müssen.

Allmählich beginnt er, die Logik dieses Trojaners zu verstehen. Wie er fremde Computer anspricht, wie er sich vorstellt und sein gigantisches Botnetz bildet. Im Sicherheitslabor seiner Hochschule baut Rossow eine Kopie des Schadprogramms nach, um weitere Tests machen zu können. Irgendwann findet er in einem polnischen Fachblog einen Artikel. Jemand, Forscher wie er, hat offenbar denselben Trojaner entdeckt, ihn analysiert und ist zu dem Schluss gekommen, dass dieser Schädling perfekt gebaut ist, nicht zu knacken. Denn "Gameover Zeus" ist nicht nur sehr schnell, sein Schöpfer hat sich auch eine besondere Tarnung einfallen lassen.

Die Hacker müssen eine Reihe von Entscheidungen treffen, wenn sie ihre Schadsoftware entwickeln. Zum Beispiel die, wie die infizierten Rechner die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

entscheidenden Befehle erhalten sollen. Sie können diese Informationen im Code ihrer Cyberwaffen hinterlegen. Sie können aber auch die Rechner, die sie heimlich übernehmen, von einem anderen Computer oder gleich von mehreren kontrollieren lassen. Der Vorteil der ersten Variante ist, dass ihre Kontrolle direkter ist, zuverlässiger. Der Nachteil: Sie hinterlassen mehr Datenspuren, mit denen Cyberermittler oder Männer wie Rossow ihnen nachspüren können.

Bogatschow hat sich für die zweite Variante entschieden. Der Rechner, von dem aus er seinen Trojaner verschickt, benutzt die infizierten Rechner als Boten. So macht er sich praktisch unsichtbar, ein Computer in einem Verbund von Hunderttausenden, von denen fast alle unablässig irgendwelche Befehle versenden und weiterleiten.

Rossow ist beeindruckt. Eine derart kunstvolle Waffe sieht er selten, der Macher bietet seinen Gegnern fast keine Angriffsfläche. Trotzdem, jedes Programm hat Schwachstellen, den perfekten Code gibt es nicht, denkt Rossow. Sonst wären auch Betriebssysteme wie Windows, Mac OS oder Linux unverwundbar.

An einem dieser langen Abende, als er durch das Fenster seines Arbeitszimmers zu Hause in einen nachtschwarzen Himmel blickt, glaubt Rossow, diese Schwachstelle gefunden zu haben. Bogatschow kontrolliert nicht, wer sich seinem Botnetz anschließt. Er hat darauf verzichtet, ein zuverlässiges Schloss einzubauen. Vielleicht hat er das Problem nicht bedacht. Vielleicht aber war er sich seiner Sache auch zu sicher und glaubte, dass seine Tarnung nicht aufzuheben sei.

Rossow gelingt es, sich unerkannt in Bogatschows Botnetz zu mischen. Jetzt ist er es, der lauert und seinen Gegner ausspäht, gut getarnt. Wenn seine Vermutungen stimmen und es ihm gelingt, Bogatschows Trojaner auszuschalten, wird das nicht nur seine Professoren interessieren, sondern auch die Hersteller von Antivirensoftware, die großen Computerfirmen, die Sicherheitsunternehmen der IT-Branche, das Bundeskriminalamt, Europol, womöglich sogar das FBI. Allein wird er das allerdings nicht hinbekommen. Es ist zu viel Arbeit, und er muss schnell sein, wenn er der Erste sein will. Er hat zwei Bekannte, die ihm helfen. Einen Studenten, den er betreut, und einen Kollegen, den er lange kennt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie sitzen in ihren Wohnungen in Dinslaken, Amsterdam und Düsseldorf, analysieren Daten und schalten sich zu Videokonferenzen zusammen, sobald sie etwas Neues herausgefunden haben, oft mehrmals täglich. Nach ein paar Wochen glauben sie zu wissen, wie sie Bogatschows Waffe attackieren können. Und auch, wann der beste Moment dafür ist: ein Freitagabend.

Rossow hat im Virenlabor getestet, welche Rechner in Bogatschows Botnetz besonders viele Informationen miteinander austauschen. Mit denen steuert er wahrscheinlich sein Botnetz. Außerdem haben Rossow und seine beiden Bekannten herausgefunden, dass die Updates für "Gameover Zeus", die neuesten Programmversionen, immer unter der Woche erscheinen, meist frühmorgens. Das heißt, die Cybergangster scheinen am Wochenende nicht zu arbeiten und in einer ähnlichen Zeitzone zu leben, vielleicht in Europa, wahrscheinlicher in der Ukraine oder in Russland. Es gibt dort eine Menge sehr gut ausgebildeter Informatiker. In Deutschland würden Unternehmen oder Forschungseinrichtungen sie mit lukrativen Verträgen locken, in Russland aber gibt es zu wenig Jobs.

An einem Freitagabend, kurz nach 17 Uhr, sitzt Rossow in seinem heimischen Arbeitszimmer. Es ist Mitte Mai 2012. Auf Rossows Computerbildschirm sind zwei Fenster nebeneinander geöffnet, ein weißes und ein schwarzes. In dem weißen sieht er die Gesichter der anderen beiden, angespannt wie seines. Zu Hause vor ihren Computern blicken sie auf das gleiche schwarze Fenster wie er, die Matrix. Wo andere nur eine endlose Aneinanderreihung von Zahlen, Buchstaben und Zeichen sehen, sehen sie eine Welt.

Sie haben fast zwei Monate gebraucht, um den Code für ihren Angriff zu schreiben. Er soll die Verbindungen der Rechner zueinander manipulieren und sie so aus Bogatschows Botnetz herauslösen, einen nach dem anderen. Es muss schnell gehen. Ein Computer wartet sich alle zwanzig bis dreißig Minuten automatisch selbst. Das ist die Zeit, die ihr Programm hat. Dauert es länger, machen die Rechner ihren Versuch automatisch zunichte. Sie nutzen deshalb das Internet und die Computeranlage von Rossows Hochschule. Ihre Internetanschlüsse zu Hause wären viel zu langsam.

Rossow drückt die Enter-Taste und wartet.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Auf seinem Bildschirm beginnen die weißen Zeilen zu tanzen, so schnell, dass sie verschwimmen. Jeder Computer, den sie Bogatschow geklaut haben, schickt eine Bestätigung, eine Zeile Text. Es sind viele, sehr viele, es geht rasend schnell. Um zwei Uhr nachts kontrolliert Rossow noch einmal das Warnsystem, alles ist in Ordnung, danach legt er sich ins Bett, zufrieden, dass alles gelaufen ist wie geplant.

Am nächsten Morgen ist er früh wach. Die Hacker haben immer noch nicht reagiert. Das Wochenende vergeht, die erste Woche, die zweite Woche. Rossow ist überrascht. Sie haben Bogatschow ein teures Problem beschert. Er hat die Kontrolle über die Computer verloren, deren Besitzer er ausgeraubt hat, manche mehrmals. Ihm entgeht Beute. Außerdem hat auch er Bauteile seiner Waffe eingekauft, um fremde Computer infizieren und Kontodaten auslesen zu können. Nun braucht er neue.

Drei Wochen nach dem Angriff legt jemand das Internet von Rossows Hochschule lahm. Es ist Bogatschows Gegenangriff, Rossow hat ihn erwartet, er bricht seine Attacke ab. Er weiß jetzt, dass Bogatschow und sein Schadprogramm nicht unbesiegbar sind. Sein bisheriger Erfolg hat ihn verwundbar gemacht. Je mehr Computer ein Botnetz umfasst, desto schwieriger ist es zu reparieren, wenn jemand einen Fehler einschleust. Nichts anderes hat er, Rossow, getan.

Innerhalb weniger Tage veröffentlichen Bogatschow und seine Leute ein gutes Dutzend Updates. Es gibt ein paar neue Funktionen. Aber die Schwachstelle ihres Programms haben sie offenbar nicht erkannt. Das heißt, Rossow und seine Kollegen können die Hacker noch einmal angreifen. Allerdings brauchen sie dieses Mal effektivere Waffen, einen ausgefeilteren Code, größere Rechner und mehr Serverkapazität.

Im August 2012 bittet Rossow seine Freundin, zu ihren Eltern zu ziehen. Eine Woche lang verwandeln er und die anderen beiden seine Wohnung in die Zimmer ihrer Jugend. Tagsüber sitzen sie mit ihren Laptops, Unterlagen und Gummibärchen um den Esstisch im Wohnzimmer, nachts rollen sie für ein paar Stunden ihre Isomatten auf dem Boden aus. Schon früh am Morgen, beim Frühstück, diskutieren sie über Peer-to-peer-Netzwerke, Bulletproof Hosting und Sinkholing und schreiben weiter an ihrem neuen Code.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie haben sich zwei Männer zu Hilfe geholt, die für IT-Sicherheitsfirmen arbeiten und die sie auf Konferenzen kennengelernt haben. Einer, Tillmann Werner, sitzt mit ihnen am Tisch. Der andere, ein Kalifornier, loggt sich am frühen Abend deutscher Zeit bei Skype ein. Brett Stone-Gross ist sein Name, er steht im Ruf, ein gutes kriminalistisches Gespür zu haben, außergewöhnliche technische Fähigkeiten und glänzende Kontakte zu den amerikanischen Sicherheitsbehörden. Wie sich herausgestellt hat, ist auch er schon seit einiger Zeit hinter Bogatschow her.

Am Ende der Woche fühlen sie sich bereit für den zweiten Angriff. Sie haben vier Firmen gefunden, die ihnen mehrere Server zur Verfügung stellen. Sie haben dieses Mal mehrere IP-Adressen, nicht nur die einer Hochschule, sie sind also als Angreifer viel schwieriger zu erkennen. Vor allem, findet Rossow, ist ihr Code dieses Mal deutlich raffinierter.

Er glaubt zwar, dass es den perfekten Code nicht gibt, aber er will ihm so nahe wie möglich kommen. Der Code ist die Handschrift, mit der sich ein Programmierer offenbart, seine Kunstfertigkeit und auch seine Persönlichkeit. Ein Code verrät zum Beispiel, ob er von einem eitlen Menschen geschrieben ist, sein Macher kann geheime Botschaften darin versteckt haben, Referenzen an ein Buch oder einen Musiker. Für Rossow ist der perfekte Code elegant, frei von Zierrat, er lässt das Schwierige einfach aussehen. Bogatschows Code ist elegant. Dieser Mann, das verrät seine Handschrift, hatte ungewöhnliche Ideen, trotzdem hat er auf alles Überflüssige verzichtet. Doch Rossow glaubt, dass sie ihm etwas entgegenzusetzen haben.

Etwa zu dieser Zeit klagt fast 8000 Kilometer entfernt ein Gericht im Norden der USA einen Mann an, der sich hinter den Alias-Namen "slavik", "lucky12345" und "Pollingsoon" verbirgt. Die Anklage wirft diesem Mann unter anderem Schutzgelderpressung, Bankbetrug und den Verstoß gegen diverse Computergesetze vor.

An einem Freitagabend im September 2012 greifen Rossow und seine Helfer zum zweiten Mal an. Es läuft ähnlich wie zuvor. Es wird Mitternacht, ein Uhr, zwei Uhr. Der Samstag vergeht, die erste Woche, die zweite. Sie lösen neunzig Prozent der Computer aus Bogatschows räuberischem Netz heraus. Am Ende der zweiten Woche

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sehen sie, dass die Hacker ihren Trojaner mehrfach überarbeitet haben. Die Schwachstelle haben sie noch immer nicht behoben.

Rossow hat nun eigentlich alles, was er braucht. Er wollte wissen, wie das Programm funktioniert und warum es so erfolgreich ist. Das weiß er. Er hat einen Trojaner besiegt, der als unbesiegbar galt, zweimal, das gilt als Beweis. Er könnte jetzt einfach seine Doktorarbeit schreiben. Die Chancen stehen gut, dass er als erster Wissenschaftler "Gameover Zeus" wirklich beschreibt. Andererseits, denkt Rossow, solch einen Fall hat man als Wissenschaftler wohl nur einmal in seinem Leben. Außerdem gibt es eine Menge Menschen, die durch den Trojaner viel Geld verlieren, jeden Tag.

Monate später, im Mai 2013, steht Rossow im Erdgeschoss eines gewaltigen Betonklotzes mitten in San Francisco in einem Raum ohne Fenster, in dem es ähnlich kühl ist wie in seinem Virenlabor. Er ist auf der IEEE Security and Privacy, der wohl wichtigsten Konferenz der Welt zum Thema Computersicherheit, als Redner eingeladen. Die besten Forscher, Detektive, Ermittler kommen hier einmal im Jahr zusammen. Rossow blinzelt in das gleißende Deckenlicht, alle Sitzreihen sind gefüllt. Es müssen etwa 500 Leute sein, die hören wollen, was er und die anderen über "Gameover Zeus" herausgefunden haben. Es ist das erste Mal, dass ein größeres Publikum davon erfährt.

Für Rossow ist es außerdem der Moment, in dem das Spiel gefährlich wird. Denn er trägt den Kampf heraus aus der virtuellen, hinein in die reale Welt. Bisher war auch er für Bogatschow ein Geist, jemand, der Zugriff auf einen Hochschulserver haben musste und offenbar einiges von Botnetzen verstand. Doch ab jetzt ist er ein deutscher Wissenschaftler, ein Mensch mit einem Namen und einem Gesicht, den man finden kann, wenn man will, und der weiß, dass eine Firewall mehr Schutz bietet als die Wände seines Hauses. Rossow versucht, diesen Gedanken zu verscheuchen. Er beruhigt sich damit, dass inzwischen viele andere versucht haben, Bogatschows Botnetz zu hacken, und dass er, Rossow, ja nur Teil einer Gruppe ist.

Kaum ist er zurück in Deutschland, da mailt ihm Brett Stone-Gross, der Amerikaner aus seiner Gruppe. Ein Mann namens Elliott Peterson, Special Agent des FBI, ein ehemaliger Marine, habe Rossows Vortrag in San Francisco gehört und sich gemeldet. "Er könnte unsere Hilfe brauchen", schreibt Stone-Gross.

Schon bei der ersten Videokonferenz mit diesem Mann hat Rossow das Gefühl, dass der Fall noch um einiges größer ist, als er dachte. Peterson, groß, muskulös und ironisch, ist keiner dieser grimmigen Schweiger, die Rossow aus amerikanischen Agentenfilmen kennt. Seine Fragen und Andeutungen verraten, dass er schon lange hinter Bogatschow her ist und längst mit einer internationalen Armee von Ermittlern und Sicherheitsfirmen zusammenarbeitet "Wir suchen", sagt Peterson, "nach einem Weg, den Hackern dieses Botnetz wegzunehmen, dauerhaft. Kriegt ihr das hin?" Was auch immer sie brauchten, er werde versuchen, es möglich zu machen. Es werde vieles möglich sein, denn dieser Fall sei ungeheuer wichtig für die Vereinigten Staaten von Amerika.

Dieses Mal trifft sich Rossows Gruppe in einem renovierten Altbau in Bonn. Eine Woche Matratzenlager, eine Woche Pizza vom Lieferservice. Inzwischen hat Bogatschow ihnen die Arbeit deutlich erschwert. Er hat seinen Trojaner so umprogrammiert, dass sich der Code praktisch nicht mehr verändern lässt. Außerdem hat er ein gigantisches Hütchenspiel aufgezogen. Sein Trojaner generiert in jeder Woche 1000 neue Domainnamen. Das heißt, sie werden großen Aufwand betreiben müssen, wenn alles klappen soll. Denn sie sind auf die Hilfe all der Firmen angewiesen, die Domains verwalten. Sie müssen mit ihnen verhandeln, um die Adressen sperren zu lassen.

Aber sie wissen nun, was zu tun ist. Sie besprechen sich, testen, schreiben einen neuen Code. Mindestens einmal am Tag ruft Peterson an und fragt, wie es vorangeht. Wenn sie etwas brauchen, besorgt er es, Geld spielt keine Rolle. Doch als sie bereit sind für den Showdown, meldet sich Peterson immer seltener. Manchmal hören sie tagelang nichts von ihm, dann mehrere Wochen oder Monate. Rossow wird nervös. Bogatschows letztes Update war schon sehr gut. Was, wenn er seinen Trojaner noch weiter perfektioniert, wenn er den Fehler findet und ihn ausmerzt? Jeden Tag könnte es passieren.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vielleicht, denkt Rossow, haben sie schon bald keine Chance mehr, ihn zu stoppen.

Am 31. Mai 2014, zweieinhalb Jahre nachdem Rossow in seinem Hochsicherheitslabor auf den Trojaner "Gameover Zeus" aufmerksam geworden ist und ein Jahr nachdem der FBI-Agent Peterson ihn um Hilfe gebeten hat, klappen Tillmann Werner und Brett Stone-Gross, Rossows Bekannte, in einem leer geräumten Konferenzraum in Pittsburgh ihre Laptops auf. Auf einem Tisch vor ihnen stehen zwei große Monitore, hinter ihnen ein Dutzend FBI-Männer und hochrangige Juristen der Vereinigten Staaten.

Peterson hat wie besessen auf diesen Tag hingearbeitet. In wenigen Augenblicken werden diese zwei Jungs, ein Deutscher und ein Amerikaner, damit beginnen, Bogatschows Botnetz zu vernichten. Dafür hat er sie hierhergebeten, in einen grünen Riegel in der Innenstadt, ins nationale Cyber-Abwehrzentrum der USA. Und während sich ihr Programm immer tiefer in Bogatschows Netzwerk hineinwühlt und seine Waffe zersetzt, werden in Kanada, in Deutschland, Frankreich und England, werden vor allem in Russland und der Ukraine einige Dutzend Ermittler etliche Häuser und Wohnungen durchsuchen und zehn Männer festnehmen, die Bogatschow bei seinem Raubzug durch den Cyberspace geholfen haben. Das ist Petersons Plan.

Es ist kurz nach acht an diesem Freitagmorgen, als Stone-Gross und Werner die Enter-Taste drücken. Etwa sieben Stunden später klingelt Rossows Handy. In Deutschland ist es Abend, kurz vor neun, als Werner sich meldet. Rossow sitzt auf einer Holzbank vor einer Ferienwohnung auf Rügen und liest ein Buch. Er ist mit seiner Freundin in den Urlaub gefahren.

Als es darum ging, zu entscheiden, wer nach Pittsburgh fliegen würde, hatte Rossow überlegt. Er hatte Bogatschows Fährte aufgenommen, seine Spuren verfolgt, seine Eigenheiten kennengelernt, sich ein Bild von ihm gemacht. Jetzt, da alles auf den großen Showdown zulief und er die Sache zu Ende bringen konnte, würde er stattdessen im Urlaub sein. Er hatte viel gearbeitet und seiner Freundin die gemeinsame Zeit schon vor Monaten versprochen, in drei Wochen würden sie heiraten. Außerdem war er schon immer lieber allein, wenn er an etwas Wichtigem arbeitete. Es machte ihn nervös, wenn jemand hinter ihm stand, als würde er alles

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

überwachen. Wenn es schwierig würde, dürfte nichts ihn ablenken. Außerdem spielte es für ihn keine Rolle, ob er in Gelsenkirchen oder Dinslaken, in Bonn oder Pittsburgh war. Der Kampf gegen Bogatschow fand nicht an einem bestimmten Ort statt, sondern im Cyberspace. Alles, was er brauchte, waren sein Laptop und ein Internetanschluss.

Irgendwas stimmt nicht, sagt Werner.

Ihr Programm macht sich nur sehr langsam in Bogatschows Botnetz breit. Viel zu langsam. So wird Bogatschow keine Mühe haben, Herr über all die fremden Computer zu bleiben. Sie haben alles kontrolliert, vieles versucht. Es muss an ihrem Code liegen. Auch den haben sie kontrolliert, wieder und wieder, aber keinen Fehler gefunden. Alles hängt jetzt von Rossow ab. Findet er keine Lösung, scheitert womöglich eine der aufwendigsten Ermittlungen, die die Welt seit Langem gesehen hat.

Rossow geht in die Wohnung und zieht seinen Laptop aus einem Rucksack, doch das Internet funktioniert plötzlich nicht mehr. Also fährt er mit dem Rad in den nächsten Ort und sucht ein Hotel, in dem es Internet gibt. In der Lobby lässt er sich in ein Sofa fallen, stellt seinen Computer auf den Couchtisch und startet die beiden Programme, die er für die bisherigen beiden Angriffe auch benutzt hat. Dann sitzt er im Dämmerlicht, ein junger Mann in Funktionskleidung, halb Mensch, halb Schemen. Der Bildschirm leuchtet sein Gesicht blau an. Rossow klickt in das schwarze Fenster und sucht die Stelle ihres Codes, an der er den Fehler vermutet, dann beginnt er, ihn neu zu schreiben. Ab diesem Moment nimmt er um sich herum nichts mehr wahr.

Als er fertig ist, drückt er die Enter-Taste und sieht zu, wie sich ihr Programm in Bogatschows Botnetz hineinzufressen beginnt.

Drei Tage später tritt in Washington ein älterer Herr mit schmalem Gesicht, Föhnfrisur und Schnauzer vor die Presse, hinter ihm stehen zwei Flaggen, die Stars and Stripes und der American Eagle. James Cole, stellvertretender Justizminister der USA, hat eine Sensation zu verkünden. Die USA, sagt Cole, hätten mithilfe einer internationalen Fahndungsgruppe einem der gewieftesten Cyberganoven der Welt das Handwerk gelegt. Jewgeni Bogatschow habe das "komplizierteste System von Computerviren geschaffen, das uns jemals begegnet ist". Gemeinsam mit russischen

und ukrainischen Komplizen habe er mehr als eine Million Computer infiziert, darunter die Server von US-Banken. Cole sagt, dass ein US-Gericht Bogatschow wegen Internet- und Bankbetrugs anklagt, wegen Erpressung, Datendiebstahls und Geldwäsche.

Am Nachmittag telefoniert Rossow mit Werner und lässt sich noch einmal in Ruhe erzählen, wie alles gelaufen ist. Als er auflegt, glaubt er, dass die Geschichte für ihn zu Ende ist. Doch die Geschichte hat sich in den vergangenen Monaten verselbstständigt.

Deshalb sitzt Rossow nun, fünf Jahre nachdem alles angefangen hat, zu Hause in seinem Wohnzimmer und weiß nicht recht, was er von alledem halten soll. Er hat allen Grund, stolz zu sein. Er hat etwas Außergewöhnliches vollbracht. Das FBI hat ihm eine Urkunde verliehen, in einer dunkelblauen Kunstledermappe, sie steht aufgeklappt in seinem Büro an der Uni in einem Regal. Er hat, kaum mit dem Studium fertig, eine Forschungsgruppe an einer Uni bekommen, seine Vorlesungen sind gut besucht. Die großen Computerfirmen laden ihn ein, um Vorträge zu halten, nach Nizza, ins Silicon Valley. Aber er zuckt noch immer zusammen, wenn er vor einem großen Publikum steht und hört, wie jemand ihn mit seinem Namen ankündigt. Er hat sich nicht mit irgendeinem Hacker angelegt, sondern mit einem Kriminellen, dem alles zuzutrauen ist. Er fürchtet, dass Bogatschow sich rächen könnte. Außerdem ist da diese Sache mit der Spionage.

Rossow und die anderen haben, gut versteckt in Bogatschows Botznetz, eine Reihe von Suchbefehlen gefunden, die digitale Bankräuber nicht brauchen und die man in ihren Schadprogrammen üblicherweise nicht findet.

Jemand hat dort Informationen über Georgien und die Ukraine, über Syrien und die Türkei zusammengetragen, alle sehr brisant. Seine Suchabfragen verraten, dass er es auf Regierungsdokumente abgesehen hatte, die als geheim gestempelt waren, und auf bestimmte Mitarbeiter von Auslandsgeheimdiensten. Das deutet auf russische Interessen hin. Denn kaum jemanden interessierten diese Länder damals so wie Russlands Präsident Putin. Er hatte einen Krieg gegen Georgien geführt, das Verhältnis war noch sehr angespannt. In Syrien ließ Machthaber Baschar al-Assad das

eigene Volk bombardieren, Putin stand auf seiner Seite, die Türkei auf der Seite Europas und der USA. Auch in der Ukraine führte Putin einen Krieg.

Die Daten, die Bogatschows Schadprogramm gesammelt hatte, lassen also den Schluss zu, dass sich ein Spion in Bogatschows Botnetz eingenistet hat, womöglich sogar im Auftrag der russischen Regierung. Auch die Qualität seiner Cyberwaffe spricht dafür.

"Na ja, ich wäre da trotzdem vorsichtig", sagt Rossow. Es gibt im Netz viele Möglichkeiten, sich zu tarnen und falsche Fährten zu legen.

Die amerikanischen Ermittler aber, auch FBI-Agent Peterson, sprechen von Spionage und davon, dass Bogatschow hinter der Suche nach den brisanten Informationen steckt. Im Sommer 2014 haben die USA deshalb Russland aufgefordert, Bogatschow auszuliefern. Vergeblich, denn es gibt kein Auslieferungsabkommen. Im Februar 2015 schrieb das FBI Bogatschow zur Fahndung aus, mit einem Kopfgeld von drei Millionen Dollar. Es ist die höchste Belohnung, die US-Behörden je für einen Cyberkriminellen ausgelobt haben.

Vieles deutet darauf hin, dass sich Bogatschow bis heute in Russland aufhält, in Anapa, einem Kurort an der Schwarzmeerküste mit 60.000 Einwohnern. Er hat dort eine Meldeadresse, eine Wohnung in einem Wolkenkratzer, die Polizeistation ist bloß ein paar Hundert Meter entfernt. Er sei immer mal wieder dort gewesen, sagen seine Nachbarn. Sie mögen ihn. Sie erzählen, wie umgänglich er sei und dass er mit einem alten Volvo herumfahre, mit einem Aufkleber auf dem Kotflügel, mit dem er für Computerreparaturen werbe. Es heißt auch, er sei immer mal wieder auf seiner Yacht gesehen worden, vor der Küste. So haben es die Nachbarn einer russischen und einer englischen Zeitung erzählt. Es klingt nicht, als sei Bogatschow sonderlich bemüht, sich zu verstecken. Auch deshalb halten es die Ermittler in den USA und Europa für möglich, dass Putins Regierung ihn deckt.

Es ist eine Spekulation, aber sie ist nun in der Welt und verbreitet sich wie ein Computervirus. Elliott Peterson, Bogatschows Jäger, hat sie vor ein paar Monaten öffentlich gemacht. Er stellte auf einer Cyber-Konferenz in Las Vegas einen umfangreichen Bericht vor, den er über die Jagd auf Bogatschow geschrieben hatte. Es

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

deute einiges darauf hin, dass "Gameover Zeus" von Anfang an benutzt worden sei, um zu spionieren, schrieb er. Im Nachwort dankt er Rossow.

Rossow verzieht das Gesicht zu einer Grimasse, wenn man ihn darauf anspricht. Es kommt ihm manchmal so vor, als stünde die Welt in Flammen. Als wären die USA und Russland zurück im Kalten Krieg. Er fürchtet, dass in einer Zeit wie dieser schon ein kleiner Anlass genügen könnte, um eine Eskalation auszulösen. Spionage, diplomatische Verwicklungen, Cyberkrieg. Die Sache ist ihm zu groß geworden.

Er ist Informatiker. Er wollte etwas herausfinden und das Richtige tun. Es scheint bloß, als interessierte das niemanden mehr.

Mourad und das Monster

Der Ältere zündete am Flughafen in Brüssel eine Bombe, der Jüngere reist für sein Land zu den Olympischen Spielen nach Rio. Die Geschichte zweier Brüder, die sich vor langer Zeit verloren haben.

Von Lukas Eberle, DER SPIEGEL, 16.07.2016

Er stand im Labor seiner Hochschule und schraubte an einem Kran aus Plastikteilen herum, als ihm ein Kommilitone sein Smartphone reichte. "Lies mal." Auf dem Bildschirm erschien eine Eilmeldung: "Explosion am Airport Brüssel-Zaventem". Es war der Morgen des 22. März, grauer Himmel, sieben Grad.

Der Flughafen liegt nur wenige Kilometer von der Haute École entfernt, der Hochschule für Wirtschaft und Technik, an der Mourad Laachraoui Elektromechnik studiert. Immer mehr Studenten aus seinem Kurs kramten ihr Smartphone aus der Tasche. Eilmeldung: Tote nach Explosion. Eilmeldung: Die Behörden gehen von einem Anschlag aus.

Mourad wollte später noch zum Training. Es war gegen Mittag, als auf seinem Handy die nächste Nachricht aufplopte. Einer der vier Attentäter sei identifiziert, hieß es. Der Mann sei 24 Jahre alt. Dann las Mourad den Namen: Najim Laachraoui.

In diesem Moment gab es eine weitere Explosion. In Mourads Kopf.

Er sagte erst mal nichts zu seinen Kommilitonen. Aber die hatten es auch schon mitbekommen. "Hey, Mourad", rief einer der Studenten im Labor, "der heißt ja wie du, ist das vielleicht dein Cousin?" Es sollte ein Witz sein.

So erzählt es Mourad Laachraoui selbst. Er hat in einem Restaurant in Brüssel Platz genommen, es ist ein sonniger Tag im Mai, zwei Monate nach den Attentaten mit 35 Toten und über 300 Verletzten. Mourad trägt eine graue Strickjacke über einem weißen Shirt. Seine schwarzen Haare sind an den Seiten rasselkurz und oben lang und

dicht. Wer ihm die Hand schüttelt, erkennt die lange Narbe auf seinem Handrücken. Er ist Taekwondo-Kämpfer, Mitglied der belgischen Nationalmannschaft. Vor ein paar Jahren hat er sich bei einem Kampf den Mittelhandknochen gebrochen. "Ich hab's erst nach dem Fight bemerkt", sagt Mourad, "weil in meinem Handschuh alles voller Blut war."

Es hat mehrere Woche gedauert, bis er diesem Treffen zustimmte. Es ist vereinbart, dass er das Gespräch jederzeit abbrechen kann, doch er antwortet auf alle Fragen. Als es um seinen älteren Bruder geht, um Najim Laachraoui, den Selbstmordattentäter, bricht seine Stimme, und er beginnt, an seinen Fingernägeln zu kauen. "Es ging uns extrem schlecht in den vergangenen Wochen, meinen Eltern, meinen zwei kleinen Brüdern und mir. Wenn früher etwas Schlimmes in meinem Leben passiert ist, konnte ich es immer schnell verdrängen, schnell vergessen. Aber das hier ist etwas anderes. Es war für mich unvorstellbar, dass mein Bruder so etwas tut." Mourad macht eine Pause, räuspert sich. "Man hat uns geraten, unseren Nachnamen zu ändern. Aber das ist auch keine Lösung. Es ist mein Name, der Name meines Vaters."

Die Geschichte von Mourad und Najim Laachraoui ist die zweier Brüder, die einander vor langer Zeit verloren haben. Der eine tritt für Belgien bei Taekwondo-Wettkämpfen an und reist bald zu den Olympischen Spielen in Rio de Janeiro, der andere zündete am 22. März im Auftrag des "Islamischen Staats" (IS) eine Nagelbombe im Flughafen von Brüssel.

Wie konnte es dazu kommen? Warum hat er nichts bemerkt? Diese Fragen sollte Mourad Laachraoui, 21, schon zwei Tage nach den Anschlägen beantworten. Weil er ein bekannter Sportler ist, musste er eine Pressekonferenz geben. Aber er hatte keine Antworten, keine Erklärung, keine Worte. "Ich hatte da noch nicht die Zeit gehabt, alles zu erfassen. Aber ich hatte keine Wahl, ich musste das machen, die Fragen mussten aufhören."

Werden die Fragen jemals aufhören?

Zwei Stunden nach dem Treffen im Restaurant trainiert Mourad in einer Turnhalle im Süden Brüssels. Aus Lautsprecherboxen kommt Dancehall und Hip-Hop,

in der Luft hängt Schweißgeruch. Er kämpft gegen einen Kollegen aus der Nationalmannschaft. Im Taekwondo zählen nur Treffer auf den Oberkörper und den Kopf des Gegners. Bei jedem seiner Angriffe stöhnt Mourad wie ein Tennisspieler.

An der Sprossenwand neben der Matte lehnt Leonardo Gamblich, er ruft: "Nehmt die Hände höher, Jungs!" Gamblich, 42, rundes Gesicht, Dreitagebart, stammt aus Argentinien, er ist Mourads Trainer, doch seit März ist er eigentlich noch viel mehr. Beschützer, Psychologe, Pressesprecher. Zwei Dinge habe er Mourad nach den Anschlägen gesagt, erzählt Gamblich. Erstens: "Niemand kann sich seinen Bruder aussuchen." Zweitens: "Du musst so schnell wie möglich wieder zum Training kommen."

Fünf Tage nach den Bomben stand Mourad in der Trainingshalle vor einer lebensgroßen Gummipuppe. Taekwondo-Kämpfer üben an solchen Puppen, Mourad und seine Jungs nennen ihre "Bob". "Bob" musste viel aushalten an diesem Tag, Mourad bearbeitete ihn zwei Stunden lang. Seitwärtshaken, Ellenbogenschläge, Fußtritte mit Sprung. "Er prügelte seine bösen Gefühle aus sich raus wie ein Wilder", sagt Trainer Gamblich, "danach war er ruhig, das tat ihm gut."

Mourad und Najim Laachraoui wuchsen gemeinsam auf, im gleichen Haus in Brüssel im Einwandererstadtteil Schaerbeek. Ihr Vater, der aus Marokko stammt, liebte die Filme mit Bruce Lee und Jackie Chan, und weil er wollte, dass seine Söhne nicht auf der Straße herumlungern, schickte er sie zum Taekwondo. "Der Sport war Erziehung für mich", sagt Mourad, "immer pünktlich zu sein, Regeln zu respektieren, das ist Teil meines Lebens geworden."

Es geht im Taekwondo nicht nur darum, den anderen zu besiegen. Der Sport verlangt von seinen Kämpfern, dass sie sich Werten wie Integrität und Gerechtigkeit verschreiben. Taekwondo ist eine Lebensschule. Bei Mourad hat das funktioniert, bei Najim nicht.

Mit 14 Jahren begann Mourad, an Wettkämpfen teilzunehmen, Najim war damals 18 und hörte mit dem Sport auf. Er ließ sich einen Kinnbart wachsen, gab Frauen nicht mehr die Hand. Er ging häufig in die Moschee Ettaouba d'Evere im Norden Brüssels, dort hat er sich radikalisiert. So steht es in einem Urteil der 90.

Kammer des Strafgerichtshofs in Brüssel, das im vergangenen Mai gegen 30 Dschihadisten gefällt wurde. Najims Fall trägt die Nummer 03521.

"Er las Bücher, die sich mit aktueller Politik befassen", sagt Mourad, "aber auch Bücher von Victor Hugo. Wir haben uns seltener gesehen, weil ich oft beim Training war. Aber wenn wir uns zu Hause getroffen haben, gab es immer etwas zu lachen. Er war überhaupt nicht unglücklich. Er lebte gut, hatte keine Probleme."

Najim schrieb sich 2011 an der Universität ein, er wählte Elektromechanik, dasselbe Fach, das Mourad heute studiert. Najim arbeitete als Putzkraft im EU-Parlament, später bekam er einen Job als Zeitarbeitskraft auf der Rollbahn des Flughafens, dort, wo er Jahre später die Bombe zünden wird. Er hatte Kontakt zu einem Marokkaner, der im berühmten Stadtteil Molenbeek Nachwuchs für den dschihadistischen Kampf anwarb. Am 17. Februar 2013 stieg Najim in ein Flugzeug von Brüssel nach Antalya in der Türkei, einen Tag später rief er seine Eltern an, unter einer syrischen Nummer. Zwei Wochen danach ging sein Vater zur Polizei. Er meldete, dass sein Sohn nach Syrien ausgereist sei.

Dort schloss sich Najim einer Islamistengruppe an, er lebte nördlich von Aleppo, kämpfte für den IS an der Front. Später wurde er befördert, zum Aufseher über Geiseln. Er bewachte Journalisten, die die Terroristen gefangen genommen hatten. Najim sei weniger brutal gewesen als die anderen, sagten die Geiseln später, doch auch er hätte "keine Sekunde gezögert, jemanden zu exekutieren, wenn man es ihm befohlen hätte".

Einmal schrieb Najim aus Syrien auf Twitter: "Muslime leben in einer Situation des totalen Krieges." Die belgische Justiz erließ einen Haftbefehl, Najim wurde im März 2014 international zur Fahndung ausgeschrieben.

Mourad sagt: "Wir hatten Angst um ihn." Er habe versucht, seinen Bruder zu kontaktieren. Auf Facebook habe er ihn aber nicht mehr finden können. Ab und zu meldete sich Najim noch bei seinem Vater, aber immer unter einer anderen Telefonnummer.

2015 kehrte Najim nach Belgien zurück. Er hatte einen Auftrag. Er sollte im Namen des IS so viele Menschen wie möglich töten. Er mietete in einem belgischen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Örtchen namens Auvelais ein Haus. Es wurde zur Basis einer neuen Terrorzelle, die Europa erschüttern sollte. Najim war Teil der Gruppe, die im vergangenen Herbst die Anschläge in Paris verübte. Er hatte sich in Syrien zum Sprengstoffexperten ausbilden lassen, seine DNA wurde an Bomben gefunden, die am 13. November bei den Anschlägen in Paris gezündet wurden. Eine vor dem Fußballstadion im Vorort Saint-Denis, die andere im Musikklub Bataclan.

Er lebte auch wieder in Brüssel, in einem Haus in Schaerbeek bereitete er die Bomben für den 22. März vor. Die Wohnung liegt nur 400 Meter von der Hochschule entfernt, in die Mourad geht.

Mourad sagt, er habe seinen Bruder 2013 zum letzten Mal gesehen. Dass er wieder in Brüssel gelebt hat? "Das wusste ich nicht, bis zum Anschlag haben wir überhaupt nichts gewusst", sagt Mourad.

Der eigene Bruder wohnt im gleichen Stadtteil, ohne dass man es mitbekommt, ohne dass man sich über den Weg läuft? Mourad kämpft jetzt mit den Tränen, er sagt: "Selbst wenn man sich begegnet, kann man immer noch nicht wissen, was der andere gerade macht."

Während Najim die Attentate plante, reiste Mourad um die Welt, von Turnier zu Turnier. Er trat bei Wettbewerben in Russland, den Vereinigten Arabischen Emiraten und Südkorea an. In Reno gewann er die US Open, auf Facebook postete er ein Bild von seiner Goldmedaille, dazu schrieb er: "Es war super, aber nächste Woche in Montreal werde ich noch besser sein. Inshallah!"

Dann kam der 22. März. Najim Laachraoui betrat um kurz vor acht Uhr mit seinen Komplizen Ibrahim El Bakraoui und Mohamed Abrini den Flughafen. Sie schoben die Kofferbomben auf Gepäckwagen vor sich her. El Bakraoui zündete seine Bombe als Erster. Najim versuchte, zwischen die fliehenden Menschen zu rennen, dabei rutschte sein Koffer vom Wagen und explodierte früher, als er es geplant hatte. Das ergaben Zeugenaussagen und die Aufzeichnungen der Überwachungskameras. Abrini, der dritte Attentäter, flüchtete. Seine Bombe ließ er zurück.

Ein paar Minuten später sprengte sich ihr Komplize Khalid El Bakraoui in der Metro-Haltestelle Maelbeek in die Luft. Er stand im Waggon eines Zuges.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es sind oft Geschwister, die islamistische Attentate verüben. Wail und Walid al-Schari entführten am 11. September 2001 ein Flugzeug bei den Anschlägen auf das World Trade Center, Tamerlan und Dschochar Zarnajew deponierten 2013 beim Boston-Marathon Sprengsätze, Saïd und Chérif Kouachi stürmten im Januar 2015 die Redaktion des Satiremagazins "Charlie Hebdo" in Paris. Sie alle waren Brüder, im Leben und in ihrem Hass auf den Westen. Die meisten neuen Kämpfer rekrutiert der IS aus dem Freundes- und Verwandtenkreis der Dschihadisten.

Das ist für Mourad ein Problem. Er muss nicht nur akzeptieren, dass sein Bruder ein Monster geworden ist, er muss der Welt auch beweisen, dass er keines ist. Seit vier Monaten erklärt er den Menschen, dass er nicht gefährlich ist, dass er keine Wut in sich trägt. Er weiß, dass er das wohl für den Rest seines Lebens machen muss.

In den Wochen nach dem Anschlag machten ein paar Studenten aus Mourads Unikurs einen Bogen um ihn. Niemand beschimpfte ihn, aber er spürte die Blicke, das Tuscheln. Die Polizeibehörde schickte eine E-Mail an seine Lehrer und Professoren. Man solle darauf achten, dass Mourad nicht belästigt werde.

Im Training, erzählt Mourad, seien die Bomben nie ein Thema gewesen. Alle hätten zu ihm gehalten. "Wie in einer Familie." Der Sport ist für Mourad ein Schutzraum. Leonardo Gamblich, sein Trainer, führte lange Gespräche mit Mourad. "Ich sagte zu ihm: Das ist alles nicht dein Fehler. Du bist nicht der mit der Bombe. Im Gegenteil, du bist einer der besten Sportler in diesem Land, du bist ein Vorbild für die Gesellschaft", erzählt Gamblich. Mourad habe das gut verstanden. "Er ist ein intelligenter Junge, er hört zu."

Gamblich ist ein Trainer, dem es um mehr geht als ums Gewinnen. Wenn er mit Mourad zu Wettbewerben um die Welt reist, achtet er darauf, dass sie nicht nur die Sporthallen sehen. In Alexandria besuchten sie die Bibliothek, in Luxor die Tempel, in Mexiko die Sonnenpyramide von Teotihuacán. Und dann redeten sie darüber, diskutierten.

Nach den Anschlägen las Gamblich in Artikeln und Kommentarspalten, dass manche Leute Mourads Familie für Najims Verbrechen mitverantwortlich machten. Gamblich fürchtete, jemand, der durch die Bomben Angehörige verloren hatte, könnte

sich an Mourad rächen. Er organisierte, dass Mourad mit dem Auto zum Training gebracht wurde, vom Vater eines Teamkameraden. Mit der Straßenbahn ließ er seinen Sportler erst mal nicht mehr fahren. "Wir mussten ihn schützen", sagt Gambluch, "und er sich selbst."

Mourad erstellte eine neue Facebook-Seite, keine privaten Bilder mehr, nur noch Fotos vom Training und vom Wettkampf. Kürzlich schrieb er: "Taekwondo hat mich gelehrt, wie man andere Menschen respektiert." Dazu postete er ein rotes Herzchen und ein Foto, auf dem er nach einem Kampf seinen Gegner umarmt.

Es ist sein Weg, sich von seinem Bruder zu distanzieren, ohne ihn zu verteufeln.

Es fällt Mourad schwer, durch Brüssel zu gehen. In der Stadt patrouillieren Soldaten mit Sturmgewehren, er sieht sie an Straßenecken, in Bahnhöfen, in Einkaufshallen. Und er weiß, dass sein Bruder dafür verantwortlich ist. Wenn Mourad am Flughafen ist, um zu Wettkämpfen zu reisen, beschleiche ihn "ein komisches Gefühl", sagt er. Viele Bereiche sind seit dem Attentat abgesperrt, überall stehen Zäune, vor denen schwarze Sichtschutzplanen hängen. Im Terminal trennen Wände aus Sperrholz den Anschlagort vom Rest des Gebäudes ab. Mourad versucht immer, so schnell wie möglich zu seinem Schalter zu gehen.

Mitte Mai ist er zur Europameisterschaft nach Montreux in der Schweiz gereist. Rund 400 Sportler aus 47 Ländern kämpfen im Salle Omnisports du Pierrier. Mourad sieht bleich aus, er hat in den vergangenen Tagen kaum etwas gegessen, damit er in seiner Gewichtsklasse starten darf. Er ist 1,80 Meter groß und musste sich auf 54 Kilogramm runterhungern.

Es ist Mourads erster Wettkampf seit dem Anschlag, auf seinem weißen Kampfanzug ist die belgische Fahne aufgeklebt. Er tritt gegen einen Moldawier an. Ein Taekwondo-Kampf hat drei Runden, in den Pausen bekommt Mourad von seinem Trainer einen Eisbeutel in den Nacken gedrückt. Er gewinnt mit 4:3, dann beißt er in einen Energieriegel. Mourad ist gut in Form, er gewinnt auch die nächsten Kämpfe, und am Abend steht er tatsächlich im Finale. Acht Wochen nach den Bomben.

Hat er inzwischen eine Erklärung für die Taten seines Bruders?

"Ich habe viel darüber nachgedacht, doch dabei ist nicht viel rausgekommen", sagt Mourad Laachraoui. "Ich weiß nicht, was passiert ist, und ich werde es wohl nie wissen."

Auf der Tribüne in der Sporthalle in Montreux rufen die Fans: "Belgium, hey! Belgium, hey!" Mourad stülpt sich den roten Helm über den Kopf. Sein Gegner im Finale kommt aus Spanien. In den ersten beiden Runden tasten sich die Kämpfer ab, umkreisen sich wie Tiger. Kaum Angriffe, keine Punkte. In der dritten Runde versucht der Spanier einen Kick aus der Drehung, doch Mourad weicht zur Seite aus. "Geh in die Offensive", ruft Gambluch neben der Matte. Ein Tritt, Mourad trifft den Spanier mit dem Fuß am Kopf. 3:0. 30 Sekunden noch, Mourad gelingt ein zweiter Kopftreffer, der Spanier taumelt. Die Uhr läuft runter, vier Sekunden noch, Mourad rennt los, er rennt vor dem Spanier davon, bis die Zeit abgelaufen ist.

6:3. Mourad hat es geschafft, er ist Europameister.

Er brüllt, hüpfert zu Gambluch, springt ihm um den Hals. Dem Trainer rollen schon die Tränen über die Wangen. Alles fällt jetzt von den beiden ab.

Bei der Siegerehrung schließt Mourad die Augen, als die belgische Hymne gespielt wird. Er zeigt seine Goldmedaille in die Kameras, gibt Autogramme und Interviews. Den Sieg, sagt er, widme er seiner Familie.

In ein paar Wochen wird Mourad nach Rio de Janeiro reisen, zu den Olympischen Spielen, auch wenn er dort wahrscheinlich nicht um Medaillen kämpfen wird. Beim Taekwondo sind nur vier von acht Gewichtsklassen Teil des olympischen Programms, Mourads Klasse gehört nicht dazu. Er ist als Sparringspartner aber Teil des belgischen Teams. Und er ist als Ersatzmann nominiert, falls sich ein Kämpfer aus der Mannschaft verletzt.

Mourad erzählt, dass er sich in den vergangenen Wochen oft gefragt habe, ob er um Najim weinen darf, um einen Menschen, der so viel Leid über andere gebracht hat, der aber trotzdem sein Bruder war. Mourad hält kurz inne, sagt dann: "Ja, ich habe getrauert, und die Trauer ist auch noch nicht überwunden."

Ist er wütend auf Najim?

"Nein. Es ist schrecklich, was er gemacht hat, aber ich bin vor allem wütend auf die, die ihn dazu gebracht haben."

Fehlt ihm Najim?

"Er fehlt mir als Bruder. Aber er fehlt mir nicht für das, was er getan hat."

Mourad hat sich dazu entschlossen, seinen Bruder weiter zu lieben und gleichzeitig den Mörder zu verachten. Er weiß noch nicht, ob das funktionieren wird.

Finger weg

Ein Afghane flüchtet nach Deutschland und kann nicht glauben, was er sieht. Das ganze Land eine Versuchung. Dann trifft er seine Cousine, die ihm gleich klar macht: Vergiss es

Von Karin Steinberger, Süddeutsche Zeitung, Die Seite Drei, 23.04.2016

Was geblieben ist von dieser monatelangen, beschissenen Flucht? Er starrt den Classic Burger an, der vor ihm liegt, 180 Gramm Rinderhacksteak, Relish, Pommes. Komm schon, ein Bild, eine Erinnerung, die Kälte in den Bergen, der Fraß im Camp, die bösen Schlepper, erzähl. Seine Cousine starrt ihn von der Seite an.

Er drückt mit der Gabel hinein in das labbrige Brot, spürt den Atem seiner Cousine über seinen Handrücken streifen, oder besser, er hofft, dass es ihr Atem ist. Das Einzige, was ihm im Kopf geblieben ist, sind die wunderschönen Frauen, sie kommen ihm in der Erinnerung gigantisch groß vor, Riesinnen, mit langen, blassen Beinchen staksten sie durch Belgrad.

Das ist geblieben? Ja, genau das, es waren seine ersten Schritte in Europa, seine ersten Schritte in Freiheit. Spätsommer 2014. Sie hatten ihn über die Berge geschmuggelt, in Lastwagen gequetscht, in Zimmer gesperrt, und dann das. Er sah Mädchen durch die Straßen tanzen, sah ihre kurzen Röcke, ihre gespannten Blusen, ihre weißen Zähne, hörte ihr aufmüpfiges Lachen. Ihre Blicke trafen ihn wahllos, wie Schrapnelle. In diesem Moment dachte er, es ist vorbei mit der Unterdrückung, mit dem Leid, er sah die Zukunft, die Freiheit, sie stolperte in sorbetfarbenen Schühchen vor ihm über das Kopfsteinpflaster.

Shabnam Hotak hört ihrem Cousin zu, sein Farsi klingt weich, wie eine Daunendecke. Dann lacht sie, macht mit ihren Fingern Ringe um ihre Augen, so, so ging es ihm, die Augen sind ihm rausgefallen, so, schau, wie eine Eule hat er geglotzt, hat

er selber gesagt, sie lacht, ihre Augen blinzeln durch die Eulenringe. Sie lacht, er lacht. Die Härchen an seinem Handrücken, es muss ihr Atem sein.

23 Jahre war Nadim Nadim alt, als er aus Afghanistan floh. Nie davor hatte er Frauen gesehen, die einfach so herumliefen, die so frei waren, so glücklich wie die in den Straßen von Belgrad. Davor hat er überhaupt keine Frauen gesehen, auch keine unglücklichen. In Afghanistan verließ er den Raum, wenn hinter Burkas versteckte Cousinen ins Haus huschten. Cousinen wie Shabnam, die jetzt neben ihm sitzt, am selben Tisch, ihre Stühle berühren sich fast, das offene Haar fällt ihr über die Schultern, er könnte ihre Wimpern zählen, wenn er wollte, er kann den Luftzug spüren, wenn sie mit ihren Händen Eulenaugenringe macht. So nah sitzt sie bei ihm.

Er drückt hinein in das labbrige Brot. Sie hat sich einen Classic Burger bestellt, mit Extrakäse, er hat sich einen Classic Burger bestellt, mit Extrakäse, sie schneidet sich ein Stück ab, er schneidet sich ein Stück ab, sie lässt es sich schmecken, er lässt es liegen. Es gibt nichts, mit dem er sie beeindrucken könnte, nichts, mit dem er sie umstimmen könnte. Es gibt niemanden, der ihm das alles erklären könnte. Er ist jetzt 26 Jahre alt, er ist nach monatelanger Flucht angekommen in Deutschland, im Paradies, er hat es geschafft, aber er hat keinen Boden mehr unter den Füßen.

Manchmal ruft er die Mutter an, eigentlich jeden Tag, zweimal, dreimal, viermal, Skype, Whatsapp, das Telefon hat er immer in der Hand, selbst jetzt am Tisch, die Fingerknöchel sind weiß, so fest hält er es. Er will die Mutter nicht traurig machen, aber wo könnte er sonst weinen. Die Mutter versteht nicht wirklich, woran er leidet, er ist doch dort, wo alle hinwollen, er hat Essen, ein Bett, bald Arbeit, sie weiß nicht, dass neben ihm eine Frau sitzt, das Haar offen, den Mund geschminkt, und dass ihm deswegen das Herz bricht. Sie weiß nicht, dass er bei McDonald's arbeiten wird, in der Küche. Sie ist seine Mutter, sie tröstet ihn, sie weint mit ihm, auch wenn sie nicht weiß, warum.

Zu Hause in Kabul hat er die Kleider seiner Schwestern zerrissen, wenn sie ihm zu freizügig waren. Die Cousinen in Kabul am Telefon glauben nicht, wenn Shabnam erzählt, wie er sich verändert hat, dass er sagt, er schäme sich, wie er sich zu Hause benommen hat, dass er ein neuer Mensch ist. Er wäscht seine Kleider jetzt selber? Die Cousinen haben sich aus Angst vor ihm in die Hosen gemacht. Seine Blicke waren wie

Feuerschwerter. Er war der älteste Sohn, er war beim Militär, sein Wort zählte, als der Vater eine seiner Schwestern verheiraten wollte, sagte er, der Sohn: nicht ohne meine Einwilligung. Wenn er der Meinung war, der Mann ist nicht der Richtige, dann war er nicht der Richtige. Undenkbar, dass eine Schwester ihm widersprochen hätte.

Er ist seit über einem Jahr in Deutschland, sie fast ein Leben lang. Er ist ein Flüchtling aus Afghanistan, nicht anerkannt. Und sie: Na, ich bin Deutsche, was sonst, in München aufgewachsen, jetzt Frankfurt, sie kennt nichts anderes, könnte auch nie woanders leben. Heimat halt.

Als er im Januar 2015 endlich in Deutschland ankam, hat sie ihn so empfangen, wie die Münchner ein paar Monate später Zehntausende empfangen haben. Mit einer Euphorie, von der er sich bis heute nicht erholt hat.

Ob sie auch dabei war, später, im Sommer, als die Flüchtlinge mit Blumen begrüßt wurden? Machst du Witze? Sie war jeden Tag am Hauptbahnhof in München. Es war krass, diese Hilfsbereitschaft, sie wussten gar nicht mehr wohin mit all der Empathie, all den Spenden. Sie hat Kleider sortiert, Essen verteilt, sie hat übersetzt, auf Kinder aufgepasst, Menschen in den Arm genommen, sie war wochenlang voller Adrenalin. In diesem Sommer hat sie Dinge erlebt, sie kann das gar nicht in Worte fassen, ihre Lippen beben.

So ging es ihm auch, er hat nach seiner Ankunft in München Dinge erlebt, die er nicht in Worte fassen kann. Shabnam Hotak, eine Cousine, mit der er davor, wenn überhaupt, zweimal geskyppt hatte, holte ihn aus dem Flüchtlingsheim ab, saß mit ihm zusammen an einem Tisch, sie erzählte ihm Geschichten, ihm allein, sie berührte dieselbe Speisekarte, die auch er berührte, er sah in ihre Augen, dunkel wie der Himmel über Kabul. Er dachte sich, das muss es sein, das Leben. Für sie war es nur ein netter Abend.

Ein Jahr ist das jetzt her. Aber die Erinnerung an den Abend vor einem Jahr hängt noch immer über ihnen wie ein Granitblock, er könnte jederzeit runterfallen. Ihn würde er erschlagen, so viel ist sicher.

Seitdem versucht sie, ihrem Cousin die Dinge zu erklären. Heiraten? Nach einem einzigen Essen im Vapiano? Sie saß mit Jungs und Mädchen zusammen in einem

Klassenzimmer, sie zieht sich enge Jeans an, wenn sie Lust hat, sie geht in Clubs, weil es eine Freude ist zu tanzen, sie hat Freunde, die Atheisten sind, sie trifft ihre eigenen Entscheidungen. Zum Beispiel die, dass er nicht der Mann ihres Leben ist.

Er hat immer wieder gesagt, Shabnam, jetzt habe ich es verstanden. Sie schiebt sich ein Stück Burger in den Mund, schüttelt den Kopf. Er hat sich in sie verliebt, gut, das kann passieren. Jetzt muss er sich einfach noch mal verlieben, in eine andere.

Eine andere? Er sitzt da, kerzengerade, sagt, man verliebt sich im Leben nur einmal, auch wenn die Liebe unglücklich endet, es ist unmöglich, eine zweite Person zu lieben. Liebe ist eben eine Gefahrenzone. Sie dreht sich jetzt zu ihm hin, sehr ernst, sie ist 23 Jahre alt, drei Jahre jünger als er, sie redet mit ihm wie mit einem Kind. Ihr Farsi ist laut und ein bisschen kratzig, eher eine Wolldecke.

Hier in Europa, sagt sie, kann man einfach so einen Menschen kennenlernen, wenn man will, sogar mit ihm zusammenleben, man probiert es aus, man redet, verweist zusammen, hat Sex. Wenn es nicht passt, dann ist die Sache, schnips, wieder vorbei. Schnips macht sie. Und er, Handy in der Hand, ist sich sicher, diesmal war es ihr Atem, der über seine Härchen streifte.

Sie stöhnt leise, stützt ihren Kopf in beide Hände, siehst du, was ich meine, er sagt, er versteht es, aber er versteht es nicht.

Sie ist manchmal wütend über diese Verbohrtheit, manchmal traurig, weil sie dabei zusehen muss, wie er zerbricht. Er kommt bis heute nicht damit klar, er versteht ihre Entscheidung nicht, er kämpft. Er starrt sie an, seine Cousine, das störrischste und lauteste Wesen, das ihm je begegnet ist, so eine Frau in Kabul, nicht auszudenken. Es war ein Schock für beide, als er ihr sagte: Ich will dich. Und sie sagte: Ne, geht gar nicht. Genau mit dieser Härte.

Er sagt jetzt, dass er nach diesem Jahr hier in Deutschland, nach den Erfahrungen, die er gemacht hat, zu dem Entschluss gekommen ist, dass die Liebe zweiseitig sein muss, nicht, wie er am Anfang dachte, dass man es erzwingen kann. Sie schaut ihren Cousin an und sagt: Meine Antwort dazu ist, leichter gesagt als getan.

Es ist alles so verdammt kompliziert, obwohl sie aus einer Familie sind, aus einem Kulturkreis, Cousin und Cousine, so viel Stolz, Scham, so viele Missverständnisse. Muss man sich da wundern über Köln?

Köln? Das hat er verstanden. Er möchte dazu ganz dringend etwas sagen, da ist er, der Blick, vor dem die Cousinen noch heute zittern. Selbst Shabnam ist jetzt still.

Er sagt also Folgendes, mit einem großen Ernst, wie die Bundeskanzlerin bei der Neujahrsansprache: Nicht alle Flüchtlinge sind so wie diese Männer in Köln. Er zum Beispiel, ein junger Mann aus Kabul, wenn er mit dem Bus fährt, mit der Tram, weicht er den Blicken der Frauen aus. Er macht es vor, weicht Shabnams Blick aus, schaut runter auf das Handy, die weißen Handknöchel. Es ist eine Frage des Respekts, sagt er.

Darum geht es. Er war in der Schule, beim Militär, hat ein paar Semester studiert, bevor ihm der Vater befahl, zur Armee zu gehen. Er wusste, dass Europa nicht wie Afghanistan ist, dass die Menschen hier frei sind, das hört man in Kabul an jeder Straßenecke, aber was es bedeutet, weiß niemand. Als er das erste Mal in einer Disco stand, war das ein Schock, dann nur noch Traurigkeit. Disco sagt er, schon das Wort ist aus einer anderen Zeit. Er geht nicht mehr in die Disco, es tut zu weh, wie sie tanzen, Männer, Frauen, so viele Blicke, Berührungen, und er steht da und schaut zu. Die Beine der Frauen, das duftende Haar, keiner ist darauf vorbereitet. Keiner.

Würdest du deiner Schwester erlauben, tanzen zu gehen? Fragt sie. Niemals, sagt er. Aber er weiß, wie er sich zu benehmen hat, dass die Frauen hier nicht belästigt werden wollen. Er sagt: Männer, die hier so etwas machen, waren schon in ihren Ländern schlechte Männer, sie kommen aus einem schlechten Elternhaus. Er jedenfalls ist nach Silvester eine Woche nicht auf die Straße gegangen. Aus Scham.

Seine Cousine nickt, so ist es, alles eine Frage der Erziehung, des Intellekts. Es gibt leider Flüchtlinge, die halten alle Frauen hier, sie beugt sich nach vorn, Entschuldigung, für Schlampen. Sie reden, als würden sie jede Woche ein neues Mädchen haben. In Wahrheit wüssten sie nicht, wohin vor Glück, wenn ihnen eine dieser Frauen nur einen Blick schenken würde. Einen. Sind oft Männer, die schon in ihrem Land ein Niemand waren, müssen sich groß aufspielen, sagt Shabnam, lächerlich, haben null

Chancen, die Frauen hier sind viel zu selbstsicher, zu stark. Selbst die Nutten sind für sie zu teuer.

Das ist es, was sie hier zerreißt. Es ist alles da, aber nicht für sie.

Dann fragt sie ihren Cousin, weil sie das jetzt wissen will, was muss eine Frau haben, damit sie eine gute Frau ist?

Er holt aus, fängt bei den Müttern an, den Vätern, den Onkeln und Tanten in Afghanistan, er spürt, es ist gefährliches Terrain, also die Nachbarn, die Schwestern, alle zu Hause sagen, unsere Frauen sind gut, sie kochen für den Mann und gehen nicht aus dem Haus. Und schlechte Frauen sind so wie die in Europa, sie tragen Miniröcke, ausschließlich, immer, kürzer als jede Unterhose. Als wüssten sie in Kabul, was ein Minirock ist. Und dann kommen die Männer hierher und sehen die Frauen, es braucht gar keinen Minirock, es reichen die Frauen.

Shabnam Hotak überlegt kurz, was er wohl meint. Sie ist ein braves Mädchen, kein Alkohol, keine Drogen, sie hat lange gebraucht, bis sie das erste Mal in einen Club gegangen ist. Aber sie ist nicht verschleiert, sie bleibt nicht im Haus, sie widerspricht ihrer Mutter, voller Furor, sie gibt Männern die Hand. Darf sich ein Afghane in so eine überhaupt verlieben? Es ist verwirrend. Sie kann seine Hilflosigkeit verstehen, seine Angst, er ist in der Zwickmühle. Shabnam fragt sich, wie so ein Mann das alles verarbeiten soll, im Gehirn.

Er merkt, dass sich da etwas zusammenbraut, schaut raus aus dem Fenster, Zeil, Frankfurt, der Verteilungsschlüssel hat ihn hierher getragen. Und sie ist auch weg aus München, will in Frankfurt ihr Abitur nachholen, dann studieren. Wieder zusammen. Zufall. Gerade scheint die Sonne, es ist empörend schön da draußen, alles perfekt, die Häuser, die Straßen, die Menschen, die Frauen knöpfen ihre Mäntel auf. Manchmal kommt es ihm so vor, als sei das ganze Land voller Liebespaare, kein normaler Mensch, nur Küssende, Tätschelnde. Er isst endlich ein Stück Burger.

Wenn ihm jemand gesagt hätte, so tickt unsere Gesellschaft, so tickt sie nicht, vielleicht wäre dann alles einfacher. Aber da kam nichts, sie haben ihn leben lassen, essen, schlafen. Ihm hat die Handreichung gefehlt. Wie kann er Teil dieser Gesellschaft werden? So wie Shabnam, seine Cousine, die ein kleines Kind war, als sie in

dieses Land kam, an die Flucht erinnert sie sich nur in verhuschten Bildern, wie sie durch den Wald liefen. Sie weiß noch, wie sie ein fremder Mann zur Erstaufnahme getragen hat. Der Rest ist Deutschland.

Sie ist gerade aus Indien zurückgekommen, dort war sie mit ihrer Mutter, sie hat eigentlich andere Dinge im Kopf, sie ist drei Leben weiter, sie redet über die unglaubliche Armut in Indien, und was man dort mit zehn Euro bewirken kann, zehn Euro, ein Döner, sie will ihre Freunde überreden zu spenden, sie will, dass Kinder dort zur Schule gehen, sie sagt, wir leben hier im Paradies und keiner schätzt es.

Und er denkt, sie ist einfach über Kabul drübergeflogen, siebeneinhalb Stunden, er brauchte mehr als ein halbes Jahr. Die Kälte in den Bergen zwischen Iran und der Türkei, die Angst, die er hatte, als er in einen Container gesperrt wurde, der ihn von der Türkei nach Belgrad brachte. Die Tage im Lastwagen, eingeklemmt hinter Kästen mit Getränken, gut, verdursten konnte er nicht, aber es gab keine Luft, keinen Raum. Es stank nach der Angst junger Männer. Dann sechs Monate Lager in Kroatien, das faulige Essen, das man ihnen dort gab.

26000 Dollar hat es gekostet, ihn hierher zu bringen. Der Vater hat ihn unterstützt, immer wieder hat er Geld geschickt. Der Junge musste fliehen, die Taliban wollten ihn töten, der Abschied war ein Sprung aus dem Fenster im Haus seiner Tante. 26000 Dollar, weil die Schlepper immer mehr verlangten. Sie lassen dich in einem Zimmer hungern, in den Bergen frieren, dann fordern sie nach. Willst du hier verrotten? Der Vater hat Land verkauft, Schmuck. Sein ganzes Leben hat er gegeben, damit der Sohn ein Leben hat. Er kann es ihm nicht antun, hier zu zerbrechen.

Olman, sagt der Cousin, das Farsi-Wort für Deutschland. So wie er das sagt, klingt es wie der Name einer Geliebten. Olman.

Deutschland, das Traumland, solange er denken kann, reden die Menschen von Deutschland wie vom Paradies. Lange bevor Merkel die Flüchtlinge ins Land gelassen hat. Schon lustig, dass alle sagen, die kommen wegen Merkel. Sie hören die tödlichen Fluchtgeschichten, sehen Videos, auf denen das Mittelmeer Babyleichen an die Strände spuckt. Sie glauben trotzdem die Geschichten der Schlepper und lachen über die,

die sagen, Brüder, esst das Brot, das ihr habt, aber geht nicht nach Europa. Sie lachen, bis sie selber hier sind.

Shabnam Hotak hat jetzt auch eine Geschichte, die sie erzählen muss, es geht um die Verwirrung, um Männer und Frauen, um Köln, ach, letztlich um alles. Sommer, Messe München, sie in der Kleiderkammer, viele junge Männer aus Afghanistan. Plötzlich hört sie einen auf Farsi sagen: „Die würd’ ich gerne ficken!“

Leise sagt sie das in das Gesäusel der Loungemusik hinein, ficken, so hat es dieser Junge gesagt. Sie konnte es erst gar nicht fassen. Noch nie hat ein Mann so niveaulos über sie geredet. Soll man so ein Arschloch ignorieren? Oder ansprechen? Muss man Mitleid haben, Verständnis? Sie ist dann wie in Trance zu ihm hingegangen, ganz nah an sein Gesicht, so nah, wie es sich der Cousin in seinen schönsten Träumen nicht erlauben würde.

Sie hält sich ihre Gabel vors Gesicht, ihre Augen blitzen durch die Zinken. So nah war sie diesem Schamlosen. Was hast du über mich gesagt? Er entschuldigte sich, wurde rot, sprach von einem Versehen, nicht du, Schwester. In ihr eisige Kälte. Siehst du hier eine andere? Sie sprach in einer Lautstärke, die sie selbst überraschte: Jetzt pass mal auf, du bist jetzt in Deutschland, hier kannst du keine Frau unterdrücken, hier kannst du keine Frau als Sexobjekt sehen, und hier kannst du auch keine Frau so belästigen. Wenn du mit deiner Schwester und deiner Mutter so umgehst, ist es bis heute deine Sache gewesen, aber ab heute kannst du das nicht mehr machen. Du bist in Deutschland angekommen, auch eine muslimische Frau in Deutschland ist nicht wie eine muslimische Frau in deinem Land. Ich schäme mich, dass du ein Afghane bist, du kommst hierher, und das Erste, was dir durch den Kopf geht, sind Frauen, Sex und Gewalt. Das ist sehr beschämend für dich und für mich. Und noch etwas brüllte sie: Hier in Deutschland regieren die Frauen, nicht die Männer. Dann war Ruhe.

Ihr Cousin hat nicht verstanden, was sie gerade gesagt hat, sie hat es nicht übersetzt, aber er spürt, es war von großer Wichtigkeit. Sie ist auch noch nicht fertig, sagt, diese Männer müssen hart bestraft werden, nach unserem deutschen Gesetz. Wenn wir jemandem den kleinen Finger geben, darf er nicht den ganzen Arm nehmen. Wir, unsere Gesetze, sagt sie.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Was, wenn jeder zweite so ein Arschloch ist? Shabnam Hotak sieht das so: Es ist doch immer kompliziert, zwischen Männern und Frauen, auch in Deutschland. Und ihr Cousin und all die anderen Männer müssen halt lernen, was es heißt, hier zu sein. Sie müssen lernen, was Liebe in Deutschland ist. Nicht Hochzeit, nein, Liebe. Es wird dauern, bis sie das wirklich verstehen, aber es wird klappen.

Ihre in Indien mit Henna bemalten Hände tanzen vor seinem Gesicht. Er starrt den flatternden Händen hinterher. Er ist nur noch ein Schatten von dem, der er war, als er im Juni 2014 wegging. Seine Schwestern und seine Mutter, sagt er, haben ihn geliebt. Jaja, sagt Shabnam, sein Essen stand immer bereit, seine Wäsche war immer gewaschen und gebügelt, wenn er Tee haben wollte, haben sie ihm Tee gebracht.

Andererseits: Stell dir vor, er müsste zurückgehen, trotz der Taliban. Er müsste also zurück und würde seinen Schwestern sagen, lebt, macht, was ihr wollt. Die Leute würden sagen, schaut ihn euch an, er hat ein bisschen Europa gerochen und kommt zurück als Ehrloser. Sie würden ihm sagen, nur weil du nach Deutschland gegangen bist und dich verloren hast, willst du uns sagen, was gut und was schlecht ist?

Der Cousin schaut jetzt hinaus in die Sonne, Fingertapser auf der Scheibe, die Härchen auf seinem Handrücken liegen still. Alles wäre möglich, aber nichts ist möglich, er kann die Wimpern seiner Cousine zählen, nur zählen, sie sind drei Leben weit weg. Wenn ihn einer fragen würde, soll ich nach Deutschland kommen? Er würde ihm sagen, komm nicht.

Heimat

Die Eltern von Safet Babic waren bosnische Gastarbeiter. Ihr Sohn wurde Mitglied der NPD. Wie konnte es dazu kommen?

Von Britta Stuff, DER SPIEGEL, 03.09.2016

Er lebt in einem Hochhaus, direkt am Eingang der Stadt, wo die einfahrenden Autos wie anbrandende Wellen klingen. Nebenan: ein Stadion, das von besseren Zeiten erzählt. Als Eintracht Trier in die zweite Liga aufstieg, leistete sich der Verein eine große Tribüne. Gegenüber: ein Freibad.

In seiner Wohnung kann man ihn nicht besuchen, das will er nicht. Sie sei nicht für Besuch gemacht, ein Zimmer, winzig klein. Wenn man ihn treffen will, muss man in einen Keller aus dem 13. Jahrhundert, so tief unter der Erde, dass man dort einen Bombenangriff überleben könnte. Der Eingang ist direkt neben Karstadt in der Fußgängerzone. Es ist ein Restaurant, eigentlich essen hier nur Touristen, aber er hat in vielen Läden in Trier Hausverbot. Sie wollen niemanden von der NPD bewirten. Und so sitzt er im Halbdunkel zwischen Japanern, die Jägerschnitzel essen.

Wie das alles begann?

Er sagt, das sei in der Eisdiele gewesen, aber man könne natürlich noch früher anfangen.

Man könne in den Siebzigerjahren anfangen, als seine Eltern ihre Heimat verließen, aus der bosnischen Krajina nach Hanau fuhren, um Gastarbeiter zu werden.

Der Vater Maurer, die Mutter Textilarbeiterin, beide Muslime. Ihr zweiter Sohn kam in Hanau feuerrot zur Welt, am 28. März 1981. Safet, das bedeutet "der Reine".

Er war zehn Jahre alt, als in Jugoslawien der Krieg begann. Im Fernsehen sah er die Vergangenheit zerfallen, das Land, aus dem er stammt und in das die Familie nicht mehr zurückkann. Es war klar: Dieses Land würde nie seine Heimat sein.

Sein Vater war in Bosnien in der kommunistischen Partei gewesen und hatte in Deutschland, so schien es dem Sohn, die Politik aufgegeben wie andere das Rauchen. Der Sohn rief bei den Parteien in Deutschland an und bestellte Infomaterial. Grüne, SPD, CDU, NPD, REP.

Alle lieferten. Nur von den Rechten hatte auch jemand Zeit für ihn und traf den Jungen in der Eisdiele. Da war er 13.

Heute, mit 35, ist er ein bisschen bekannt. Das liegt an einem Video, das er im vorigen Jahr bei YouTube hochgeladen hat. Man sieht dort vier Rechte aus Trier, mit Fackeln. Sie sagen: "Am 1. August zeigt der nationale Widerstand in der ältesten Stadt Deutschlands Flagge. In Trier wird die NPD gegen das neue Asylheim in Trier West auf die Straße gehen. Jetzt sind alle gefragt. Denn der Asylirrsinn nimmt überhand."

Sie stehen an der Mosel und sprechen in die Kamera. Der eine ist dick, der andere hat außerdem noch eine Glatze, der dritte lispelt, dem vierten fehlen Zähne.

Es gab Parodien im Netz, eine von Jan Böhmermann, eine von Oliver Kalkofe. Plötzlich waren er und die NPD Trier bekannt.

Er will eigentlich nicht über das Treffen in der Eisdiele reden.

Vielleicht erschien es ihm logisch, was der Mann ihm sagte. Vielleicht hatte er das Gefühl, dass er recht hat. Vielleicht war es auch einfach nur schön, dass ein Erwachsener ihn ernst nahm.

Er begann danach, sich zu informieren. Jemand gab ihm den Tipp, sich ein Buch zu besorgen, "Was die Rechten lesen", herausgegeben von der Arbeitsstelle Neonazismus der Fachhochschule Düsseldorf. Dort sind Zeitschriften aufgelistet, die die Arbeitsstelle für rechtsextrem hält. "Deutsche Stimme". "Wikinger". "Die Neue Front". Er sparte sein Busgeld und gab es für Zeitschriften aus.

Er erfuhr Dinge, die er nicht in der Schule lernte und die er erst nach und nach verstand. Wenn er davon erzählt, klingt es, als wäre er immer weiter in einen Raum gegangen, der ihm erst dunkel erschien. Aber je mehr sich die Augen an die neue Umgebung gewöhnten, desto mehr sah er und desto wohler fühlte er sich. Dieser Raum sollte sein neues Zuhause werden.

Mit 14 ging er anders durch die Straßen von Hanau. Er sah, was er gelesen hatte. Er sah Leute mit dunkler Haut. Ausländer, die sich benahmen, als würden die Straßen ihnen gehören. Ihm fiel noch etwas auf: Sie waren anders als er.

Er las im "Nibelungenlied". An der Stelle, an der Volker von Alzey im Kampf gegen die Hunnen Hagen von Tronje treu zur Seite steht, musste er weinen. Es gefiel ihm, gerührt zu sein. Er bestellte Flugblätter bei den Republikanern und verteilte sie vor der Schule, als sei nichts dabei.

Die Eltern wurden einbestellt.

Sajo, muss das sein? Kannst du dich nicht entschuldigen?

Der Sohn dachte, was er vorher gelesen hatte: Nie zurück, nur vor.

An seiner Schule war er von nun an jemand. Nicht mehr nur Safet Babic, sondern eine Attraktion. Er meldete sich, um die deutsche Kriegsschuld zu diskutieren, einmal, so erzählt er es, brachte er eine Lehrerin vor der Klasse zum Weinen. Er fragte, wie weit es mit der Meinungsfreiheit in einem Land sein könne, das die Wiking-Jugend verbiete. Und merkte an, dass Rudolf Heß den Frieden wollte. An der Nachbarschule pappte er Aufkleber an Klotüren und Laternenmasten, "50 Jahre Kapitulation feiern nicht mit uns – DVU". Die erste Hausdurchsuchung, mit 14. Er sagt, dass sie viermal versucht hätten, ihn der Schule zu verweisen. Und viermal seien sie gescheitert.

Morgens, auf dem Weg zur Schule, sagte er sich immer wieder:

"Ich bin ein Stein gegen eure Wand.

Ich bin ein Stein gegen eure Wand.

Ich bin ein Stein gegen eure Wand."

Es klingt, als wäre es ihm ganz und gar unmöglich gewesen, damit aufzuhören. Als wäre es seine Droge gewesen.

1997 wurde er eingebürgert und bekam einen deutschen Pass. Er wurde deutscher Staatsbürger, Deutscher war er für viele NPDler dennoch nicht. Er ging zu den Jungen Nationaldemokraten, der Jugendorganisation der NPD. Er fuhr zu einem Parteitag, ihm gefiel die Stimmung. Sie ließen seinen Aufnahmeantrag lange

unbearbeitet liegen, als wäre er Gift. Dann bestellten sie ihn ein. Sie diskutierten, ob man jemanden wie ihn aufnehmen könne, jemanden, der Safet Babic heißt.

In der NPD gibt es wie in jeder Partei Strömungen. Es gibt die, die an das deutsche Volk glauben, und die, die eine nordische Rassengemeinschaft sehen. Es gibt die, die sagen, nicht alles unter Hitler war schlecht, und die, die gleich einen Hitlerbart tragen.

In der Sitzung, die über Safet Babic' Zukunft entschied, sagte jemand: "Aber er sieht doch ganz arisch aus."

Er hat die blauen Augen seiner Oma aus der Nähe von Bihać.

Am Ende stimmten fünf gegen ihn und sieben für ihn. Seine Aufnahme führte dazu, dass Dutzende Rechtsradikale austraten, sich von der Partei abspalteten, vor allem in Ostdeutschland. Der komplette sächsische JN-Landesverband ging. Man könne nicht multikulturell sein, wenn man gegen die multikulturelle Gesellschaft sei.

In seinem Kinderzimmer lief Musik von Skrewdriver, Landser und Kraftschlag.

"Denn Du bist stolz,
keiner kann Dich leiden,
doch Du liebst nur Dein Land.
Darum nimmst Du aus Wut und Trotz
das Fremden-Problem in die eigene
Hand.
Du bist stolz,
keiner kann Dich leiden,
doch Du liebst nur Dein Land,
darum ziehst Du nachts durch deutsche
Straßen und säuberst Dein Vaterland."

Wie er die Welt sieht?

Die Ideen der NPD seien groß, aber die Welt sei noch nicht bereit. Doch die Zeit werde der NPD recht geben. Es gehe nämlich vielen so, dass es sie bedrücke, in einen Bus zu steigen, in dem "andere Rassen" sitzen. Das sei eine ganz einfache Wahrheit, aber wenn man sie ausspreche, schrien alle auf. Man dürfe nicht mal "Rasse" sagen,

obwohl selbst im Grundgesetz von Rasse gesprochen werde, da stünde: Niemand darf wegen seiner Rasse benachteiligt oder bevorzugt werden. Da könne man ganz weit ausholen, aber es gebe auch ein Problem: Es gebe Dinge, die man in Deutschland nicht sagen dürfe. Stichwort "Drittes Reich". Er habe auf diese Dinge eine besonders klare Sicht, weil er bosnische Eltern habe. Ihm sei nicht eingeredet worden, dass die Deutschen Schuld hätten.

Er sagt: Aber machen Sie sich nichts vor, da werde ich nicht alles sagen, was ich denke. Er spreche generell in jeder Lebenssituation, als stünde der Staatsanwalt direkt daneben.

Wenn man ihn was fragt, was er nicht beantworten will, sagt er: Ach, wissen Sie – und lacht laut.

Ach, wissen Sie: Gegen den Einzelnen habe er nichts. Ein Jude könne nett sein, aber Israel müsse weg. Manchmal gehe er sogar einen Döner essen, am Bahnhof. Döner essen und rechtsradikal sein, das schließe sich nicht aus. Je nach Ziel könne man sich auch mit Leuten solidarisieren, mit denen man sich sonst nicht solidarisieren würde. Er habe auch schon neben Palästinensern demonstriert, da ging es gegen Israel. Da habe er dann einfach nicht bei allen Parolen mitgebrüllt. Die Menge rief: "Allahu akbar." Er stimmte an: "Nie wieder Israel."

Er sagt, eine Demo sei die Krönung eines Tages. Bei einer Demo sei alles ganz klar. Die rechte Szene in Trier ist klein, und er ist ihr Chef. Es kommen vielleicht zehn NPDler. Er hat im Supermarkt die Fackeln für die Kameraden besorgt, im Copyshop ließ er "Treu Sozial National" auf Poloshirts drucken. Er hält dann die Reden und findet die Worte, bei denen jeder mitbrüllt, zum Beispiel vor einem der Flüchtlingsheime. Dann hört man noch ein bisschen Musik, zum Beispiel das Deutschlandlied, alle Strophen.

Er habe von Natur aus einen guten Schlaf, aber nach so einem Abend schlafe er wie ein Stein.

Er sieht einem fest in die Augen, wenn er das erzählt, als sei es ein Kampf, bei dem der verliert, der zuerst blinzelt. Als brauche er dringend eine Reaktion, ganz egal welche.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Einmal hat er versucht, neu anzufangen. Das war 2001.

Er war Linker, für ein halbes Jahr. Er verließ Hanau und begann, in Trier zu studieren. Er ging zu linken Gruppen im Asta und sagte, er sei bereit mitzuhelfen. Er meldete sich bei der NPD ab, sagte denen, er sei nun Maulwurf. Es war die Zeit, als die NPD zum ersten Mal verboten werden sollte.

Bei den Linken war er glücklich. Die Linken können so links sein, wie sie wollen, das ist gesellschaftlich akzeptiert, sagt er. Als Linker wird man begrüßt, man wird zu Partys eingeladen. Er verteilte Flugblätter gegen die Großbanken und rief zum Uni-Streik auf.

Es sei ganz leicht, als Rechter links zu sein, das habe er damals schnell gemerkt. Einfach das Nationale weglassen. Nicht so viel vom Volk reden, schon gar nicht von Rassen. Genossen statt Kameraden, der Rest könne bleiben, Kapitalismuskritik, Eurokritik, der kleine Mann.

Einmal sagte jemand: Safet, du bist so links, dass es schon fast rechts wieder rauskommt. Da musste er lachen.

Die Linken sollten seine neue Heimat werden, das nahm er sich vor. Falls die NPD vom Verfassungsgericht verboten werden würde, würde er bleiben. Doch dann kam es raus, jemand erkannte ihn.

Aber der ist doch bei der NPD.

Da war es vorbei mit den linken Freundschaften, die meisten grüßten ihn nicht mehr.

Im April 2016 wurde er wegen Volksverhetzung vom Amtsgericht Trier in erster Instanz zu einer Bewährungsstrafe verurteilt. Es ging um eine Rede am 1. Februar 2014, vor einem Asylbewerberheim in Trier. Ausschnitte:

"Liebe Kameradinnen und Kameraden, heute sind wir hier, weil wir keine Lust mehr haben auf Zigeuner, die hier Millionen bekommen."

"Wir haben keine Lust, diesen Gruppen immer noch die Mieten zu finanzieren."

"Wir wollen ein weißes Europa, wir wollen ein deutsches Volk sein."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Da sind unsere Qualitätszuwanderer. Liebe Freunde, leider wächst keine Baumwolle und keine Bananenstaude hier in Trier."

"Die Affen drücken sehr an den Gitterstäben. Es sind Affen in Menschengestalt."

"Wer Deutschland nicht liebt, muss Deutschland verlassen. Wer Deutschland nicht liebt, muss Deutschland verlassen. Wer Deutschland nicht liebt, muss Deutschland verlassen."

"Dann geht back to Africa."

Er hasst das Reisen und die Fremde. Er ist noch nie in seinem Leben geflogen. Einmal organisierte er einen Ausflug für seine Kameraden, mit dem Bus, nach Wunsiedel zum Grab von Heß.

Er sagt, er sei ein Gewohnheitstier. Er habe die Welt aus seiner Wohnung ausgeschlossen. Er habe kein Internet und keinen Fernseher. Er brauche keinen, das habe er nach 9/11 beschlossen.

Er sah die Nachrichten, und er dachte: Die wollen, dass ich etwas fühle. Die wollen, dass ich mitleide.

Er wollte, dass Mitleid ihm fremd wird.

Er will die Bilder nicht, aber er braucht die Nachrichten. Sie sind Teil seines Geschäfts.

Er geht zum Internetcafé. Mails checken. Er googelt, was so los ist. "Safet Babic", "Flüchtlinge Trier", "Asylbewerber Trier". Dann postet er noch etwas auf der Facebook-Seite der NPD Trier, die über 200 Menschen liken. Vielleicht was über den IS-Terror oder darüber, dass ein Asylbewerber eine Oma vergewaltigt haben soll.

Er läuft mit geradem Rücken durch die Straßen der Stadt. Er trägt meist Schwarz und oft einen Jutebeutel in der Hand. Ein Revolutionär muss im Volk schwimmen wie ein Fisch im Wasser, sagt er. Er muss unauffällig sein, heißt das, aber er ist nicht unauffällig.

Er hat dafür gesorgt, dass jeder ihn kennt, dass er auch hier eine Attraktion ist. Er lebt seit über 15 Jahren in Trier. Er war fast zwei Jahre im Stadtrat, dann flog er

raus, weil er wegen gefährlicher Körperverletzung verurteilt wurde: Schlägerei mit Linken beim Plakatekleben. Er ist NPD-Kreisvorsitzender, er stand bei den Landtagswahlen in Rheinland-Pfalz auf Platz drei der Landesliste.

Er geht also durch die Stadt, eine kleine Stadt, eine Stadt voller Feinde.

"Nazischwein."

"Braunes Stück Scheiße."

Er geht weiter und lächelt. Wenn ihn jemand bespuckt, was fast jeden Tag vorkommt, geht er weiter und lächelt. Er kann lächeln ohne den geringsten Anlass. Er sagt, er sei immer vorbereitet, sobald er seine Wohnung verlässt. Draußen sein nennt er eine Bedrohungssituation. Er sagt: Wenn mich jemand angreifen will, dann macht er das ohne Ankündigung.

Einmal trat ihm jemand ganz unvermittelt in den Bauch, mitten in der Stadt. Aber er wiegt drei Zentner. Er sagt, er habe es kaum gespürt.

Angst?

Über Angst will er nicht sprechen.

Angst hat man nicht, sagt er.

Verboten, sagt er.

Einmal gelang es jemandem, ihn doch zu treffen. Ein Gegendemonstrant zischte "Pička", Bosnisch für Muschi. Das habe er dann auch gleich der Polizei gesagt. Er hätte gern auf Bosnisch geantwortet, aber auf einer NPD-Demo spreche man Deutsch. Er sagt, Bosnisch spreche er mit seinen Eltern, Bosnisch gehe direkt ins Herz. Doch auch über sein Herz will er nicht sprechen.

Worüber dann?

Er hatte Siege über das System, er erzählt von ihnen wie von gewonnenen Schlachten.

Einmal bestellte ihn das Schulamt ein, um seine Gesinnung abzuklopfen. Er wurde gefragt, wie die Einsatzgruppen des Reichssicherheits-Hauptamtes von Heinrich Himmler hießen. Er sagte "A, B, C und D" und auch, dass es ja nicht

verboten sei, das zu wissen. Nur sein Vater, der dabei saß und nicht alles auf Deutsch genau versteht, fragte am Ende des Termins: "Wieso wollen sie von dir das Alphabet wissen?"

Oder als er einberufen werden sollte. Er habe der Bundeswehr einen Brief geschrieben. Er freue sich schon sehr auf die Zeit im Heer, er wolle auch mithelfen und einen "Ring nationaler Soldaten" gründen. Man bestellte ihn wieder ein, ließ ihn von einem Psychologen befragen und teilte ihm mit, dass man aus organisatorischen Gründen auf eine Einberufung verzichte.

Oder als die Linken durchsetzen wollten, dass die NPD Trier am 9. November und am 27. Januar nicht demonstrieren darf. Der 9. November sei der Tag der Judenpogrome in Deutschland, der 27. Januar der Tag der Befreiung von Auschwitz, haben sie gesagt. Das habe er sich nicht gefallen lassen und sei vor Gericht gegangen, einmal sogar bis vors Bundesverwaltungsgericht. Er habe natürlich gewonnen.

Ein Stein gegen die Wand.

Er ist Politologe, so steht es in seinem Lebenslauf. Das ist viel für die NPD, deren Mitglieder meist nicht studiert haben. Aber er wird es nicht nach oben schaffen in der Partei, schon gar nicht mit dem Namen. Manche nennen ihn im Spaß Siegfried Bach. Das ändert natürlich nichts, über die Jahre sind immer wieder NPDler ausgetreten, nur seinetwegen.

Es gibt auch in der NPD oben und unten. Er ist irgendwo in der Mitte, eher weiter unten, seitdem er dieses Video am Fluss gemacht hat und seine Partei ihn bat, es wieder zu löschen.

Er sagt, das habe ihm nichts ausgemacht. Jede Art von Aufmerksamkeit sei gut für die Sache. Er halte es da mit Zarathustra: Dass sie über ihn lachen, sei sein Glück.

In Karlsruhe tagt das Bundesverfassungsgericht gerade zum zweiten Mal über die Frage, ob seine Partei vielleicht bald verboten wird.

Und dann?

Er würde vielleicht zur AfD gehen. Schließlich ernte die, was die NPD gesät habe. Eine gute Partei sei das. Aber die AfD nimmt angeblich keine NPDler.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Man könnte aussteigen. Gibt ja genug, die es gemacht haben, sagt er. Das sind dann Leute, die man lange nicht gesehen habe und die dann plötzlich auf dem Titel vom "Stern" prangten. Das wolle er nicht.

Nie zurück, nur vor.

Er bekommt 404 Euro monatlich von der Arbeitsagentur. Manchmal bewirbt er sich auf Stellen, aber die Leute googeln. Da steht dann, wer er ist. Es sorgt dafür, dass er es bleibt. Einmal wurde er eingeladen zu einem Vorstellungsgespräch. Da sagte der Typ: Wie im Zoo. Ich wollte nur mal sehen, wie Sie aussehen.

Die Arbeitsagentur hat ihm eine Weiterbildung empfohlen, ein Programm für Arbeitslose. Da soll er lernen, wie man sich bei Bewerbungen richtig präsentiert.

Seine Partei wünscht auf Plakaten Ausländern einen "Guten Heimflug", damit meint sie auch Einwanderer wie seine Eltern. Er sagt, sie kämen zurecht, wenn sie das Land verlassen müssten. Sie wären schon einen Tag vorher weg. Solche seien das. Er sagt, sie dächten darüber nach zurückzugehen, in ihre Heimat, die nicht seine ist.

Er wird bleiben, als der König einer Handvoll NPDler, in Trier, dem Ort, den er Heimat nennt.

Er hat hier keine Familie. Er suche noch 'ne Dumme, sagt er. Er hatte mal eine, lang vorbei. Heute begegnet er vor allem Frauen, die auch in der NPD sind. Aber eine Frau aus seiner eigenen Welt will er nicht. Zu gefährlich. Er sagt, manchmal kämen Familien mit Kinderwagen zu den Demos. Da werde ihm ganz anders. Man wisse schließlich nicht, was passiert. Vielleicht werfe jemand einen Stein. Vielleicht treffe dieser Stein das Baby.

Was ihm gefällt:

Im Sommer schwimmen. Morgens über die Straße gehen, ins Freibad. Zehn Bahnen maximal, auf dem Rücken, Ohren unter Wasser.

Nachts draußen sein. Egal welche Jahreszeit, er legt sich beinah jede Nacht auf den Balkon in seinem Hochhaus am Eingang der Stadt, Rücken auf der Matratze, und schläft unter freiem Himmel.

Manchmal, wenn er das Haus verlassen will und die Linken auf ihn warten, ruft er die Polizei.

So sind die letzten Jahre vergangen.

Was ihn tröstet, ist ein Vers aus der "Edda", einer Sammlung nordischer Götter- und Heldengesänge:

"Besitz stirbt,
Sippen sterben,
du selbst stirbst wie sie;
eins weiß ich, das ewig lebt:
der Toten Tatenruhm."

Wenn man ihn fragt, was er noch vorhat mit seinem Leben, dann sagt er, im Prinzip alles Mögliche.

Wahrscheinlicher sei: nichts.

71 Leben

Am 27. August 2015 steht ein verlassener LKW in einer Parkbucht an der Autobahn vor Wien. In seinem Laderaum: die Leichen von 71 Flüchtlingen. Ihr Tod wird zum Symbol der gescheiterten Flüchtlingspolitik und der skrupellosen Schleuser-Kriminalität. Die Toten aber sind bald vergessen. Wer waren diese Menschen? Die Rekonstruktion einer Tragödie

Von Felix Hutt, stern, 04.08.2016

Als sich die beiden Polizisten der Autobahninspektion Potzneusiedl im Burgenland am 27. August 2015 gegen 11 Uhr dem Lastwagen nähern, blickt sie von der rechten Hintertür ein Huhn auf einem Werbefoto an. „Ich schmecke so gut, weil ich so gut gefüttert werde“, steht über dessen Kopf. Durch die Ritzen des Laderaums tropft eine rötliche Flüssigkeit auf den Asphalt. Vom Lkw kommt ihnen Gestank entgegen. Bittet man Beteiligte, die später bei der Bergung helfen, diesen Geruch zu beschreiben, schütteln sie den Kopf und winken ab. Unmöglich, sagen sie, so etwas haben sie noch nie gerochen.

Der Kühllaster, Typ Volvo FL 180, mit dem ungarischen Kennzeichen Z-12198, fuhr jahrelang Masthühner durch die Slowakei, bevor ihn die Firma Hyza ausrangierte und nach Ungarn verkaufte. Er steht bereits seit über einem Tag in der Parkbucht an der A 4 Richtung Wien, kurz vor der Ausfahrt Parndorf. Auf der Balkanroute, wie die Autobahn genannt wird, weil sie von Wien nach Ungarn und Serbien führt, kommt es häufiger vor, dass alte Fahrzeuge abgestellt werden. Aber es gibt Wichtigeres zu tun. Es sind über 30 Grad, Rekordsommer, Ferienzeit. Der Neusiedler See ist nicht weit, und im Outlet-Center nebenan startet das beliebte Late-Night-Shopping, die Furla-Damentasche für 70 statt 353 Euro.

Doch dieser Lastwagen lässt sich nicht länger ignorieren. Ein Mitarbeiter der Autobahnmeisterei, der in der Nähe Rasen mäht, hat wegen des Gestanks die Polizei

gerufen.

Die Beamten öffnen den Laderaum. Treten zurück. Sie sehen verwesende Körper, ineinander versunken, aneinandergelehnt, als stünden sie in einer überfüllten U-Bahn und wären eingeschlafen. Ihre Füße stecken bis zu den Knöcheln in einem Gemisch aus Kot, Urin und Leichenflüssigkeit. Die Polizisten rufen in den Laderaum. Niemand antwortet. Sie benachrichtigen den Notarzt und die Dienststelle. Sie machen ein Foto, das den Kollegen die Lage beschreiben soll und am nächsten Tag in der „Kronen-Zeitung“ erscheint. Sie schließen die Tür. Es ist zu viel. Um 11.25 Uhr schicken sie über das Polizeisystem „SMS Pro“ eine Nachricht: „Lkw mit ca. 20 Toten auf A4 Parndorf aufgefunden“.

Es sind 71 Tote. 21 Afghanen, 29 Iraker, 15 Syrer, 5 Iraner und ein Mann, der nicht identifiziert werden kann. 59 Männer, 8 Frauen, 4 Kinder. Die Jüngste, Lida aus Kundus, Afghanistan, ist elf Monate alt. Verfolgte, Verzweifelte, Sunniten, Schiiten, Christen, Lehrer, Rechtsanwälte, Händler, Polizisten, Teenager, drei Familien, FC-Barcelona-Fans, Facebook-Poser, ein Kaleidoskop der Menschheit. 71 Tote, die uns nicht den Gefallen getan haben, weit weg im Meer zu ertrinken. 71 Leben, die sich in einem viel zu engen Laderaum von Schleppern durch Ungarn und Österreich fahren lassen wollten, weil am Ende ihrer Odyssee Deutschland leuchtete, das gelobte Land. 71 Leichen, die uns der Illusion beraubt haben, mit den Kriegen und Problemen der anderen nichts zu tun haben zu können. Wenige Tage später beginnen Flüchtlinge an der österreichisch-ungarischen Grenze bei Nickelsdorf, 25 Kilometer von der Parkbucht bei Parndorf, über die Autobahn von Ungarn nach Österreich zu laufen. „Wir schaffen das“, sagt Angela Merkel und öffnet die Tore.

Es haben so viele verloren in dieser Geschichte. Nahed Asker, 31, hat ihren Mann verloren. Farah Alshaikh, 31, ihre Familie. Zwei Geschichten von vielen, die sich im Kühllaster auf der A 4 verbinden. Asker ist nach der Tragödie ihrem toten Mann mit den Kindern aus Syrien hinterhergereist, sie warten nun in einem Flüchtlingsheim in Österreich auf Asyl. Alshaikh lebt seit Langem in Deutschland. Sie hatte ihre Familie in Syrien ermutigt zu fliehen, ebenfalls nach Deutschland zu kommen. Nun sind alle tot.

Die Frauen kannten sich vor der Katastrophe nicht, obwohl beide aus Deir az-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zur im Osten Syriens kommen. Durch die Stadt fließt der Euphrat, dort blüht Jasmin, sprudelt Erdöl, wachsen Granatäpfel und Baumwolle. Seit fünf Jahren herrscht Krieg. Asker und Alshaikh haben sich bis heute nicht getroffen. Sie schreiben Whatsapp-Nachrichten, telefonieren. Seit dem 27. August 2015 teilen sie ihr Schicksal, aber nicht ihre Trauer. Die lässt sich nicht teilen.

„Sie haben meine Familie wie Hühner behandelt“, sagt Alshaikh. „Meine Seele ist kaputt“, sagt Asker.

Asker lebt mit ihrem Sohn Zaid, 11, und ihrer Tochter Tala, 5, in einem kleinen Zimmer in einem Flüchtlingsheim in der Wiener Neustadt. Sie hat drei Matratzen so nebeneinandergelegt, dass sie ein großes Bett bilden. Sie schlafen zusammen ein, wachen zusammen auf. Asker schaut gern Musikvideos von Beyoncé, postet viel bei Facebook, trägt Leggings, Lippenstift und Mascara. Sie kocht mit den anderen Syrern. Sie weiß, welche Medikamente ihre Kinder brauchen, wenn sie krank sind, weil sie in Syrien in einer Apotheke gearbeitet hat. In Österreich darf sie nicht arbeiten. Sie spricht kein Deutsch, hat einen Antrag auf Asyl gestellt, für die Familie, die ihr geblieben ist. „Als wir uns das letzte Mal sahen, sagte mir mein Mann: Egal, was mit mir passiert, pass immer auf die Kinder auf. Diesen Wunsch werde ich ihm erfüllen“, sagt Asker.

Alshaikh wohnt mit ihrem Mann Fateh Alhamad, 41, und ihrem Sohn Omar, 1, in einer geräumigen Wohnung in Norddeutschland. Sie sprechen fast akzentfrei Deutsch, haben die deutsche Staatsangehörigkeit. Sie ist Gynäkologin und gerade in der Elternzeit. Er arbeitet als Internist im Krankenhaus. Während des Ramadan essen und trinken sie erst nach Einbruch der Dunkelheit. Alshaikh trägt Kopftuch, nicht weil sie muss, sondern weil sie es will. Omar hat braune Haare und Augen, lernt gerade zu laufen und landet dabei meist auf dem Hintern. Dann lächelt seine Mutter manchmal. Sie spaziert mit ihm oft zu einem kleinen Spielplatz am Ende der Straße, kauft Lebensmittel ein, ansonsten bleibt sie zu Hause. Die Nachbarn wissen nichts von ihrer Geschichte.

Zweimal ging sie im November 2014 zur Ausländerbehörde in Saarbrücken. Sie wohnten damals im Saarland, arbeiteten im Krankenhaus, besaßen ein Auto und ein Haus in einem Vorort von Saarbrücken. Es hatte einen Garten und mehr Zimmer, als

sie benötigten. Sie fragte die Frau von der Ausländerbehörde nach dem Antrag auf Familiennachzug, den sie vor einem halben Jahr gestellt hatte. Sie wollte ihre Mutter Fadila, 53, ihren Vater Abdel, 57, ihren Bruder Almuthanna, 23, und ihre Schwester Hend, 17, nach Deutschland holen, weil in Deir az-Zur kein Alltag mehr möglich war. IS gegen Regierungstruppen, die Lage war unübersichtlich.

Ihr Bruder Almuthanna studierte Jura und wurde vom IS verhaftet, weil er geraucht hatte. Ihre Schwester Hend durfte nicht mehr in die Schule, kurz vor dem Abitur. Die Geschäfte ihres Vaters Abdel, der mit Autoteilen handelte, wurden geplündert, die Häuser der Familie zerstört. Farah Alshaikh telefonierte täglich mit ihrer Mutter Fadila. Sie spürte, dass die Mutter Angst hatte, auch wenn sie das nicht aussprach.

Zu der Zeit war Alshaikh im achten Monat schwanger. Sie wollte ihre Familie auf eigene Kosten nachholen. Aber die Frau von der Ausländerbehörde sagte: „In der Elternzeit bekommen Sie nur 60 Prozent Ihres Gehalts. Das reicht nicht, um Ihr Kind und Ihre Familie zu versorgen.“ – „Das bekommen wir hin. In unserem Haus ist genug Platz. Wir wollen kein Geld, wirklich nicht“, sagte Alshaikh. Die Beamtin fragte ihren Chef. Der Antrag wurde abgelehnt. Eine Woche später ging sie noch einmal zur Behörde. Sie bat, wenigstens ihre Schwester zu sich holen zu dürfen. Sie hatte Asthma. Abgelehnt.

„Mein Vater wollte nicht fliehen. Er hatte Angst um die Familie, Furcht vor den Schleppern. Er wollte Syrien nur verlassen, wenn sie irgendwo legal einreisen konnten“, sagt Alshaikh. Sie bot ihm die Zimmer in ihrem Haus an. Falls es nicht mehr auszuhalten sei, sollen sie kommen, egal, wie. „Ich habe Druck gemacht. Vielleicht habe ich ihnen zu viel Druck gemacht.“

„Wir können nicht mehr“, sagt ihr Vater, als er Anfang Juli 2015 anruft. Er macht sich mit 20 000 Dollar und der Familie auf den Weg. Sie fahren in ihrem Toyota von Raqqa an die syrisch-türkische Grenze. Stellen das Auto ab, bezahlen einen Schleuser, der sie durch einen Wald führt. Sie kommen nach Urfa in der Türkei. Dort wohnt eine weitere Schwester Alshaikhs. Sie bleiben ein paar Tage. Abdel Alshaikh, der Vater, hört sich bei Bekannten um. Er sucht einen Schleuser. Ihm wird ein Mann namens Abules empfohlen. Ein Syrer, der von Urfa aus Schleusungen organisiert. Er kassiert Provisionen von den Schleppern und den Flüchtlingen. Abules erklärt Abdel

Alshaikh Route und Preise.

Am 17. August 2015 wartet die Familie in einem Hotel in Izmir. Von der türkischen Westküste aus wollen sie über Samos, Athen und Mazedonien nach Belgrad. Dort sollen sie einen Mann namens Afghani treffen, der die Fahrt durch Ungarn und Österreich nach Deutschland organisiert. Die Alshaikhs sind nicht allein, ihre Gruppe besteht aus zwölf Personen. Zu ihr gehören Alshaikhs Onkel Youssef, 39, ein Bruder ihres Vaters – und Hasan Al-Damen, 36, der Mann von Nahed Asker.

Er hat Asker und die Kinder in Damaskus zurückgelassen. Man wollte ihn zum Militär einziehen. Er sollte für Assad kämpfen, den er verachtet. Als Lehrer kann er kein Geld mehr verdienen. Er will nach Deutschland und seine Familie später nachholen.

„Gebt uns euer Gepäck. Das passt nicht auf das Schlauchboot“, sagen die Schlepper in Izmir. Alshaikhs Schwester HEND ist entsetzt. Ihr bleiben nur ihr Handy, die Hose und das T-Shirt, das sie trägt. Auf einem Foto, das sie ihrer Schwester in Deutschland per Whatsapp schickt, weht der Wind in ihre schwarzen lockigen Haare. Sie steht am Wasser und versucht fröhlich auszusehen. Es gelingt ihr nicht. Die 17-Jährige ist ein Mädchen aus der Stadt, das romantische arabische Popmusik auf dem Smartphone hört und Medizin studieren will. Sie hat Angst vor dem Meer. Sie trägt einen silbernen Hochzeitsring ihrer Mutter an der rechten Hand. Er soll sie beschützen.

Die Schlepper kassieren 1200 Euro pro Person für die Überfahrt nach Samos. Zwei Anläufe scheitern. Beim ersten Mal erwischt sie die türkische Küstenpolizei, die sie am Strand wieder aussteigen lässt und das Boot versenkt. Beim zweiten Mal fährt die Polizei Patrouille, als sie ablegen wollen.

Erst beim dritten Mal legen sie gegen Mitternacht ab. Am frühen Morgen des 19. August wird das Boot einen Kilometer vor Samos von der griechischen Küstenpolizei aufgebracht. Mutter Fadila ist froh. Sie musste sich die ganze Nacht übergeben. Als sie die EU betreten, geht die Sonne auf.

Im Hafen von Samos erhalten sie provisorische Reisedokumente, mit denen sie sich Tickets für die Fähre nach Athen kaufen können. In Samos schlafen sie eine Nacht auf dem Boden, haben wenig zu essen. Am nächsten Tag nehmen sie die Fähre

nach Athen. Von dort aus rufen sie Farah Alshaikh in Deutschland an. Ihr Vater Abdel klingt müde, aber er sagt: „Wir sind okay. Wir machen weiter.“ Ihre Schwester Henda weint. „Ich bin fertig, ich kann nicht mehr.“ Ihre Mutter Fadila würde am liebsten zurück nach Syrien.

In Athen ruhen sie sich aus, gehen arabisch essen. Einige aus der Gruppe würden gern etwas länger bleiben. Aber Hasan Al-Damen, der Mann von Nahed Asker, drängt darauf, weiterzureisen. Er glaubt, dass die Grenzen bald geschlossen werden. Nach einem Tag in Athen fahren sie mit dem Bus an die mazedonische Grenze. Dort teilen sie sich auf, versuchen an verschiedenen Stellen über den Zaun zu kommen. Die Grenzbeamten schlagen mit Stöcken nach den Flüchtlingen und sprühen ihnen Tränengas ins Gesicht. Sie erwischen Alshaikhs Bruder Almuthanna. Er kann entkommen, erleidet nur Prellungen. Mütter werden von Kindern getrennt, viele schreien, weinen.

Die Gruppe findet nach einer Stunde auf mazedonischer Seite wieder zusammen. Es regnet, es ist kalt, sie frieren, ihre Kleider sind durchnässt. Mit dem Bus fahren sie vier Stunden durch Mazedonien Richtung Serbien. Sie schauen aus dem Fenster. Europa haben sie sich anders vorgestellt.

In Belgrad treffen sie den Schlepper Afghani. Ein Afghane, der schon länger in Europa lebt. Er ist dünn, hat schwarze Haare, trägt T-Shirt, Jogginghose und eine Umhängetasche. „Vertraut mir! Ich kümmere mich darum, dass ihr direkt nach Deutschland gefahren werdet, ohne dass ihr in Ungarn oder Österreich registriert werdet, eure Fingerabdrücke hinterlassen müsst“, sagt er zu Al-Damen und Abdel Alshaikh, die die Verhandlungen führen. Er verlangt 1600 Euro pro Person für den Transport. Ein üblicher Preis für die Route in diesem Sommer. Die Männer willigen ein. Sie hatten bei Abules in Urfa einen Teil ihres Geldes hinterlegt. Er soll die Gebühr erst dann an die Schlepper überweisen, wenn sie gut in Deutschland angekommen sind. Sie hoffen, sich so absichern zu können, nicht betrogen zu werden.

Es ist Montag, der 24. August 2015, als die Alshaikhs am Nachmittag aus einem Hotel nahe Belgrad bei Farah Alshaikh anrufen. Die Laune ist gut. Ihr Bruder Almuthanna hat aus Syrien per E-Mail Bescheid bekommen, dass er die Anwaltsprüfung bestanden hat. „Sei vorsichtig, was du in Zukunft zu mir sagst, ich bin jetzt Rechtsanwalt“, sagt er seiner Schwester. „Wir haben uns ein wenig ausgeruht und neue Klei-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„ung gekauft“, erzählt ihre Mutter Fadila. „Ich habe ein gutes Gefühl mit dem Schlepper, er scheint das nicht zum ersten Mal zu machen“, sagt ihr Vater Abdel. Ihrer Schwester verspricht Alshaikh, dass sie nach ihrer Ankunft bald in den Zoo gehen werden, in die Wilhelma in Stuttgart, weil sich Henda das schon lange wünscht.

Es ist das letzte Gespräch mit ihrer Familie.

Am Abend findet sich die Gruppe um 18 Uhr im Park neben dem Busbahnhof im Zentrum Belgrads ein. Es wimmelt von Flüchtlingen und Schleppern. Belgrad ist in diesen Wochen Knotenpunkt der Flüchtlingsroute über den Balkan. Afghani spricht die ganze Zeit am Handy, in einer Sprache, die sie nicht verstehen. Sein Handy ist alt. Schlepper benutzen alte Handys und Prepaidkarten, um nicht geortet werden zu können. Flüchtlinge benutzen Smartphones, weil sie das Internet so dringend brauchen wie Wasser. Das Telefon ist ihr einziger Kontakt zu denen, die sie verlassen mussten.

„Wartet im Park, bis es dunkel wird. Es gibt viel Polizei, wir müssen vorsichtig sein“, sagt Afghani. Die meisten versuchen zu schlafen. Um Mitternacht weckt sie Afghani. Sie folgen ihm durch die Nacht, an den Schienen der Straßenbahn entlang, über eine Brücke, die den Fluss Save überquert, zu einem Parkplatz. Vom Ufer dröhnen die Bässe der Diskotheken. Die Belgrader Jugend feiert.

Afghani fordert sie auf, sich in drei Gruppen aufzuteilen. Jeweils vier Personen würden in einem Auto mitgenommen. Im ersten fährt ein Schlepper Mutter Fadila, Bruder Almuthanna und Al-Damen weg. Im zweiten sitzt Youssef Alshaikh, als Letztes verlassen Vater Abdel und Schwester Henda im dritten Wagen den Parkplatz. „Du fährst mit deiner Mutter, passt auf sie auf“, sagt Abdel Alshaikh zu seinem Sohn Almuthanna, der bei seinem Onkel Youssef einsteigen wollte. Die Entscheidung kostet Almuthanna das Leben.

Drei Stunden dauert die Fahrt Richtung Norden, über die Autobahn E 75 durch flaches Land an die serbisch-ungarische Grenze. Draußen fliegt die Dunkelheit vorbei, alles ist schwarz. Verschwunden das Gefühl für Zeit und Orientierung.

Die Schlepper setzen ihre Passagiere in einem Wald bei Domaszék auf der ungarischen Seite der Grenze ab. Nach dem ersten kommt etwas später der dritte Wagen an. „Wartet hier, wir kommen bald zurück“, sagen die Schlepper. Die Alshaikhs ste-

hen im Wald.

Nur Youssef Alshaikh fehlt, der Onkel. Das zweite Auto, in dem er saß, stoppte plötzlich, nach zwei Stunden Fahrt. Der Schlepper hatte einen Anruf erhalten, auf Serbisch in sein Telefon geschrien. Er warf die Flüchtlinge auf der Autobahn aus dem Wagen. „Waiting, waiting“, rief er und fuhr weg. Youssef Alshaikh hatte keine SIM-Karte in Serbien gekauft, konnte niemanden anrufen.

Sie kommen im Morgengrauen zu einem Dorf, fahren mit dem Taxi zurück nach Belgrad. Er erwirbt eine SIM-Karte und ruft seinen Bruder an. Abdel Alshaikh erzählt, dass sie mit anderen Flüchtlingen zusammengeführt wurden und in einem Wald warten. „Wir haben Hunger und Durst, bring etwas zu essen und zu trinken mit“, sagt er. „Fahrt nicht weiter“, sagt Youssef Alshaikh, „irgendetwas stimmt nicht.“ Er kommt nicht nach. Das rettet ihm das Leben. Die Gruppe zerfällt.

Am 25. August 2015 schreibt ihr Vater Farah Alshaikh eine Nachricht: „Sitzen im Wald und warten, dass es weitergeht.“ Sie will antworten, aber auf einmal ist er weg. Sie sieht bei Whatsapp, dass er um 12 Uhr das letzte Mal online ist. Auch den Rest der Familie erreicht sie nicht mehr. Um 22 Uhr bekommt Nahed Asker in Damaskus die letzte Nachricht von ihrem Mann Hasan Al-Damen. „Ich bin im Wald. Die Schlepper sagen, dass wir wegen der Polizeikontrollen warten müssen. Ich habe Hunger und esse Äpfel von den Bäumen. Bitte küsse die Kinder von mir. Bald ist alles vorbei.“

Eine Woche zuvor kauft ein Mann bei einem Gebrauchtwagenhändler in Kecskemét den Kühllaster. Er lässt den Lkw auf seinen Namen zu, gibt sich keine Mühe, seine Identität zu verschleiern. Die Geschäfte mit den Flüchtlingen laufen gut, täglich fahren Hunderte Schlepperfahrzeuge unkontrolliert Richtung Österreich. Der Mann gehört zu einer Schleusergruppe, die über 20 Schleppungen organisiert und durchgeführt hat. Sie besteht aus vier Bulgaren und dem Afghanen. Die fünf Männer sind alle am 27. August 2015 an der Tat beteiligt. Die Fuhre ist wertvoll, 71 mal 1600 Euro. Da kümmern sich die Bosse selbst drum.

Am Mittwoch, dem 26. August 2015, fahren die Schlepper den Kühllaster gegen vier Uhr morgens aus Kecskemét zum Wald an der Grenze. Kecskemét, eine alte, un-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

garische Universitätsstadt, liegt eine Stunde nördlich bei Domaszék. Der Himmel ist klar, es wird wieder ein schöner, heißer Tag in Südungarn, wo Tomaten, Paprika, Erdbeeren und Aprikosen wachsen. Im Wald verstecken sich seit mehr als einem Tag die 71 Flüchtlinge und warten auf die Weiterfahrt.

Die Familie Alshaikh aus Deir az-Zur, Syrien. Die Familie Rahm aus Kundus, Afghanistan. Vater Khuda, seine Frau, drei Kinder, darunter die kleine Lida, und ein Cousin. Rahm arbeitete in Afghanistan als Polizist. Die Taliban bedrohten ihn und seine Familie. Muhannad Ali und seine Frau Lefana aus Tall Abyad, Syrien, die vor drei Monaten geheiratet haben und in Deutschland eine Familie gründen wollen. Der Iraker Mahmoud Abidi, der gerade zum Offizier mit vier Sternen befördert wurde und mit seiner Frau Sine Gailani aus Bagdad floh. Sie will zu ihrem Bruder nach Deutschland, weil der als Ingenieur dort ein gutes Leben führt. Sie überredete nicht nur ihren Mann, sondern auch ihre Geschwister Ali und Seineb Gailani mitzukommen. Der Kurde Saeed Othman aus Sulaimaniyya im Nordirak. Er hofft, dass ihm ein Arzt in Deutschland helfen kann, weil er nur noch eine Niere hat und die ihm Schmerzen bereitet. Mohammed Baba aus Karkur, Irak, der keine Arbeit findet und sich eine Karriere als Fußballprofi zutraut.

Nichts deutet darauf hin, dass die Flüchtlinge zum Einsteigen gezwungen werden mussten.

Um fünf Uhr fährt der Lastwagen bei Domaszék auf die Autobahn M 5 Richtung Norden, wird von den Kameras des ungarischen Mautsystems erfasst. Ein Auto eskortiert den Lkw, fährt zehn Minuten vorneweg. Das Begleitfahrzeug soll die Schlepper im Laster warnen, falls es auf der Strecke Polizeikontrollen gibt, und die Fahrer einsammeln, wenn etwas schief läuft.

Der Lkw passiert um 6.03 Uhr Kecskemét, zwei Stunden später Budapest und erreicht um 9.15 Uhr Nickelsdorf, die Grenze zu Österreich. Etwa 20 Minuten später stellen ihn die Schlepper in der Parkbucht bei Parndorf ab. Warum? Die Schleuser schweigen. Eine Polizeisperre gab es an diesem Tag auf der Strecke nicht. Die Gruppe muss irgendwie realisiert haben, dass ihre Fracht verloren ist.

Der Laderaum des 7,5-Tonnners lässt sich nicht von innen öffnen. Das Kühlag-

gregat funktioniert nicht. Es hätte die Luft ohnehin nur umgeschichtet, aber keinen Sauerstoff zugeführt. Den Flüchtlingen blieb nur der Sauerstoff, der zu Fahrtbeginn im Laderaum war. Um festzustellen, wo sie gestorben sind, ob die ungarische oder die österreichische Justiz zuständig ist, wird nach dem Auffinden des Lkws ein Gutachten in Auftrag gegeben. Es berechnet das Volumen des Laderaums und teilt es durch die Anzahl der Personen. Etwa fünf Flüchtlinge standen auf einem Quadratmeter Ladefläche. Sie müssen noch vor acht Uhr in Ungarn erstickt sein. Man findet im Laderaum und an den Leichen keine Spuren eines Todeskampfes. Es ist davon auszugehen, dass sie vom Sauerstoffmangel in Ohnmacht gefallen und bewusstlos gestorben sind. Die Stellung der Leichen zeigt, dass Kinder in die Höhe gehalten wurden. Die Leichen eines Paares sehen aus, als umarmten sie sich.

Die Schleuser werden kurz nach dem Auffinden des Lkws in Kecskemét verhaftet. Sie sind dabei, ihre Flucht vorzubereiten, aber das Kennzeichen und die Aufzeichnungen der Autobahnkameras führen die Ermittler schnell zu ihnen. Sie sitzen in Kecskemét in U-Haft und äußern sich nicht. Im September soll Anklage erhoben werden, Anfang nächsten Jahres der Prozess beginnen.

Der Lkw wird von der Parkbucht in eine Halle nach Nickelsdorf gebracht, die sich kühlen lässt. Gerichtsmediziner tragen die Leichen aus dem Laderaum, fotografieren sie, ordnen ihnen Gegenstände zu, zum Beispiel Pässe, die in Brusttaschen stecken, Geld, das in Ärmel oder Gürtel eingnäht ist. Bei Hasan Al-Damen, dem Mann von Nahed Asker, findet man sein Lehrer-Diplom. Er hatte es auf Deutsch übersetzen lassen, um später Arbeit finden zu können.

Da die Polizisten vormittags den Laderaum geöffnet hatten, gelangte Luft hinein, die Verwesung der Leichen wurde beschleunigt. Bei ihrer Bergung sehen die Opfer aus wie dunkelhäutige Menschen. Auf Rucksäcken und Jacken kleben Leichenfetzen. Die meisten Handys sind in einem Zustand, als habe man sie in ein Säurebad geworfen. Sie sind nicht einmal mehr für Forensiker zu gebrauchen. Über die letzten Momente im Lastwagen ist auf diesem Weg nichts zu erfahren.

Die Gerichtsmediziner versehen die weißen Leichensäcke mit Nummern. Namenlos liegen die Toten da. Anders als bei einem Flugzeugabsturz gibt es keine Passagierliste, die abgearbeitet werden kann. Die Ermittler schalten eine Hotline für Ange-

hörige. Sie brauchen die DNA von Verwandten, um die Toten identifizieren zu können. Bei einem Mann meldet sich niemand. Es dauert bis zum 10. Dezember 2015, bis die Identifizierung der anderen abgeschlossen ist.

Nahed Asker sieht am Nachmittag des 27. August 2015 im Fernsehen einen Bericht über den Lkw. Sie wohnt mit den Kindern bei ihrer Mutter in Damaskus. Asker sagt, dass sie sofort gespürt habe, dass ihr Mann tot ist. Als sie der Übersetzer der Landespolizeidirektion Burgenland, die die Identifizierung durchführt, ein paar Wochen später anruft, schreit sie nicht. Die Leiche ihres Mannes kann nicht nach Syrien überstellt werden. Er wird auf dem muslimischen Friedhof Inzersdorf in Wien bestattet. Asker will sich von ihrem Mann verabschieden. Sie macht sich mit den Kindern auf den Weg nach Wien. Die Flüchtlingsroute ist nun offen.

Farah Alshaikh hält Omar auf dem Arm, steht am Fenster ihres Hauses in Saarbrücken und schaut in den Garten, als der Anruf kommt. Man habe die Pässe gefunden. Sie lässt Omar fallen.

Seit Anfang des Jahres leben sie in Norddeutschland. Sie konnte die Fragen der Freunde in Saarbrücken nicht mehr hören, war des Beileids überdrüssig. Vor Kurzem hat sie ein Bild ihrer Familie in den Schrank über den Fernseher im Wohnzimmer gestellt. Die Alshaikhs sind auch auf dem Friedhof Inzersdorf begraben. Bei der Beerdigung am 7. Oktober 2015 besteht Farah Alshaikh darauf, das Gesicht ihrer Mutter zu sehen. Sie lässt den Sarg öffnen. Seitdem war sie nicht mehr auf dem Friedhof. Sie schafft es nicht.

Am Wochenende nach der Katastrophe von Parndorf kamen Tausende Flüchtlinge an deutschen Bahnhöfen an. Ihnen wurde applaudiert, Wasser und Kleidung gereicht. Die Kinder bekamen Teddys und Süßigkeiten. Viele verlassen in diesen Wochen die Turnhallen und Notunterkünfte. Sie fangen ein neues Leben an.

Im gefährlichsten Land der Welt

Sie töten, um zu töten. Zwei Gangs terrorisieren El Salvador. Eine Reise in die Abgründe der Menschheit

Von Jan Christoph Wiechmann, stern, 28.04.2016

Dies ist eine verdammt traurige Story aus einem kleinen fernen Land, und wer sich das nicht zumuten möchte, kann getrost weiterblättern. Die anderen werden etwas von verschwundenen Kindern erfahren und Massengräbern und dem Besuch bei einem 26-fachen Mörder.

Es geht in dieser düsteren Story um einen vermissten Jungen und vier ziemlich gezeichnete Männer, die bei der Spurensuche in El Salvadors Unterwelt aufeinandertreffen. Da wäre Pastor Johnny – ein Prediger, der tagsüber zum Polizisten wird. Und Israel Ticas – ein Forensiker, der in 50 Meter Tiefe nach Leichen gräbt. Da wäre Zeus – ein Massenmörder, der seinem Sohn abends Kinderbücher vorliest. Und schließlich Perez, ein armer Wachmann, der bisher nur zwei Finger von seinem Sohn Alex wiederfand.

Alex ist verschwunden, seit einem Jahr schon, vermutlich tot, aber nicht mal der Tod kommt in El Salvador mit letzter Gewissheit.

Die anderen vier sind – Stand Ende April – noch am Leben, und das ist, so gestellt ein jeder, eine ziemlich dicke Überraschung.

Dass mit diesem abgefuckten Land etwas nicht stimmt, merkt man schon bei der Ankunft am Flughafen, wenn der Grenzbeamte, ein Mann mit pelzigem Schnauzbart, knurrt: Was willst du als Deutscher hier? Es ist ein Land der Scheiße.

Es besuchen.

Was gibt's hier zu besuchen?

Ich berichte für ein Magazin.

Aha, sagt der Beamte. Dann kann es sich ja nur um Gewalt drehen.

Der Beamte erzählt von seiner Familie, die vor dieser „allgegenwärtigen Gewalt“ nach Nordamerika, Mexiko, Panama geflohen ist, und hat ein paar Ratschläge parat: keine blau-weißen Klamotten. Die trägt die Bande MS-13. Und keine blau-schwarzen Klamotten. Die trägt die Bande Barrio 18. Und keine Cortez-Sneaker von Nike. Das kann dein Tod sein. Ansonsten: Willkommen in El Salvador.

Auf dem kurvigen Highway vom Flughafen am Pazifik in die Berge der Hauptstadt San Salvador wirkt das Land nicht anders als so viele in Lateinamerika, Regenwälder, Bananenstauden, Kokospalmen, jene dschungelgrüne Üppigkeit, die es in jeden Reisekatalog schaffen könnte. Aber dann zeigen sich auf den Ladeflächen der Pickups die ersten maskierten Soldaten mit MGs. Über Hauswände erstrecken sich die einschüchternden Botschaften der Maras, der Gangs: „Wir wurden geboren, um ohne Mitleid zu töten.“ Und spätestens wenn der Taxifahrer sagt: „In dem Staub der Straße wird auch Knochenmehl von Menschen sein“, ist man angekommen in der Realität von El Salvador: 6 Millionen Einwohner, 2000 Vermisste pro Jahr, 6500 Morde – die höchste Mordrate der Welt.

Man kann das Elend an solchen Zahlen festmachen. Oder an einer einzigen Frage: Was geschah mit Alex?

Die Suche beginnt wie so viele in einer Colonia, einem von Straßengangs regierten Armenviertel, in diesem Fall San Bartolo, im Norden der Hauptstadt, 2000 Einwohner, eine Ansammlung kastenartiger Hütten, die sich planlos den bewaldeten Hügel hinauffressen. Als Fremder kommt man nur mit Begleitung rein oder versteckt auf dem Autorücksitz eines Pastors. In den Gassen hocken rauchende Gangster mit Schnellfeuerwaffen im Schoß. An den Zufahrten schieben zehnjährige Kinder Wache, bezahlt von der hier regierenden Gang Barrio 18. Zehn Euro bekommen sie am Tag, ein lukrativerer Job als der ihrer Eltern, die auf Kaffeeplantagen schufteten.

„Der Einstieg in ihre Traumkarriere“, sagt der Pastor, und man merkt, wie schnell man in diesem Land zum Zyniker wird.

Alex, 15, verschwand an einem Mittwoch, dem ersten im März. Am Morgen

noch sagte er seiner Mutter, dass er nach der Schule ihr Handy zur Reparatur bringen würde. So wartete die Mutter am Bus. Um 6 Uhr. Noch um 7. Bis nach 9. Dann hatte sie eine Ahnung. Verschwinden in El Salvador bedeutet eines von drei Dingen: Alex floh vor der Gewalt in die USA. Er wurde Mitglied einer Gang und damit Teil der Gewalt. Oder ein Opfer der Gewalt.

Das Wohnzimmer der Familie Perez besteht aus nicht viel mehr als einem Tisch, einem Sofa und einem Schrein, auf dem sie ihren verlorenen Sohn verewigt haben: Alex Elmer, 1,70 Meter groß, schwarze Haare, ein hübscher Junge mit dichten Augenbrauen und einem letzten Schub von Pubertätspickeln. Ein guter Schüler sei er gewesen, ein talentierter Zeichner, in erster Linie aber ein ganz normaler Junge.

Das ist das Kennzeichen vieler Opfer: ganz normale Jugendliche. In El **Salvador** sagt man: „Es ist ein Delikt, Kind zu sein.“

Die Perez sitzen da wie festgefroren, Ausstellungsstücke in einem Stilleben – Vater, Mutter und Schwester, ihre Brillen beschlagen von feuchter Trauer. Sie taten alles, um Alex in diesen Zeiten des Terrors zu schützen: Er spielte kein Fußball, um nicht in die Fänge der Banden zu geraten. Er liebte kein Mädchen, weil selbst ein falscher Blick den Tod bedeuten kann. Es hielt sich an die Überlebensformel für El Salvador: Er tauschte seine Jugend gegen Sicherheit.

„Wir haben einen einzigen Fehler gemacht“, sagt die Mutter, Rosa Esperanza. „Wir wollten ein besseres Leben. Deswegen sind wir nach San Bartolo gezogen.“ Auf der Suche nach einem Eigenheim fand die Familie hier ein billiges Häuschen. Seit dem Umzug aber musste Alex den Schulweg ins alte Gymnasium nach San Isidro machen. Er fuhr damit vom Territorium der Gang Barrio 18 in das der Gang MS-13. Der Grenzübergang reicht als Motiv für einen Mord. Was überall normal sein mag, ist hier das Todesurteil.

An jenem Märztag wurde Alex nach dem Unterricht in eine Falle gelockt, wohl von einem alten Freund, „dann verliert sich die Spur“, sagt die Mutter und zieht sich mit einem Weinkrampf in die Küche zurück. „Die Spur verschwindet nicht“, flüstert der Vater, „aber ich kann meiner Frau die Wahrheit nicht verraten. Sie ist zu grausam.“

Wir treffen ihn am nächsten Tag in einem Einkaufszentrum: die einzig sicheren Orte El Salvadors, so was wie demilitarisierte Zonen im Kriegsgebiet. Elmer Perez, 45, ist Wachmann, ein Haupterwerbszweig in diesem Land, das sonst nur für Kaffee und Vulkane bekannt ist und als Migrationsproblem der USA. Er sieht fertig aus, dunkle Ränder unter den Augen, eine leblose Stimme, der die Apathie jede Melodie genommen hat. „Die Polizei verweigert die Suche“, erzählt er, „sie sagt, sie habe keine Zeit.“ Eine geläufige Ausrede für Beamte, die bei Ermittlungen gegen Maras um ihr eigenes Leben fürchten müssen.

Also hat Perez begonnen, auf eigene Faust zu ermitteln. Seine Suche führte zu einem Schulfreund, der Alex in den Unterschlupf der Gang, „Destroyer“ genannt, gelockt hatte. Dort verhörten ihn Mitglieder der Bande, die „Homeboys“. Die Maras haben längst ihren eigenen Sprachcode: „Fuck-up“ ist die Polizei. „Ventilator“ der Verräter. „Das Licht“ ist der Befehl zum Töten. Und „Tanzen“ das Töten selbst.

„Da wurde wohl das Todesurteil gesprochen“, sagt Perez in seiner faktisch-monotonen Art. „Der Freund hat es exekutiert. Als Aufnahmeritus.“

Freunde töten Freunde, um in die Gang aufgenommen zu werden?

„So ist das“, sagt Perez. „Freunde töten Freunde. Männer ihre Frauen. Kollegen ihre Rivalen.“ Die Straflosigkeit hat ein Vakuum geschaffen, in dem alles beglichen wird: Eifersucht, offene Rechnungen, ein schiefer Blick.

„Ich fand Alex’ Turnschuh im Wald“, sagt Perez schließlich. Das Gespräch bekommt nun einen eigenen, unerträglichen Rhythmus. „Und seinen Gürtel, er war durchgeschnitten.“ Er holt Luft. „Und einen Finger.“ Er stockt. „Einen weiteren Finger.“ Dann hält er inne.

Das ist das Schlimmste. Perez weiß nicht, ob die abgetrennten Finger Hinweise für eine Lösegeldforderung sein sollen – oder eine makabre Schnitzeljagd, die zur Leiche führt. Die Ungewissheit macht ihn wahnsinnig.

Er umklammert den Kaffeebecher, ein plötzliches Schluchzen durchzuckt seinen Körper wie ein elektrischer Schlag. In diesem Moment steht die Agonie aller Eltern von El Salvador im Raum: Der vermisste Sohn wurde nicht einfach erschossen. Er wurde gefoltert und zerstückelt, er könnte in Einzelteilen im Wald liegen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Ich suche bis zum Ende weiter“, sagt Perez, „ich werde ihn rächen.“ In Abwesenheit der Justiz sieht er sich als Richter und Henker zugleich, auch wenn er dabei sein Leben riskiert. „Ich werde von der Gang bedroht, egal, ich ziehe das durch.“ In diesem Augenblick wird klar, dass nur ein Tod die Erlösung bringen wird. Der des Mörders. Der von Alex. Oder sein eigener.

Schließlich sagt er den furchtbaren Satz: „Man muss die Maras alle töten. Es gibt keine andere Lösung.“

Das sind 60 000 Menschen.

„Sie sind Barbaren. Killermaschinen. Nicht heilbar. Sonst kommen wir als Land nicht zur Ruhe.“

Wir hören diese Sätze nicht nur von ihm. Wir hören sie auch in Kneipen, im Radio, lesen sie auf Facebook oder Twitter. Sieht man es demokratisch, führen sie zu einer unerträglichen Wahrheit: Die Mehrheit ist für einen Genozid.

Ursprünglich stammen die Gangs Barrio 18 und Mara Salvatrucha (MS-13) aus Los Angeles, gebildet von salvadorianischen Immigranten, die dem Bürgerkrieg entflohen waren. Nach der Deportation ihrer Mitglieder in den Neunzigern führten sie ihre Kriege in der Heimat fort. Nichts anderes ist das, was El Salvador erlebt: ein blutiger Krieg, auch wenn er in keine Definition der Vereinten Nationen passt.

Seit einem Jahr klassifiziert der Staat Maras als Terrororganisationen. Die MS-13 hat 40 000 Mitglieder und die Losung „Kill, Rape, Control“ – Barrio 18 etwa 20 000. Die wesentliche Gemeinsamkeit: Sie terrorisieren die Bevölkerung. Sie kassieren Schutzgelder – die „renta“ – und entführen Bürger für 5000 Dollar. Sie töten sich gegenseitig auf bestialische Weise. Sie töten alle, die in den Verdacht geraten, dem Feind zu helfen. Sie töten, um zu töten.

Ihr Krieg erinnert eher an archaische Stammeskongflikte. So ist die Frage dieser Story nicht nur: Was geschah mit Alex? Sondern: Ist dieses Land überhaupt zu retten?

An einem Samstagnachmittag kommt der Seelsorger der Familie Perez vorbei, Pastor Johnny Flores, ein dünner Mann mit Bibel und altmodischem Hemd wie aus NVA-Zeiten. Er sagt die üblichen Dinge aus dem Repertoire der Selfmade-Evangeli-cals – Jesus rettet, das Schicksal liegt in Gottes Hand –, aber dann spricht er einen

markanten Satz: „Ich kläre die Tat auf. Ich werde Alex und seine Mörder finden.“

Pastor Flores steigt in seinen knatternden Wagen und fährt aus der Colonia heraus. Er will einen Informanten aufspüren, einen Massenmörder im Territorium der MS-13. Er legt sein Pastorenhemd ab und tauscht es gegen eine schwarze Uniform. Schließt die Bibel ins Handschuhfach und steckt eine Pistole in den Hosenbund. Abends und sonntags ist er Pastor Flores und für den Rest der Woche Ermittler Johnny, eine Kombination, die man nur in schlechten ZDF-Filmen erwartet.

Der Pastor sei so etwas wie ein Cover, erklärt er, „Pastoren sind die Einzigen, die von den Maras in Ruhe gelassen werden. Wenn sie wüssten, dass ich nebenbei Polizist bin, hätten die mich längst beseitigt.“ Eigentlich ist Johnny auch Ehemann, aber seine Frau stammt aus einem von der MS-13 kontrollierten Stadtteil. So lebt er, der aus einem Viertel von Barrio 18 stammt, dort. Seine Frau im Territorium von MS-13. Treffen können sie sich nur heimlich. Eigentlich ist Johnny auch Großvater, aber der Eintritt in die Colonia seiner Enkel ist zu gefährlich. Die Epidemie der Gewalt hat das ganze Leben erfasst: Ehe. Familie. Freundschaften. Die dramatische Lage El Salvadors offenbart sich weniger in Zahlen. Sie offenbart sich in dem Leben, das es nicht mehr gibt.

Eine Dienstfahrt mit Polizist Johnny, 53, ist eine Reise in die Abgründe der Menschheit. Mit einem verhärmteten Gesicht, aus dem sich nur selten ein Lächeln löst, rast er durch sein Revier Apopa, eines der gefährlichsten im Land. Die Stadt hat weniger Einwohner als Paderborn, aber mehr Morde als ganz Deutschland: 300 pro Jahr. „An dieser Stelle fanden wir die abgetrennten Köpfe zweier Schulmädchen, die sich mit Maras eingelassen hatten“, erzählt Johnny. „Hier erlegten wir drei Banditen. Und auf jenem Feldweg dort wurde eine junge Mutter mit ihrem Baby zerstückelt. Sie hatte sich in einen Jungen der anderen Fraktion verliebt.“

Johnny hat eine Menge Menschen getötet, zunächst als Soldat in mehr als zehn Jahren Krieg gegen die Guerilla und dann als Polizist in zehn Jahren Krieg gegen die Maras. Wie so viele Ermittler hat er Morddrohungen erhalten und ist in die USA geflüchtet, wurde aber verhaftet und deportiert. Keine ungewöhnliche Biografie in El Salvador. So ist jeder seine eigene Gewaltspirale.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Johnny sieht es so: Er tötet als Polizist im Namen der Sicherheit. Und verzeiht sich als Pastor im Namen Gottes. Ziemlich guter Deal. Vielleicht der einzig mögliche.

Im grellen Mittagslicht der Tropen hält er vor einem klotzigen Wal Mart. Ein bulliger Mann steigt ins Auto, 1,85 Meter groß, die Haare gegelt, eine liebeliche Stimme, die man eher in einem Callcenter erwartet.

Wie geht's der Familie? fragt Johnny.

Bestens. Mein Kleiner ist zweitbesten Schüler im Jahrgang geworden.

Für einen Moment wirkt es, als wären sie Vater und Sohn. Dabei sind sie Polizist und Gangster. Staatsdiener und Staatsfeind.

Die Männer begegneten sich vor drei Jahren auf dem Schlachtfeld von Apopa. Johnny nahm Zeus damals fest, es war sein größter Fang. Zeus war ein Gangleader der Barrio 18, verantwortlich für 150 Morde, für Vergewaltigungen, Hinrichtungen, Enthauptungen, das ganze Spektrum posthumaner Verarbeitungen.

Johnny schildert ihm den Fall Alex Perez. Fragt, ob der Junge wohl noch am Leben ist. – Null Chance, sagt Zeus. Und wo die Leiche verscharrt sein könnte. – Im Dschungel, sagt Zeus. Tief in der Erde. Oder einem Schacht. Da liegen noch Dutzende.

Sie fachsimpeln eine Weile über den Fall wie zwei Männer vom Metier. Dann, angekommen auf der Wache, einer Baracke mit dem Charme eines Flüchtlingslagers, sagt Johnny: Ich überlasse Zeus nun Ihnen.

Wir setzen uns auf Plastikstühle im Schatten eines dicht belaubten Mangobaums. Um nicht erkannt zu werden, zieht Zeus eine schwarze Maske über. Seit fünf Monaten lebt er in Freiheit. Wegen seiner Kooperation mit der Justiz hat er nur drei Jahre bekommen, von denen er neun Monate absaß und den Rest in Reintegrationskursen verbrachte. Jetzt wohnt er unter einem anderen Namen im Gebiet der rivalisierenden Gang MS-13, wo ihn keiner kennt.

Als Reporter beginnt man solche Gespräche gern mit aufwärmenden Fragen, Banalitäten über Wetter und Kinder, aber das erscheint daneben, also geht es mittenrein:

Sie sind ein Massenmörder. Wie viele Morde haben Sie begangen?

26.

Und sind dennoch auf freiem Fuß.

Weil ich ausgepackt habe.

Es muss viele Gangmitglieder geben, die Sie jetzt töten wollen.

Stimmt. Hunderte.

Und Sie sitzen hier so ruhig in der Abendsonne unter diesem Mangobaum.

Ich versuche jetzt Morde aufzuklären und mein Land zu heilen.

Zeus schildert ausführlich seinen ersten Mord, der sehr an den Fall Alex Perez erinnert. „Um in die Gang aufgenommen zu werden, musst du töten. Ich suche mir einen Mitschüler aus. 14 Jahre, wie ich. Hielt ihn für einen Anhänger der MS-13. Konnte ihn nie leiden. Er bekam immer die schönsten Mädchen. Es ist abends gegen neun. Ich lauere ihm auf. Warte, bis er sich von seiner Freundin mit Kuss verabschiedet. Dann nähere ich mich von hinten. Er dreht sich um. Blickt mich an, voll Todesangst. Weiß, dass er sterben wird. Da drücke ich ab. Fünfmal.

Ohne Schuldgefühle?

Erst später im Bett. Da hatte ich irre Panik. Was soll ich machen, fragte ich einen Kameraden. Töte noch mal, sagte der, dann wird's leichter. Ich töte also noch mal. 25mal. Wird tatsächlich leichter.

Zeus erzählt in detaillierter Offenheit, weder wie ein Angeber noch mit Anteilnahme, eher wie ein nüchterner Chronist des Genozids. Als sein Chef verhaftet wurde, stieg er mit 20 zum Gangleader auf – „ich galt als der Kaltblütigste“. Er war fortan für alles zuständig, Strategien und Etats, er bezahlte seine Leute, deren Kleidung, Hausreparaturen, Alimente. Mit 20 war er nicht nur der Pate von Apopa, sondern auch Hauptarbeitgeber und Machthaber, die Latino-Ausgabe eines Warlords. Er agierte nach der einfachen Formel: Wer am meisten tötet, bekommt am meisten Respekt.

Wie viele Menschen hat Ihre Gang unter Ihrer Führung ermordet?

Etwa 150. Ich habe dem Richter jeden Mord geschildert. Irgendwann haben wir unsere Opfer zerhackt und enthauptet, auch bei lebendigem Leib. Eine Art Wettbe-

werb unter uns Banden: Wer mordet am grausamsten.

Haben Sie sich jetzt bei Angehörigen entschuldigt?

Nein, die würden mich töten.

Ziemlich feige von Ihnen, oder?

Mag sein. Aber ich will leben. Will meinem Sohn ein guter Vater sein.

Anderen haben Sie Söhne genommen.

Da senkt er zum ersten Mal den Kopf. Wir verbringen zwei Tage zusammen, schwierige Gespräche über Mordmethoden und Innenleben einer Terrorgang, und wer das ganze Interview lesen will, kann sich gern melden.

Irgendwann kommt Detektiv Johnny hinzu, mit seinem ewig ausdruckslosen Blick, in den einfach keine Regung will. Die beiden werden sich schnell einig: Zur Aufklärung des Falls brauchen sie Alex' Leiche. „Ich kenne da einen verrückten Forensiker“, sagt Johnny. „Sie nennen ihn den Anwalt der Toten. Der sucht auch 50 Meter unter der Erde noch nach Massengräbern.“

So ist das mit der Verbrechensbekämpfung in El Salvador. Sie läuft nicht über Sicherheitsbehörden, sondern über Vitamin B. Es ist eine Art Outsourcing der Justiz ins Private.

Die Fahrt zum Forensiker führt über hügeliges Land in den Dschungel, in eine tiefgrüne Kulisse wie in alten Vietnamfilmen. Jede Orchidee, jeder Kolibri gibt plötzlich Hoffnung, Zeichen von Leben inmitten der Apokalypse, 60 Kilometer Friedensillusion, bis am Rand eines Kaffeefelds ein gelbes Plastikband einen Tatort abschirmt. Er wird bewacht von drei Polizisten mit Sturmgewehren. Dahinter kniet Israel Ticas im weißen Schutzanzug, in der Hand eine Schaufel, im Bund eine Pistole. Er legt gerade ein Massengrab frei.

Johnny und Ticas kennen sich aus Zeiten des Bürgerkriegs (1980–1992). Sie waren brothers in arms im Kampf gegen die Guerilla. Heute stehen beide im Kampf gegen die Maras. Der eine sucht die Täter, der andere die Leichen. Der eine glaubt an Rehabilitierung und Menschen wie Zeus, der andere hält sie für verloren und befürchtet für El **Salvador** einen Untergang wie in Syrien. „Schau dir die Barbarei nur an“,

sagt Ticas.

Er zeigt auf Knöchelchen in der Erde, die Reste eines kleinen Kindes. Drei Leichen hat er aus dem 15 Meter tiefen Schacht bereits freigelegt. „Vermutlich wurde zunächst das Kind hineingeworfen“, rekonstruiert er, „im Angesicht der Eltern. Eine beliebte Methode, um sie zu terrorisieren. Dann wurde die Frau wohl vor den Augen ihres Mannes vergewaltigt und reingestoßen. Schließlich der Mann. Wer den IS für Barbaren hält, muss hier einen neuen Begriff erfinden.“

Wie im Fall von Alex handelte es sich um eine unschuldige Familie. Sie lebte in einem von der Barrio 18 kontrollierten Dorf, die Eltern arbeiteten aber als Marktvverkäufer im Territorium der MS-13.

Alex' Leiche findet Ticas nicht. Aber er will weitersuchen. Es sollen hier noch fünf weitere Opfer liegen. Manchen Schädel stellt er später im Büro der Staatsanwaltschaft aus, seiner „Nekro-Galerie“, eine Art Showroom des Landes. Er führt uns durch seine Sammlung, die Bilder sind nichts für Leute, die noch in Ruhe schlafen wollen. *

Ticas sagt: „Der Tod ist mein Vertrauter geworden. 806 Leichen habe ich nun ausgebuddelt und komme doch nicht hinterher. Die Mörder sind schneller als ich.“ Auch er selbst wird mit dem Tod bedroht. Irgendwann, da ist er sich sicher, „wird ein Kollege mich ausbuddeln ausmüssen“.

Nach zwei Wochen El Salvador merkt man, wie Verrohung wirkt, wie ein außer Kontrolle geratener Bandenkrieg zur Deformierung einer ganzen Gesellschaft führt. Wir finden Alex nicht, aber auf dem Weg zu ihm die Seele des Landes und seiner gebrochenen Menschen. Es siegt die furchtbare Erkenntnis, dass Morde zur Normalität werden, der Anblick entstellter Leichen, die Todessumme als abendliche Leitzahl wie im Wetterbericht, als Maßeinheit für den Tageszustand des Landes. Vielleicht meint der salvadorianische Schriftsteller Jorge Galán das, wenn er schreibt: „Wir riechen nicht mal mehr das Blut am Ende des Tages. Wir haben einen Teil unserer Menschlichkeit verloren.“

Am letzten Tag begleiten wir die Gerichtsmediziner der Hauptstadt. Sie werden in der Frequenz eines Pizza-Service an die Tatorte gerufen und sammeln die Leichen

in großen Müllsäcken ein wie eine Sperrmüllbrigade. Wir sehen erstochene Opfer und aufgeknüpfte Opfer und im Zwielflicht des tropischen Abends eine weitere Leiche, eine junge Frau im Hausflur, erschossen in Brüste und Vagina. Das Blut tropft frisch, die Kopfhörer stecken noch im Ohr. Über ihren Rücken zieht sich ein Tattoo: GRACIE-LA. Der Name ihrer kleinen Tochter.

Ich stand lange vor ihr und hörte von Nachbarn ihre Geschichte. Eine arme Köchin vom Land, eine aufopferungsvolle Mutter, die nach Liebe suchte, bis ein Mann entschied, dass sie keinen anderen als ihn bekommt. Sie hätte einen eigenen Bericht verdient, zum Wachrütteln, vielleicht in einer Frauenzeitschrift, aber wie soll sie je mit Kim Kardashian und den zehn besten Schminktipp fürs Frühjahr konkurrieren.

Die Gerichtsmediziner luden sie in einen weißen Plastiksack. Das Blut lief aus dem Sack wie dicke schwarze Tinte und hinterließ kreisende Muster auf dem Beton, die der einsetzende Abendregen wieder fortspülen würde. Dann wurde es Nacht in El Salvador.

Marha und Linda

Viereinhalb Jahre lebte die tschetschenische Familie M. in Kilchberg ZH. Für die vier Kinder ist die Schweiz Heimat. Trotzdem mussten sie mit ihren Eltern am vorletzten Donnerstag das Land verlassen. Unser Autor hat die Mädchen Marha und Linda unmittelbar vor ihrer Ausschaffung getroffen.

Von Erwin Koch, Das Magazin, 18.06.2016

Was ist grün und fliegt – So doof, sagt Marha.

Was ist grün und fliegt durch die Luft?, sagt Linda. Die Birne Maja.

Ich bin Marha und gehe in Kilchberg in die fünfte Klasse – Und ich bin Linda und gehe in Kilchberg in die vierte, was ist das Geheimnis auf dem Herd?

Der ist gut, sagt Marha – Topf secret, sagt Linda. Meine Lehrerinnen heissen Wöbbe und Peter – Meine heisst Kyburz.

Der schönste Tag in meinem Leben, sagt Marha, die Ältere, zwölfjährig, war, als ich geboren wurde.

Am 17. November 2003, sagt Linda, ich kam fast zwei Jahre später auf die Welt, 12. September 2005, der schönste Tag in meinem Leben war, als ich in der ersten Klasse war und am Geburtstag eine Party machte und viele Freundinnen einlud, das war noch an der Seestrasse, in der Nähe der Schokoladefabrik, jetzt wohnen andere Leute dort, Flüchtlinge, ich weiss nicht, von wo sie kommen.

Wir sind aus Tschetschenien, sagt Marha. Aber wohnen jetzt im Pfarrhaus – Im reformierten, sagt Marha. Eigentlich –

Was isst ein Auto am liebsten? Parkplätzchen.

Marha hatte schon in allen Fächern einmal eine Sechs, sagt Linda.

Und du hattest schon in allen Fächern einmal eine Vier. Ich bin halt, sagt Marha, fleissiger als Linda.

Dafür bin ich sparsamer. Wenn wir manchmal in der Stadt sind, gibt Marha ihr Geld sofort aus. Für Süssigkeiten und so. Dann bittet sie mich, ihr von meinem zu geben, sagt Linda, zehn.

Eigentlich dürfen wir nicht hier sein –

Einmal, das war noch in Tschetschenien, sang ich Linda, als sie ganz klein war, ein Schlaflied. Danach ging ich zur Grossmutter, wir tranken Tee, sie fragte mich: Marha, weisst du, weshalb deine Schwester Linda heisst? Nein, sagte ich. Weil ich, sagte die Grossmutter, nach Lindas Geburt im Radio ein Lied hörte, ein wunderschönes Lied über ein wunderschönes Mädchen namens Linda. Da beschloss ich, dass das jüngste Kind unserer Familie Linda heisst.

Manchmal skypen wir, sagt Linda. Mit dem Grossvater, mit dem Onkel. Mit allen Verwandten. Unser Haus war gross und lang und orangefarben, es hatte zwei Türen, eine vorne, eine hinten – Und in der Nähe gab es einen Teich – Und eine Bäckerei, wo wir Brot kauften – Und Süssigkeiten –

Meistens waren dort Kühe. Das Dorf, sagt Marha, hiess Meltchi. Aber wo das liegt, weiss ich nicht, sagt Linda. Mehr wissen wir nicht, sagt Marha.

An den Tag, als wir Tschetschenien verliessen, kann ich mich nicht erinnern, sagt Marha.

Manchmal wollen die Eltern nicht, dass wir hören, was sie reden.

Dann schliessen sie die Tür. Marha und ich, wenn wir unter uns sind, reden deutsch. Mit den Eltern reden wir tschetschenisch. Aber manchmal fehlen uns die Worte. Dann zeichnen wir, was wir meinen. Einen Maulwurf zum Beispiel – Weil wir nicht wissen, was Maulwurf auf Tschetschenisch heisst.

Oder Weitsprung – Linda und ich machen Leichtathletik. Bei Atletica Kilchberg – Das heisst Atletia, nicht Atletica – Sicher nicht, sagt Marha. Sicher schon, sagt Linda.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Im Hochsprung schaffe ich einzwanzig, im Weitsprung dreizehn, aber nur, weil ich den Balken nicht traf.

Im Hochsprung, also Scherensprung, schaffe ich einen Meter, im Weitsprung zweifünfundachtzig.

Unseren Papa sahen wir noch nie weinen – Aber wir wissen, dass er ab und zu weint.

Manchmal, sagt Linda, die Jüngere, manchmal am Abend, wenn ich im Bett liege und merke, dass ich traurig werde, dann denke ich etwas Lustiges.

Zum Beispiel daran, dass ich in der Schule gefurzt habe. Megalaut. Und alle haben gelacht. Aber gestinkt hat es nicht. Gestunken, sagt Marha. Okay, sagt Linda, gestunken.

Linda und ich schlafen im gleichen Zimmer. Marha und ich haben ein Tagebuch. Ein gemeinsames – Soll ich vorlesen? Ich will – Ich will auch – Schere Stein Papier – Schere Stein Papier – Schere Stein Papier – Also du, sagt Marha.

Liebes Tagebuch! Ich bin gerade mal in der Stube, also im Wohnzimmer. Ich möchte meiner Schwester kaltes Wasser über das Gesicht schöpfen. Weil sie schläft noch im Zimmer. Also los. Ich gehe ein Glas Wasser holen. Ich gehe runter zu ihr. Und ich schütte es gerade über ihr Gesicht. Sie wacht auf. Und jetzt gehe ich wieder nach oben in die Stube. Tschüss. 9.40 Uhr von Linda, 6.5.2016

Liebes Tagebuch! Ja, das war kaltes Wasser. Ich bin sofort aufgewacht. Linda hat gesagt: Kommst du nach oben? Ah, nein! Bin noch ein paar Minuten im Bett geblieben. Danach habe ich mich frisch gemacht und angezogen. Danach bin ich hochgegangen, und Linda ist jetzt neben mir. Okay, tschüss. 6.5.2016 von Marha, 9.50 Uhr

Ins Tagebuch schreiben wir nur schöne Dinge – Manchmal, wenn wir unter uns sind, Linda und ich, sagen wir Worte, die wir nicht sagen dürfen. Bidoudol zum Beispiel – Das ist tschetschenisch und heisst Gaggikopf – Scheisskopf – Dann schimpft Mama, wenn sie es hört. Aber sie hört es nicht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mama schimpft eigentlich nur, wenn wir bis um sechs Uhr die Hausaufgaben nicht machen, sagt Marha. Und wenn ich danach nicht aufräume, sagt Linda. Weil du die Hausaufgaben immer am Boden machst. Und du auf dem Küchentisch.

Mama und Papa, so haben sie uns erzählt, kommen aus dem gleichen Dorf, sagt Linda. Sie lernten sich kennen, sagt Marha, als sie in der sechsten Primar war, er in der dritten Sek. Wenn sie traurig sind, schliessen sie die Tür – Damit wir nicht hören, was sie reden.

Als der Brief kam, wann war das? – Der erste oder der zweite? – Wenn die Briefe kamen – Dass wir nicht bleiben dürfen – Dann schlossen sie jedes Mal die Tür. Und wir wussten, was los war. Ohne dass sie mit uns darüber sprachen. Mama weint oft, Papa nie. Wir dürfen nicht hier sein.

Ich habe noch immer die Puppe, die ich zu meiner Geburt bekam, sagt Linda.

Papa wurde in Tschetschenien geplagt und gefoltert. Weil er jemandem, der Hunger hatte, zu essen gab. Wir versteckten uns, die ganze Familie. Dann verliessen wir das Dorf, ich kann mich nicht erinnern. Linda war drei, ich war fünf, sagt Marha. Wir waren in Polen, dann in Holland, ich kann mich nicht erinnern.

Seit vier Jahren sind wir nun in Kilchberg. Viereinhalb! –

Zuerst an der Seestrasse 201 A, jetzt im Pfarrhaus –

Zuerst schwiegen sie, Mama und Papa, dann sagten sie uns, dass wir nicht bleiben dürfen. Papa ging es immer schlechter – Er redete nicht mehr, spielte nicht mehr mit uns – Und irgendwann war er weg, in einer Klinik. Weil er so traurig war. Und stumm.

Wenn ich traurig werde, denke ich etwas Lustiges, zum Beispiel daran, dass ich in der Schule laut furzte. Hast du schon erzählt, sagt Marha.

Nachts, wenn ich höre, dass eine Autotür zuschlägt –

Vielleicht, sagt Marha, war doch nicht der Tag, an dem ich geboren wurde, mein schönster, sondern der, an dem wir nach Kilchberg kamen, wir hatten plötzlich vier Zimmer für uns, eine ganze Wohnung, Seestrasse 201 A. Und Herr Delafontaine brachte uns in ein Warenhaus, wo wir einen Schulthek bekamen, einen Sportsack.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Oder der Tag, an dem ich hier zum ersten Mal zur Schule ging – Sicher nicht, sagt Linda. Weshalb nicht? Weil die Mädchen dich verarschten.

Am Anfang, sagt Marha, am Anfang, also vor viereinhalb Jahren, konnten wir kein Deutsch, nur zwei Worte, Hallo und Entschuldigung.

Wenn jemand fragte: Wie heisst du?, sagten wir Hallo.

Am ersten oder zweiten Tag in der Schule, ich weiss nicht mehr, wie, luden einige Mädchen mich ein, den Buben, die um die Ecke kamen, zu sagen: Jungs sind behindert. Also sagte ich zu den Jungs: Jungs sind behindert. Die Mädchen lachten sich krumm, die Jungs liefen zur Lehrerin. Und ich sass da, verstand nicht, was los war. Schliesslich gaben die Mädchen zu, sie hätten mich angestiftet, die Buben zu beleidigen.

Und ich, sagt Linda, sagte statt Stuhl ständig Schul.

Das Gute an Linda ist, dass sie mir, wenn ich kein Geld mehr habe, ab und zu welches leiht.

Das Gute an Marha ist, dass sie mich ab und zu auf ihrem Handy spielen lässt, wenn meines keine Ladung mehr hat.

Das Schlechte an Linda ist, dass sie es immer eilig hat. Manchmal plaudere ich mit meinen Freundinnen, dann kommt Linda und macht Druck, he, Marha, komm jetzt, es ist schon spät, wir müssen nach Hause.

Das Schlechte an Marha ist, dass sie mich, wenn sie mich an den Haaren reisst, heftiger reisst als umgekehrt. Stimmt nicht – Stimmt doch –

Aber wir reissen uns selten am Haar. Eigentlich nie. Dreimal bis jetzt–

Das erste Mal, sagt Linda, als ich Marha einen Rock aus dem Kasten nahm, ohne sie zu fragen, Marha war bereits zur Schule gegangen, ich dachte, sie hätte an jenem Nachmittag Handarbeit, Marha sei also in einem anderen Schulhaus und würde gar nicht merken, dass ich ihren Rock anhatte. Aber ich hatte falsch gerechnet, Marha sah mich in der Pause, kam ganz leise zu mir. Linda, du trägst meinen Rock! Ja, und? Ich will auch einmal etwas Schönes anhaben. Nach dem Unterricht, auf dem Weg nach

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hause, sah Marha, dass am Kragen ihres Rocks ein Fleck war, wir hatten in der Klasse Wasserfarben benützt. Da wurde sie voll zickig und griff mir ins Haar.

Ein anderes Mal, sagt Marha, schlüpfte Linda, obwohl sie eigene Pantoffeln hat, in meine und ging damit ins Bad. Als sie ins Zimmer zurückkam, war ich megahässig. Linda zog einen Pantoffel vom Fuss und schmiss ihn mir an den Kopf. Das liess ich mir nicht gefallen – Aber wir streiten eigentlich nie.

Wenn es Linda schlecht geht, geht es auch mir schlecht.

Manchmal, sagt Linda, höre ich Marha nachts weinen.

Ich möchte, ich könnte, wenn ich traurig bin, wie du an etwas Lustiges denken –

Sind die Hausaufgaben gemacht, spiele ich auf dem Handy oder lese ein Buch, am liebsten, sagt Linda, lese ich Girl online, das handelt von einem Mädchen, das einen Blog schreibt, sie ist fünfzehn und geht mit ihrem Freund, einem Musiker, auf Tour, aber auf dieser Tour ist es nicht so toll, weil der Freund ständig Auftritte hat und kaum Zeit für das Mädchen, einmal streiten sie sich in der Lobby eines Hotels, sie trennen sich, das Mädchen ruft einen Kollegen an, der holt sie ab und bringt sie zurück nach London.

Als Mansur auf die Welt kam – da waren wir schon hier –, wurde ich eifersüchtig.

Linda sagte zu Mama, Mansur sei so was von hässlich. Weil er orange Haare hatte. Blonde! – Orangeblonde! – Manchmal nervt er aber – Wenn wir Hausaufgaben machen und er mit uns spielen möchte.

Oder wenn Mama will, dass wir ihn irgendwohin mitnehmen –

Mansur ist erst vier und versteht noch nichts.

Ich weiss noch einen – Ist dieser Fisch immer so nervig? Ja, er ist ein Stör. In der Schule gibt es einen, der sagt: Ihr habt hier nichts zu suchen, geht dorthin, wo ihr hergekommen seid.

Der das sagt, ist selber ein Ausländer, sagt Linda. Ein Serbe –

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In der Schule und auf der Strasse haben sie Unterschriften gesammelt, damit wir hierbleiben dürfen.

Und die Zeitungen sind gekommen, das Fernsehen – In der Schule gibt es welche, die sagen: Im Fernsehen kommen, das ist cool.

Lieber, sagt Marha, würde ich nie im Fernsehen kommen.

Vor zwei Wochen, sagt Marha, habe ich eine Geschichte geschrieben.

Lies sie vor, sagt Linda. Du kennst sie längst. Trotzdem –

Mangovergifter. Es war mal ein Mann. Er ging auf dem Markt Mangos kaufen. Er kaufte sich ein paar, auf dem Rückweg traf er eine Frau mit acht Kindern. Sie sahen verhungert aus, deshalb gab der liebe Mann eine Kiste Mangos und eine Packung Milch. Die Kinder freuten sich, dass sie was essen könnten. Der Mann verabschiedete sich von der Familie. Und ging mit leeren Händen nach Hause. Zu Hause angekommen, geht er schlafen und denkt an die arme Familie. Nachher ging er am Morgen aus dem Haus, er musste zur Arbeit. Er stieg ins Taxi und fuhr los, er dachte immer wieder an die arme Familie. Er nahm sich vor, nach der Arbeit Mittagessen für die Familie zu kaufen, er fand das eine gute Idee. Grad nach der Arbeit kauft er für die Familie neun Portionen Nudelsuppe. Gerade angekommen, weint die Mutter um ihre Kinder. Ihre Kinder liegen dünn und erkrankt von irgendetwas auf dem Boden. Desto näher der Mann kommt, desto mehr weint die Frau. Sie sagt: Gehe mir aus den Augen. Der Mann fragt: Was ist los? Die Polizei kommt, die Frau ruft: Der Mann hat meine Kinder vergiftet. Der Mann liess alles auf den Boden fallen. Die Polizei nahm ihn fest. Der Mann versuchte seine Unschuld zu beweisen – jetzt mag ich nicht mehr, sagt Marha.

Lies weiter, sagt Linda. Ich mag nicht, sagt Marha.

Der Typ landete schliesslich im Gefängnis, und als er wieder draussen war, suchte er die Person, die ihm damals die Mangos verkauft hatte. Der Mann entdeckte bei dieser Person eine Flasche Gift, er fotografierte sie, brachte das Foto zur Polizei, den Beweis, dass er unschuldig war. Darauf ging der Mann zum Markt, sah dort die Mutter der acht Kinder – jetzt lese ich den Schluss: Der Mann geht zur armen Frau und fragt, wie es ihr geht. Die Frau sagt: Es geht mir gut. Der Mann fragt, wo ihre

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kinder sind. Sie sagt mit Tränen in den Augen: Im Himmel. Der Mann ist schockiert. Das tut mir leid. Die Frau sagt: Schon gut. Der Mann fragt zuletzt, ob die Frau bei ihm wohnen will. Die Frau antwortet: Ja, gern. Beide freuen sich, vor allem der Mann, dass er alles wieder hingebogen hat.

Tolle Geschichte, sagt Linda.

Es war am 17. September 2015 – Fünf Tage nach meinem Geburtstag, sagt Linda.

Um vier Uhr am Morgen läutete es an der Tür, ich war sofort wach und öffnete, etwa zehn Männer standen draussen und eine Frau –

Drei trugen Uniform –

Sie sagten, wir müssten mitkommen, wir würden zum Flughafen gebracht, ich wollte die Tür schliessen, aber einer drückte dagegen, ich ging in Mamas Zimmer, Mama stand auf, trat zu den Männern, sie weinte und schrie – erzähl du weiter.

Sie sagten, wir sollten alle ins Wohnzimmer kommen, sie sagten, wir würden zum Flughafen gebracht, unser Papa sei schon dort, zurück nach Tschetschenien –

Papa war in der Klinik –

Dann stopften sie alle Kleider, die wir hatten, in grosse Taschen, die Frau kam in unser Zimmer, half uns packen, wir weinten, es war noch dunkel, ein Mann sagte, wir müssten nicht mehr zur Schule, er melde uns ab –

Ich versuchte, eine Frau anzurufen, die Mutter einer Freundin, der Polizist zog das Kabel aus der Dose – und dann?

Dann führten sie uns zu einem Auto, das vor dem Haus stand, und brachten uns irgendwohin, in eine grosse Garage, es hatte viele Autos dort, vielleicht war das eine Garage, wir warteten in einem Zimmer, zwei Stunden lang. Dann setzten sie uns in ein anderes Auto und brachten uns zum Flughafen, Mama, meinen grossen Bruder Anvar, Marha, den kleinen Bruder Mansur und mich –

Sie sagten, Papa sitze bereits im Flugzeug, sie führten Anvar und mich in den Flieger und schnallten uns an die Sitze, aber Papa war nicht da, er war nirgends, mit

Handschellen gefesselt sass er in einem Auto, das wussten wir nicht, sie hatten uns reingelegt –

Ich blieb bei Mama und dem Kleinen, noch draussen vor dem Flugzeug, Mama schrie und weinte, sie hielten sie an ihren Armen, links und rechts, Mama schrie immer wieder ein Wort, Rekurs, Rekurs, jemand hielt Mansur fest, damit er nicht weg-rannte, jemand hielt mich fest, ich schlug und schrie und betete, Allah, mach, dass et-was geschieht, Allah, hilf uns. Dann sagte eine Frau: Macht endlich vorwärts. Und ir-gendwann sagte sie: Zu spät, es ist zu spät, holt die beiden Kinder raus, die schon im Flieger sind –

Dann holten sie Anvar und mich aus dem Flugzeug und setzten uns wieder ins Auto. Einer sagte: Wir bringen euch zurück nach Kirchberg –

Kirchberg ist im Kanton Bern – Dann sagte einer: Nach Thalwil – Nach Winter-thur – Schliesslich brachten sie uns zurück nach Kilchberg, Kanton Zürich. Einer sag-te: Bis zum nächsten Mal.

Gestern waren wir auf Schulreise, am Katzensee.

Zwar wohnen wir im Pfarrhaus, aber wir gehen in die Schule.

Marha hat ein schlechtes Gewissen, weil sie den Polizisten die Tür aufmachte, sagt Linda. Musst du nicht, sagt Linda, zehn Jahre alt. Ich weiss, sagt Marha, zwölf –

Im April kamen die Männer wieder, sie drückten unsere Tür auf, Seestrasse 201 A, niemand war zu Hause, unser Glück. Und jetzt sind wir im Pfarrhaus – Manche Leute bringen uns zu essen.

Ich habe, sagt Linda, in diesem Jahr schon drei Geschichten geschrieben – Die magische Wunderkerze – Drei Wünsche – Das unglückliche Mädchen –

Irgendwann möchte ich Ärztin werden, sagt Marha, oder Innenarchitektin.

Ich auch, sagt Linda, Innenarchitektin oder Ärztin. Aber wenn nachts die Tür ei-nes Autos zuschlägt –

Einmal träumte ich von Mäusen, von vielen kleinen lieben Mäusen. Aber die Mäuse waren zugleich Menschen.

Oder Soldaten –

Sie befahlen uns in ein Auto und brachten uns zum Flughafen.

Eine Maus sagte zur andern: Fertig lustig!

Der Mord, von dem wir nie geredet haben

Durch Zufall unser Autor, dass seine Urgroßmutter 1944 von den Nazis getötet worden ist. Anlass für ein paar Fragen: Wer war sie eigentlich? Und warum war sie in der Familie nie ein Thema? Eine persönliche Spurensuche.

Von Thorsten Fuchs, Hannoversche Allgemeine Zeitung, 03.09.2016

Zumindest R. hätte ja mal ein Wort sagen können. R., mein Onkel, mit dem ich damals immer den Reichstag besuchte, als es dort noch diese Ausstellung zur deutschen Geschichte gab. Wir sahen uns dort die Geldscheine aus den Zwanzigerjahren an, die Inflationsgeldscheine mit ihren irrwitzigen Summen, 50 Milliarden, 100 Billionen, und ich war stolz, weil auf allen die Unterschrift meines Urgroßvaters prangte. Wir sprachen viel über ihn, den Reichsbankdirektor, den die Nazis 1933 aus dem Amt jagten. Über Anna sprachen wir nie.

Dass meine Urgroßmutter ermordet worden ist, erfuhr ich auf denkbar beiläufigste Art. Es war im Jahr 2009, ich sah mit einem anderen Onkel alte Fotos an. Zwischen den Bildern lag ein vergilbter Zeitungsausschnitt, „Kieler Nachrichten“ vom 14. Mai 1965, Lokalteil. Es geht um einen „Massenmordprozess“ gegen 14 Krankenschwestern, der wenige Tage zuvor in München stattgefunden hatte, „Mein Bruder starb in Meseritz ...“, steht über dem Artikel. Daneben hatte jemand mit blauem Kugelschreiber, in Sütterlin, geschrieben: „meine Frau auch“.

Wer das geschrieben habe, fragte ich. „Dein Urgroßvater“, sagte mein Onkel.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er sprach nicht von dem Reichsbankdirektor, sondern von meinem anderen Urgroßvater, dem Werftarbeiter. Karl Ehmke lebte in den Sechzigerjahren in einem Altenheim in Kiel, er wird beim Lesen am Morgen auf diesen Artikel gestoßen sein. Eine Erinnerung an das, was gut 20 Jahre zuvor geschehen war.

Meine Urgroßmutter, Anna Wilhelmine Catharina Ehmke, geborene Colmorgen, starb am 24. September 1944, mit 58 Jahren, in der Heil- und Pflegeanstalt Meseritz-Obrawalde, damals Provinz Brandenburg. Wenn sie so starb, wie die meisten Frauen und Männer hier starben, dann holte sie an diesem Tag eine Krankenschwester aus ihrem Zimmer, brachte sie zur Station 6, rammte ihr eine Spritze mit Morphin oder Scopolamin in den Oberschenkel und wartete, bis die Atmung aussetzte. Oder sie schütteten drei Esslöffel Veronal in ein Glas Wasser, das Fünffache der tödlichen Dosis, und wenn sie nicht trinken wollte, legten sie ihr eine Magensonde. Gut möglich aber, dass sie sich diese Mühe nicht mehr machten, dass sie ihr einfach Luft spritzten oder sie verhungern ließen, entkräftet, wie sie war. Mit meiner Urgroßmutter waren 700 Patienten in Meseritz-Obrawalde angekommen, das Doppelte der Klinikkapazität. Da muss das Morden schnell gehen. Die Nazis hätten hier gern Gaskammern gebaut. Sie kamen nur nicht mehr dazu.

Die Frage ist, warum an all diese Toten nicht viel mehr erinnert als ein steinernes Kreuz in der sandigen Erde eines Wäldchens zwei Autostunden östlich von Berlin. Ein Stein, auf dem obendrein noch eine Jahreszahl falsch ist.

Aber die Frage ist natürlich auch, warum auch wir sie, wenn wir ehrlich sind, vergessen haben. Warum auch wir, ihre Familie, nicht viel unternahmen gegen den Verdacht, unsere psychisch kranke Vorfahrin sei uns etwas unangenehm – und der Mord an ihr ein minderschwerer Fall. Ausgerechnet wir, unsere so geschichts- und politikinteressierte Familie. Meine Großmutter schenkte mir Biografien über Galileo Galilei und Bücher über die Nazi-Zeit. Wir hüteten die Geldscheine unseres Urgroßvaters, empörten uns bei unseren Familientreffen über die DDR, und meine

Großmutter hätte am Bahnhof Friedrichstraße am liebsten jeden Grenzer persönlich aus seiner Kabine gezerrt, so wütend war sie über die deutsche Teilung. Mir war ihr ernster Zorn immer etwas peinlich, aber das Gespür für Unrecht jeder Art war in unserer Familie wohl einfach immer sehr ausgeprägt.

Nur über das, was mit Oma Anna geschehen war: nie ein Wort. Wir wissen kaum mehr, wer sie war. Kann man das erklären?

Die Heischstraße 10 in Kiel-Gaarden, ein Gründerzeitbau, bis zur Hälfte aus Backstein, darüber glatte helle Fassade. Das Haus hat den Krieg überlebt, als eines der wenigen in der Straße. Auf den Klingelschildern viele ausländische Namen, im Treppenhaus Leitungen über dem Putz, wie früher. Bewohner öffnen vorsichtig die Tür, erzählen, dass sie noch nicht lange hier wohnen und von den Alten niemanden mehr kennen. Hier, im dritten Stock, haben sie gewohnt.

Es muss für sie eine gute Wohnung gewesen sein, wenn auch eng mit vier Kindern in zwei Räumen. Aber Karl Ehmke, mein Urgroßvater, Zimmermann von Beruf, hatte es nicht weit zur Germaniawerft, auf der er arbeitete. Sie bauten U-Boote und Kreuzer für die Kriegsmarine, es gab viel zu tun. Auf den Bildern aus der Zeit, vom Ende der Dreißigerjahre, ist Karl immer der strahlende, offene. Meist trägt er einen Anzug, Zweireiher, Krawatte, weißes Hemd, er lächelt viel. Über ihn gibt es Geschichten.

„Der alte Karl Ehmke war Sozialdemokrat durch und durch“, sagt mein Onkel E. „Da wick er nie von ab. In der Heischstraße hatte er einen Nachbarn, strammer Nazi, der ihn schon ganz früher immer mit ‚Heil Hitler‘ grüßte. Unser Großvater antwortete immer nur mit einem mürrischen ‚Tach‘, immer nur dieses ‚Tach‘, das zog er durch. Nach dem Krieg war dieser Nazi dann der Erste, der auch wieder mit ‚Tach‘ grüßte. Da sagte unser Großvater nur: ‚Na, hätt sich utgehitlert, was?‘ Das konnte er sich nicht verkneifen.“

Seine Frau Anna ist auf den Fotos die Zurückhaltende, Vorsichtige. Ihr Blick ist distanziert, zugleich schaut sie so direkt in die Kamera, als wolle sie diese Distanz überwinden, als sei ihr das wichtig. Sie führt ihren Enkel an der Hand, hat ihn auf den Arm, sie muss Kinder gemocht haben. Dann, plötzlich, gibt es einen Bruch. Ein halbes Jahr später, auf den Weihnachtsfotos, wirkt ihr Blick entrückt, ihr Lächeln leer.

Über sie, Anna, gibt es wenige Geschichten. Die früheste spielt 1932. Da heiratet ihre älteste Tochter Erna in Berlin. Um nicht zur Feier reisen zu müssen, spielt ihre Mutter Anna in Kiel einen Sturz vor und sagt ab. Für D., meinen Onkel, ein frühes Zeichen ihrer Krankheit, „sie war depressiv“, sagt er.

Oder ist ihre Angst vor dieser Feier vielleicht ganz verständlich? Ihre Tochter heiratet in der Hauptstadt den Sohn des Reichsbankdirektors, einen angehenden Richter. Es ist nachvollziehbar, wenn ihr vor dieser Fahrt in die gehobene Berliner Bürgerwelt unwohl ist, ihr, der Schneiderin aus Alt Harmhorst, Kreis Plön, wenn ihr das eine Nummer zu groß ist. Am Ende fährt Karl, der Zimmermann, ohne seine Frau nach Berlin.

„Wir haben bei den Besuchen in Kiel immer im Stockbett in der Küche geschlafen. Es war eng, aber ich war unglaublich gern dort“, sagt P., auf den Bildern der kleine Junge, den seine Oma beim Laufenlernen an den Händen hält. „Einmal aber, 1944 war das wohl, war wieder Bombenalarm. Wir gingen in den Keller, wo wir spürten, wie das Haus nach einem lauten Knall regelrecht hin- und hergeworfen wurde. Als wir dann wieder hochstiegen, konnten wir auf einmal in den Himmel sehen.“

Das Haus hatte einen Treffer abbekommen, das Dach war weg. Ob seine Großmutter, Anna Ehmke, da noch dabei war? Das, sagt P., wisse er nicht mehr. Er

war noch ein Junge, gerade mal sieben. In seiner Erinnerung ist da nur Karl, der Großvater.

Es ist nicht klar, ab wann meine Urgroßmutter in der Landesheilanstalt Schleswig-Stadtfeld untergebracht war. Niemand in unserer Familie weiß mehr, wer sie eingewiesen hat, wie lange sie dort war. Klar ist nur, dass die frühere Irrenanstalt Schleswig bereits früh voll auf nationalsozialistischem Kurs war. Seit 1933 nahmen die Einweisungen zu – nur dass nicht mehr die Heilung der Patienten das Ziel war, sondern der angeblich nötige Schutz der Gesellschaft vor ihnen. Die Pfleger und Ärzte malten Stammbäume jener Familien, die sie „erbkrank“ nannten, ließen Hunderte sterilisieren und schickten etwa tausend in die Tötungsanstalten überall im Deutschen Reich. Akten über die Verbrechen hat die Anstaltsleitung nach Kriegsende gezielt vernichtet. Das hat es auch Inken Asmussen nicht leicht gemacht.

Die Frau mit den kurzen grauen Haaren ist Pflegedirektorin der Klinik, die heute zum Helios-Konzern gehört. Ihr Büro liegt im forensischen Teil des Krankenhauses, hinter vier Meter hohen Zäunen und Stacheldraht. Die Angst der Bürger vor den Irren – es gibt sie jedenfalls noch immer.

Inken Asmussen kam 1993 als Schwester nach Schleswig. Sie hatte sich viel mit der Geschichte der Psychiatrie beschäftigt, sie war kritisch, sie wollte eine Öffnung. Was sie nach ihrer Ankunft dort erlebte, überstieg alle Befürchtungen.

„Wenn man nur danach fragte, was während der Nazizeit hier geschehen ist, dann war das fast ein Entlassungsgrund.“

Vielleicht war es Scham, die die Kollegen schweigen und die Chefs fast aggressiv reagieren ließ. Scham über das Unrecht. Nur passt dazu nicht, dass es offenbar kaum ein Unrechtsbewusstsein gab.

„Ich sprach damals mit Pflegern und Schwestern, die die Patienten zu den Zügen in den Tod begleiteten, die genau wussten, was mit ihnen geschah, und das noch immer richtig fanden. ‚Es war doch für sie eine Erlösung‘, oder ‚So mussten sie nicht mehr leiden‘, solche Sätze habe ich immer wieder gehört.“

Das Gebäude, in dem meine Urgroßmutter damals untergebracht war, ist ein Haus aus der Gründungszeit der Klinik, frühes 19. Jahrhundert. Zweistöckig, klassizistisch, heller, nordischer Stil, die kleinen Zimmer im Inneren sind heute Büros. Man kann hier noch etwas spüren von dem frühen Idealismus, mit dem diese Klinik mal gebaut wurde und der sich dann so radikal ins Gegenteil verkehrte.

Worunter meine Urgroßmutter litt, ist schwer zu sagen. „Präsenile Demenz“, das war die offizielle Diagnose. Aber „präsenile Demenz“ konnte damals vieles bedeuten, Depressionen zum Beispiel, oder Schizophrenie.

„Es kam immer wieder vor“, sagt M., meine Tante, „dass sie sich in den Zug setzte und von Kiel nach Berlin fuhr. Einfach so, ohne jemandem etwas zu sagen. Auf einmal stand sie vor der Tür, auch mitten in der Nacht, und genauso plötzlich war sie auch wieder verschwunden.“

Sie muss manische Phasen gehabt haben, Zeiten extremer Aktivität, vielleicht auch wahnhaftige Momente. Man soll sie einmal unbekleidet im Zug aufgegriffen haben.

Andererseits hatte sie gute Gründe, an der Welt irre zu werden. Binnen zwei Jahren waren zwei ihrer vier Kinder gestorben. Werner, der einzige Sohn, war am frühen Morgen des 12. August 1943 nahe St. Petersburg auf eine Mine getreten. Karla, die jüngste Tochter, war am 17. Oktober 1941 in einem Kieler Krankenhaus an

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Tuberkulose gestorben, mit 25 Jahren. Wahnsinn war auf all das nicht die unpassendste Reaktion.

Als die Kieler Uniklinik 1944 ausgebombt wird, braucht man Platz für die Patienten – und kommt schnell auf Schleswig. Die Irren sollen Platz machen. Am frühen Morgen des 14. September 1944 werden 700 Patienten in einer Art Todesmarsch von der Klinik zum Kreisbahnhof geführt, quer durch die Stadt. Sie tragen Holzpantinen, das Klappern auf dem Pflaster weckt die Anwohner, viele blicken durchs Fenster auf den gespenstischen Zug, Menschen in weißen Hemden, sie gehen langsam.

Eine dieser Patientinnen ist Anna Ehmke, meine Urgroßmutter. Ihr Name steht auf der Verlegungsliste, daneben die Diagnose, die Kleidernummer, der Name ihres Mannes. „Sauber: ja“ steht dort noch, und „arbeitsfähig: nein“. Das war ihr Todesurteil.

Man kann diesen Weg, ihren letzten Weg, heute nachgehen. Man beginnt dann bei Kfz-Service Funk, einer Autowerkstatt. Die St. Jürgener Straße führt noch ein paar Meter hinauf, dann geht es immer bergab, den Gallberg hinunter. Vorbei an Backsteinhäusern mit Satteldach und Gärtchen, Dreißigerjahre-Stil, sie müssen damals neu gewesen sein, der Stolz ihrer Besitzer. Vorbei an der Schule mit dem weiten Pausenhof, noch ganz still und leer an jenem Morgen, bis zu den ersten Geschäften, das Puppengeschäft war schon da, „100 Jahre“ steht heute im Fenster.

Die ganze Zeit auf diesem Weg blickt man auf den Dom, der in Schleswig alles überragt, er kommt immer näher, je weiter man den Gallberg hinabschreitet, und es ist, als wache er über alles. Einige der Patienten ahnten, was mit ihnen geschehen würde. Es gab Gerüchte. Möglich, dass sie auf den Dom sahen, dass sie hofften, es würde ein Zeichen geben, ein Signal des Widerstands, man konnte von dort ja alles sehen. Vom Dom gab es kein Zeichen.

Unten, am Kreisbahnhof, wartete schon der Zug nach Meseritz, in den Tod. Das Bahnhofsgebäude von damals steht noch, ein zweistöckiger Gründerzeitbau mit wuchtigen Türmen links und rechts, aufwendig restauriert. Im Erdgeschoss gibt es ein Restaurant, „Gleis 9“. „Meine Geschmacksstation“, so wirbt es für sich. Das Gebäude blicke „auf eine bewegte Geschichte zurück“, erklärt ein Schild. Hinter dem Haus liegen noch ein paar Meter Gleis. Eine hölzerne Terrasse ist darüber gebaut, Tische stehen unter Sonnenschirmen, ein ruhiger Platz.

„Wir haben erst damit angefangen, diesen Weg nachzugehen“, sagt Inken Asmussen, „zum Jahrestag halten wir einen Gedenkgottesdienst ab, und vor zwei Jahren haben wir auch ein Denkmal gestaltet, das an die Deportation erinnert. Einmal haben wir zum Jahrestag auch eine Todesanzeige für die 700 Patienten geschaltet. Das hat natürlich viel Aufsehen erregt. Viele waren betroffen, aber die Reaktionen waren am Ende eigentlich immer positiv. Wir arbeiten mit Schulen zusammen, mit der Kirche, da gab es keine Abwehr.“

Das Komische ist nur, dass die Nachkommen der Opfer sich anscheinend nicht sehr für das Thema interessieren. Drei, sagt Inken Asmussen, drei hätten sich in den vergangenen 20 Jahren gemeldet. Drei Nachkommen von etwa 1000 Männern und Frauen, die von Schleswig in den Tod führen.

Es ist ja ein eigenartiger Gegensatz. Es gibt in Deutschland ein recht strenges Sterbehilfegesetz, die Präimplantationsdiagnostik ist sehr restriktiv geregelt, und wir erheben den Anspruch, Behinderte in ganz normale Schulen zu integrieren – alles letztlich, um ja nicht in den Verdacht zu geraten, Kranken und Behinderten weniger Lebensrecht zuzugestehen als denen, die sich für normal halten. Bis heute bestimmt die Abgrenzung von dem, was die Nazis zynischerweise „Euthanasie“ nannten, den „schönen Tod“, die deutsche Politik.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wir erinnern an die „Euthanasie“ – aber die „Euthanasierten“, die Opfer, haben wir verschwiegen, verdrängt, vergessen. Rund 200 000 Kranke und Behinderte wurden, als Teil dieses Programms, zwischen 1939 und 1945 vergiftet, vergast oder dem Verhungern preisgegeben. Das heißt: In jeder zehnten deutschen Familie gibt es ein „Euthanasie“-Opfer. Man kann wohl sagen: Ein großes Thema waren sie nie, nirgends.

Was, wenn Götz Aly recht hat, was ja auch nachvollziehbar wäre. Aly ist Historiker, „Die Belasteten“ heißt sein Buch über Euthanasie. Demnach schauten die Organisatoren der Morde genau, wer wie viel Besuch erhielt. Und wenn sie den Eindruck hatten, dass die Familienbande nicht sehr eng waren, dann haben sie diese Patienten sehr viel schneller ausgewählt als andere. Am Ende gab es eine Sterbeurkunde mit fingierter Todesursache, und die Verwandten schwiegen. Ein Mensch, der wahrscheinlich auch eine Last war, war ihnen genommen. Man nahm das so hin. Und schwieg. Aus Scham. Die Mörder, schreibt Aly, seien überrascht gewesen, wie gering der Widerstand gegen die „Euthanasie“ blieb.

So gesehen, wären die Angehörigen, auch wir, stille Komplizen dieser Morde. Dass er recht haben könnte: schwer erträglicher Gedanke. Die Ärzte und Schwestern aus Schleswig beteuerten nach dem Krieg, sie hätten gezielt die Arbeitsfähigen für den Transport nach Meseritz ausgewählt, also die mit den besten Überlebenschancen. Zumindest im Fall meiner Urgroßmutter haben sie sich nicht daran gehalten.

Die Zugfahrt muss anstrengend gewesen sein, erst am nächsten Tag, dem 15. September 1944, kamen sie und die 699 anderen in Meseritz an, später als geplant. Im ersten Moment muss sie gedacht oder wenigstens gehofft haben, dass dies ein guter Ort sei. Ein weites Gelände mit vielen niedrigen Bauten, gelber und roter Backstein, preußische Architektur, dazwischen Kiefern. Bettenhäuser, Turnhalle, eine Kapelle, Schwimmbad, Werkstätten, sogar eine Fleischerei, alles das gehörte zur Heil- und Pflegeanstalt Meseritz-Obrawalde, vier Kilometer außerhalb von Meseritz gelegen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Eine kleine Stadt für sich. Sogar einen Bahnanschluss gab es, ursprünglich damit die Kranken auch zu Ausflügen aufbrechen könnten. Der erwies sich dann aus anderen Gründen als sehr funktional.

Im September 1944 ist Meseritz-Obrwalde längst eine Tötungsanstalt. Für die bis zu 2000 Patienten, die in Zügen vor allem aus Berlin und Norddeutschland hierher verlegt werden, sind gerade mal drei Ärzte zuständig, von denen zwei vollständig mit der Mordaktion beschäftigt sind. Direktor der Klinik ist seit 1941 Walter Grabowski, gelernter Kaufmann, der zuvor über die Krankenmorde im besetzten Polen Buch führte, ein Bürokrat des Todes. Wer getötet wird, bestimmt der Medizinalrat Theophil Mootz per Kopfnicken oder Fingerzeig. Am Ende sind es ausgewählte Schwestern und Pfleger, die die Patienten in die „Sterbestübchen“ führen, vor allem in die Räume im ersten Stock von Station 6, und ihnen dann das Gift spritzen. Amanda Ratajczak zum Beispiel, die allein mehr als 2500 Menschen tötete. Oder Hilde Wernicke, eine Ärztin, die selbst aus Schleswig stammte.

Die Klinik in Obrzyce, wie Obrwalde jetzt heißt, ist auch heute noch eine psychiatrische Klinik. Die Gebäude sind die alten. Man muss das Gelände ganz durchqueren, dann gelangt man auf einen fußballfeldgroßen Bereich, wild bewachsen von Sträuchern, Bäumen. An einer freien Stelle stehen vielleicht ein Dutzend rostiger Kreuze. Sie markieren die einstigen Massengräber. Hier hat man sie verscharrt, die zehntausend Toten von Meseritz. Irgendwo hier liegen die Überreste meiner Urgroßmutter Anna Ehmke.

Es ist möglicherweise das zweite Mal, dass jemand aus unserer Familie hier ist.

„Ihr Mann, Karl, der Werftarbeiter, ist sofort hierher gefahren, nachdem er die Todesnachricht erhalten hat“, sagt mein Onkel A. „Das hat meine Mutter erzählt. Es muss noch Ende 1944 gewesen sein, danach konnte er ja nicht mehr herfahren. Er konnte sich den Tod seiner Frau nicht erklären, er muss entsetzt gewesen sein. Als er

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

in Obrowalde ankam, habe man ihm nur Gräber mit einer Nummer daran gezeigt, erzählte er. Sie sei eines natürlichen Todes gestorben. Dann schickte man ihn wieder weg, er muss sich regelrecht abgekanzelt gefühlt haben.“

Wenn er wirklich hier war, wenn er 72 Jahre vor uns über dieses Feld gegangen ist, dann hätte er sich über ein Verbot hinweggesetzt. Keine Besuche in Meseritz, so hatten es die Behörden verfügt, erst nach dem Krieg dürften sie hin. In den Todesanzeigen durfte der Name nicht mehr genannt werden, es war ja in Kiel längst aufgefallen, wie viele Menschen da starben. Niemand sollte wissen, was genau in Meseritz-Obrowalde geschah, der Ort sollte tabu sein. Es würde jedenfalls zu ihm passen, dass ihn das alles nicht scherte. Ich möchte glauben, dass er wirklich dort war.

Am Rand des Massengrabes, zwischen den Bäumen, steht ein steinernes Kreuz, das an die Opfer erinnert. Lukasz Paczkowski, Anfang 40, schwarzes Hemd, kurzes dunkles Haar und Dreitagebart, steht daneben und wirkt unschlüssig. Einerseits ist er froh, dass es dieses kleine Mahnmal gibt, immerhin dieses. Andererseits ist es ihm unangenehm, dass eine falsche Jahreszahl darauf steht, 1939. „Dabei begannen die Verbrechen hier erst 1942.“ Er will sie nicht kleiner machen. Er will nur genau sein. Es ist für ihn eine Frage des Respekts.

Paczkowski ist mit der Klinik und ihrer Geschichte gleichsam aufgewachsen. Er stammt aus Meseritz, Miedzyrzecz, wie die Stadt heute heißt. „Als Junge wusste ich nur, dass die Deutschen da draußen schlimme Dinge gemacht hatten.“ Es war das, was die meisten wussten, und dass seine Großtante und seine Mutter hier arbeiteten, änderte daran nichts. „Meine Großtante sprach nicht darüber.“ Das Schweigen, so viel ist sicher, gab es überall.

Heute ist Paczkowski selbst Psychiater in Obrowalde, und das mit dem Schweigen würde er gern ändern. Natürlich, es gibt die kleine Ausstellung im Verwaltungsgebäude, Schwarz-Weiß-Fotos und historische Dokumente unter einem

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

dämonischen durchgestrichenen Hakenkreuz, unverändert seit den Sechzigerjahren. „Aber die sollte damals nur zeigen, wie böse die Deutschen waren. Die war nicht für die Opfer.“

2009 versuchte er deshalb, auf neue Art an die Verbrechen zu erinnern. Er hatte Pläne. Wollte mit Wegweisern die Menschen aus der Stadt über das Gelände schicken und eine neue Ausstellung in der früheren Pathologie ausrichten. „Eine Million Euro sollte das kosten“, sagt Paczkowski. „Die EU hatte ihren Zuschuss schon zugesagt.“ Gescheitert ist es an den Eigenmitteln, an 150 000 Euro. Die konnte die Klinik nicht aufbringen.

Vielleicht konnte sie es nicht. Vielleicht wollte sie es auch nicht. Einige der alten Gebäude stehen leer, es fehlt das Geld für die Sanierung. Die Bereitschaft, die begrenzten Mittel dafür zu nutzen, an die Verbrechen der Deutschen zu erinnern, wenn sie es hier nicht mal selbst tun, dürfte überschaubar sein. Die Erinnerung an die Verbrechen von Meseritz ist auf allen Seiten eine schwierige Angelegenheit.

Es ist gut möglich, dass die Mörder meiner Urgroßmutter bestraft wurden. Amanda Ratajczak und Hermann Guhlke, beide Pfleger, wurden noch 1945 von einem sowjetischen Gericht zum Tode verurteilt und gehängt. Die Pflegerin Helene Wiczorek und die Ärztin Hilde Wernicke wurden 1947 in Berlin hingerichtet.

1964 gab es in München noch einen Prozess gegen 14 frühere Pflegerinnen. Sie hießen zum Beispiel Luise Erdmann und Erna Elgert, waren über 50, die Staatsanwaltschaft warf ihnen Beihilfe zum Mord in mindestens 200 Fällen vor. Die Schwestern gaben ihre Beteiligung mehr oder weniger zu. Sagten, dass sie die Patienten festgehalten, Spritzen aufgezogen, Gift verabreicht hätten. Selbst die Richter staunten über ihre Aussagen, diese Mischung aus Naivität und Offenheit. Sie habe den Patienten aus Mitgefühl zugeredet, „ihre Arznei“ zu trinken, sagte eine Schwester: „Sie sollten doch nicht merken, dass sie sterben mussten.“ Sie habe, fügte sie noch

hinzu, ihren Dienst immer mit Liebe und besonderer Geduld versehen. Am Ende wurden alle Angeklagten freigesprochen.

Meine Großmutter, die Tochter meiner Urgroßmutter, muss in Berlin von diesem Prozess gelesen haben. Sie hat immer Zeitung gelesen, Radio gehört, sämtliche Berichte. Wenn sie dieser Prozess wütend gemacht haben sollte: Gezeigt hat sie es nicht. „Sie war ja sehr viel mit sich selbst beschäftigt“, sagt M., meine Tante, die sie in den Sechzigerjahren häufig gesehen hat. „Sie hatte ihren Mann im Krieg verloren, und dann war sie mit fünf Söhnen allein und musste sie aufziehen. Da war für andere Gedanken vielleicht nicht mehr viel Platz.“

Ich habe meine Großmutter, Anna Ehmkes Tochter, als sehr aufrechte, stolze Frau in Erinnerung. Bestimmt ist es ihr schwergefallen, über den Makel zu sprechen, den eine psychisch kranke Mutter noch immer bedeutete. Vielleicht wollte sie uns Nachgeborene aber auch nicht mit diesem Makel belasten, wenn doch auch sonst niemand darüber sprach und 200 Morde nicht mal für einen Tag Gefängnis reichten.

Zu der Ausstellung, die ich mit meinem Onkel in Berlin im Reichstag besuchte, gibt es einen Katalog. Er heißt „Fragen an die deutsche Geschichte“, man bekommt ihn gebraucht für einem Cent im Internet. In diesem Buch gibt es 48 Seiten über die NS-Zeit. Die Ermordung Kranker, die Euthanasie, wird nicht mal erwähnt. Mit keinem Wort. In diesem Buch hat meine Urgroßmutter einfach überlebt.

Der Exodus von Tel Goran

Ein Dorf in Syrien, 160 Menschen, alle Christen. Vor einem Jahr stürmt der IS den Ort, die Einwohner fliehen. Unsere Autoren haben sich auf die Suche nach ihnen gemacht.

Von Malte Henk und Henning Sußebach, DIE ZEIT, 23.12.2015

Am Ende, das auch ein Anfang sein könnte, geht alles ganz schnell. Als die Maschine der Tunisair an Höhe gewonnen hat und über dem Mittelmeer das Anschnallzeichen erlischt, schwenkt Flug TU 744 in Richtung Norden. Als das Frühstück kommt, zieht unten eine Insel vorüber. Und als das Wägelchen der Stewardess leere Tablett verschluckt und Ismail Ismail, dessen Vorname und Nachname sich gleichen, aus dem Fenster blickt, sieht er zwischen Wolkenschleiern Land. Ob das schon Europa ist?

Ismail sitzt auf Platz 12 F, neben ihm sein Bruder George, am Gang sein Bruder Joseph. Drei Schnurrbartträger um die 50, Hemden in gedeckten Farben, Allerweltshosen aus Polyester, als hätten sie vereinbart, sich so unauffällig wie möglich zu kleiden. In der Reihe vor ihnen spielen drei strandbraune T-Shirt-Touristen aus Stuttgart Karten. Hinter ihnen sagt eine Geschäftsfrau im Kostüm zu ihrem Begleiter: "Ich fliege diese Strecke x-mal im Jahr."

Ismail und seine Brüder sagen nichts. Sie lesen nicht, sie schlafen nicht. Sie schauen still vor sich hin.

Inmitten der Linienflugroutine ist ihnen nicht anzusehen, dass sie auf der Flucht sind, so wie all die Syrer und Afghanen, 36.000 Fuß unter ihnen, auf Booten im Meer. Soll man sagen, die drei haben Glück gehabt? Ein Frühstück in der Economyclass, eine Tasse Kaffee, schon liegt das Mittelmeer hinter einem. Doch wie viel Glück braucht es, um das Pech aufzuwiegen, zum falschen Volk zu gehören, der falschen

Religion anzuhängen, zur falschen Zeit im falschen Land zu leben? Ismail Ismails Heimat: überrannt. Sein Haus: geplündert. Er selbst: der Geiselhaft des "Islamischen Staats" entronnen. Jetzt aufgehoben unter denen, die Grenzen nicht überwinden, sondern überfliegen. Für die Reisen kein Schicksal ist, sondern Alltag. Die vielleicht auch mal fliehen, aber nur vor dem schlechten Wetter. Zwischen Menschen wie uns also, den Lesern und Reportern der ZEIT.

Das Verhängnis Ismails und seiner Brüder, seiner Frau, seiner Kinder, seiner Freunde, seiner Nachbarn – fast wäre es unerzählt geblieben. Nur ganz kurz, am 23. Februar 2015, glitt im schnellen Strom der Kriegsberichte, Flüchtlingsfotos, Grenzdebatten diese Eilmeldung durch das Weltbewusstsein: In Syrien hatten Kämpfer des IS urchristliche Gemeinden überfallen. 35 Dörfer, aufgereiht am Ufer eines Flusses namens Chabur, der in den Euphrat mündet. Die Islamisten nahmen 253 Geiseln, unter ihnen Ismail und seine Brüder.

Es war noch Nacht, als die drei Männer Monate später, nach ihrer Befreiung, in Beirut ins Flugzeug stiegen. Beim Zwischenstopp in Tunis zeigten wir ihnen ein Foto, ausgedruckt aus dem Internet, ein Satellitenbild von Google Maps. Ein Puzzle aus erdigen Farben. Felder, Wege, Windungen eines Flusses. Am Ende einer schmalen Straße die Konturen eines Dorfes. Mit etwas Fantasie könnte man in diesem Umriss ein Blatt erkennen, wie von einem Baum gefallen.

Joseph und George drehten das Foto ratlos in ihren Händen; mit den Augen eines Satelliten hatten sie den Schauplatz ihres bisherigen Lebens nie gesehen. Ismail aber begriff sofort: Das war Tel Goran, sein Dorf. Er tippte mit dem Zeigefinger auf ein Haus, links oben auf dem Ausdruck. Er führte das Bild an seine Lippen und küsste es, und seine Augen füllten sich mit Tränen.

In tausend kleinen, unscheinbaren Szenen, eine davon an Bord des Fluges TU 744, vollzieht sich ein Exodus der Christen; nicht der erste, aber vielleicht der endgültige. Es fliehen Glaubensgruppen, von denen einige fast so alt sind wie der Glaube selbst. Kopten verlassen den Nahen Osten, Chaldäer, Maroniten. Ismail, Joseph und George sind Assyrer. Drei Angehörige eines weiteren christlichen Volkes, das sich – wie aufgewirbelt vom Weltgeschehen – über die ganze Erde verstreut. Drei Brüder, fortgeweht aus der alten Heimat, dem Zweistromland, wo sich mehr

Geschichte schichtet als überall sonst, wo es mehr Völker als Staaten gibt, wo um alles gestritten wird, um Macht, Land, Öl, die Nähe zu Gott.

Flug TU 744 landet auf dem Flughafen Frankfurt. Summend, pingend, klingelnd erwachen Mobiltelefone aus ihrem Koma. Auf den Plätzen 12 D bis 12 F bleibt es still. Wenig später laufen Ismail und seine Brüder im Sog der Reisenden durch einen langen Gang. Einmal stockt der Menschenstrom. George und Joseph zögern, dann betreten sie zum ersten Mal im Leben eine Rolltreppe. Die umstehenden Urlauber mögen denken: Was sind das für Bauern?

Niemand ahnt, dass diese Männer aus der Mitte des Weltgeschehens kommen. Ihre Heimat liegt an den Fronten des syrischen Krieges, wo Kurden mit deutschen Waffen den IS bekämpfen, wo amerikanische, französische und bald auch deutsche Kampfflugzeuge ihre Bahnen ziehen, wo Sunniten auf Schiiten schießen und syrische Rebellen auf Soldaten des syrischen Regimes. Ganze Landstriche sind entvölkert. Chinesische Wissenschaftler haben errechnet, dass der Nachthimmel über Syrien heute 83 Prozent dunkler ist. Im Christendorf Tel Goran brennt kein einziges Licht mehr.

Was geschieht, wenn ein ganzes Dorf aufbricht?

Im Sommer hatten wir begonnen, assyrische Verbände in aller Welt anzuschreiben, Listen mit den Identitäten der Geiseln zu sammeln, nach Versprengten wie Ismail zu suchen. Im Internet zoomten wir uns aus Satellitenperspektive immer näher an den Chabur-Fluss heran – und dann war da Tel Goran. Das Luftbild dieses Dorfes war der Anfang. Wir erfuhren: In guten Zeiten sollen 160 Menschen dort gelebt haben. Heute steht das Dorf leer. Die zwei Kirchen, die Schule, Häuser und Scheunen. Hüllen früheren Lebens, wie leere Muschelschalen am Strand.

Wo sind die 160 geblieben? Was geschieht, wenn ein ganzes Dorf aufbricht, stellvertretend für ein Volk und eine Religion? Entsteht irgendwo ein neues Tel Goran?

Ismails Name war der erste, den wir auf unserem Foto neben ein winziges Hausdach schrieben. So begann die Suche. Sie würde uns auf vier Kontinente führen. Haus für Haus, Name für Name. Nach allem, was wir wissen, ist kein Dorfbewohner gestorben. Aber jeder hat sein Leben verloren.

Deutschland: Der Kartoffelschäler

Während in Frankfurt Flug TU 744 erwartet wird, macht sich 200 Kilometer entfernt, im Saarland, ein Mann auf den Weg zur Arbeit. Er hat es nicht weit, drei Minuten nur durch die Fußgängerzone von Saarlouis. Dort, wo die Sonnenstraße die Bierstraße kreuzt, steuert er auf ein Altstadtthaus zu. Grauer Stein und Sprossenfenster, wie aus einem Historienfilm. Neben der Tür in Goldbuchstaben das Wort KARTOFFELHAUS. Der Mann betritt das Restaurant so beiläufig, wie Gäste es niemals tun, öffnet eine Tür mit der Aufschrift "Privat" und steigt hinab in einen nackten Keller. Da steht eine Art Fass aus Metall, angeschlossen an Schläuche. Eine Schälmaschine. Das ist Basem Adams erste Aufgabe, an sechs Tagen in der Woche: Er schält den Deutschen die Kartoffeln.

Basem kippt sie hinein, Eimer um Eimer, lässt Wasser dazulaufen, dann rumpelt und dröhnt die Maschine los, als werde sie gleich abheben. Später an diesem Tag werden oben Gäste durch Speisekarten blättern, drei Seiten "Kartoffeln und mehr": Kartoffelpuffer, Kartoffelpizza, Grillkartoffeln, Kartoffelpfanne, Kartoffellasagne. Junge Leute, die einen weichen saarländischen Dialekt sprechen, werden Bestellungen notieren und riesige Teller durchs Lokal balancieren.

Basem Adam, 32 Jahre alt, aufgewachsen in Tel Goran, kann kein Saarländisch. Er kann nicht einmal richtig Deutsch. Sein Wortschatz könnte aus einem Wörterbuch für Küchenhilfen stammen: Salatsauce, Schnitzelteller, Beilage, Abwasch.

Basem verließ Tel Goran noch zu Friedenszeiten. Auch in Syrien zog es junge Leute in die großen Städte. Basem, Sohn der Schneiderin von Tel Goran, ging nach Damaskus, um in der Hauptstadt als Modedesigner zu arbeiten. Auf seinem Computer entwarf er T-Shirts, Kleider und Damen-Oberteile, die viel Bauch frei ließen. Einige Zeit hoffte er, leben zu können wie die digitale Boheme in Berlin, London und New York. Es kam anders. Es kam der Krieg. Sechs seiner Freunde starben bei Bombenanschlägen.

Basem Adam ist ein Mann mit rundem Gesicht, der viel lacht, wenn er seine Geschichte erzählt – aus Höflichkeit, Ratlosigkeit, Schüchternheit. Meist aus Fatalismus. Nach seiner Flucht aus Syrien, über Land und See, strandete er in

Saarlouis, weil hier schon andere Assyrer waren. Er begann einen Sprachkurs, brach ihn ab, wegen der Arbeitszeiten. Ein junger Mann, der Modedesigner war, hat sein Leben dem Schichtrythmus eines Restaurants angepasst.

Wie er das finde? Basem Adam zuckt mit den Schultern. Das sei halt so.

Auf unserem Satellitenbild hatte Basem ein Haus schräg gegenüber von Ismail Ismails Anwesen angekreuzt, an einer schmalen Straße direkt am Fluss. Basem, das Kind, und Ismail, der Erwachsene, sahen sich Tag für Tag. Wenn die Geflohenen sich erinnern an die Jahre, in denen Tel Goran noch nicht leer stand, für sie kein sandfarbenes Satellitenbild war, sondern ein kleiner Kosmos voller Leben, sind die Türen ihrer Häuser stets unverschlossen gewesen, probierten sich Halbstarke auf den Traktoren ihrer Väter, lernte Basem in den seichten Seitenarmen des Flusses schwimmen, angelte Karpfen und grillte sie abends mit seiner Mutter Suheila, einer frühen Witwe.

Einige Väter pendelten in die Städte, als Fliesenleger, Busfahrer, Ingenieure. An den Wochenenden arbeiteten alle auf ihren Feldern. Jede Familie hielt Hühner, Ziegen, manchmal eine Kuh, bewirtschaftete Land, auf dem Weizen, Baumwolle, Tomaten und Wein wuchsen. Heute, auf Handyfotos erstarrt, zeigt sich eine Dorfidylle: Häuser aus hellem Stein, trotzig gegen die Hitze verteidigte Gärten, beschattet von Zedern und Zypressen. Ein genügsames Leben in enger Gemeinschaft, das sich meist unter freiem Himmel abspielte.

Da war Ismail, bei dem abends alle zusammensaßen, in einem weinberankten Pavillon.

Da war Samer, der beim Fußballspielen immer Michael Ballack sein wollte.

Da war Isho's Shop, "Jesu Laden", in dem es Reis, Waschmittel und Süßigkeiten zu kaufen gab.

Da war der Festplatz vor der Kirche, auf dem sie Hochzeiten und Taufen feierten und manchmal die Nächte durchtanzten.

Und da waren am südlichen Dorfrand vier Brüder, Muslime, die sich als Tagelöhner auf den Feldern der Christen verdingten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Adams und die Ismails in diesem winzigen Dorf: Ihre Vorfahren hatten einst ein Weltreich geschaffen und sich später, bekehrt vom heiligen Thomas, einem der zwölf Apostel Jesu, zum Christentum bekannt. Märtyrer und Missionare trugen ihren Glauben entlang der Seidenstraße bis nach Peking. Wer heute die Gottesdienste der Assyrischen Kirche des Ostens besucht, reist 2.000 Jahre zurück in die Vergangenheit. Die Heiligen Messen werden im alten Aramäisch gehalten, ganz nah an der Sprache Jesu. Gott heißt bei ihnen alaha. Ein Wort, älter als der Islam.

In Tel Goran feierten die Menschen im Frühjahr eda gora, das große Fest: Ostern. Im Winter eda sora, das kleine Fest: Weihnachten. Dann gab es in der nächstgrößeren Stadt Tannenbäume zu kaufen.

Noch zur Jahrtausendwende hatten die Männer im Dorf begonnen, neben ihrer alten Kirche eine neue zu bauen, drei Kuppeln, drei Kreuze, weithin sichtbar. Für einen eigenen Priester war die Gemeinde zu klein, sie musste auf Pfarrer Mosche – deutsch: Moses – warten, der zu Weihnachten von Dorf zu Dorf flussabwärts zog und kurz vor Mitternacht in Tel Goran ankam. Nach der Messe fuhren sie Mosche in einem Boot über den Fluss, wo er am nördlichen Ufer wohnte.

Die große Politik schien sich damals auf einem anderen Planeten zu vollziehen. Einzig im Festsaal der neuen Kirche hingen zwei Porträts: das des alten und das des jungen Assad.

"Im Dorf waren alle gleich. Das ist vorbei."

Als 2011 der Bürgerkrieg begann, lag Tel Goran zunächst fernab der großen Schlachten. Aber im Krieg sind Idyllen trügerisch. Bald liefen Polizisten durch die Straßen, in ihren Händen Einberufungsbefehle. Assads Armee holte sich Toni, Ismails ältesten Sohn, und schickte ihn in die Schlacht um Damaskus. Tonis Freund Bassil bewachte an der Autobahn zwischen Homs und Hama einen Checkpoint, in ständiger Angst vor Autos voller Sprengstoff. Zaia, der Sohn des Bürgermeisters, musste in den Häuserkampf von Aleppo.

Basem ist schon zwei Jahre in Saarlouis, als die Assyrer dort im Februar 2015 beginnen, Appelle zu formulieren und Petitionen zu schreiben. Basem hört, wie seine Bekannten von der Erstürmung Tel Gorans erzählen und dass sie deutsche Politiker

um Hilfe bitten. So lange, bis die Regierung des Saarlandes erklärt, einigen Dorfbewohnern Zuflucht zu gewähren – aber nur denen, die am längsten blieben, sich dem IS entgegenstellten, als Geisel genommen wurden und entkamen. Unter ihnen Ismail und seine Brüder. Im Saarland reden Politiker von einer "humanitären Geste". Es ist eine Geste, die Unterschiede markiert. Das Mehr an Leid, das Ismail erfahren hat, erfährt eine wundersame Wandlung, es wird zu einem Privileg: Flug statt Fußmarsch, Aufnahmezusage statt Asylverfahren. Ihre Frauen und Kinder mussten die ehemaligen Geiseln bis auf Weiteres zurücklassen, ob in Syrien, Beirut oder abgelegenen Flüchtlingslagern.

Als Ismail und seine Brüder in Frankfurt landen, warten viele derer am Flughafen, die wochenlang Bittbriefe schrieben. Basem Adam, Ismails früherer Nachbar, bleibt in Saarlouis. "Im Dorf waren alle gleich", sagt er. "Das ist vorbei."

An einem grauen Herbsttag geht Basem in der Mittagspause heim. Er trägt noch sein T-Shirt mit der Aufschrift KARTOFFELHAUS, als er sich in einen Sessel setzt und sein iPad auf den Tisch stellt. Mit geübten Fingern wischt er über das Display und wählt ein Programm namens Viber, mit dem man Videotelefonate in die ganze Welt führen kann. Basem drückt die Telefontaste. Atmet durch. Und weiß, dass gleich in der schwedischen Stadt Södertälje, in einer Straße namens Karlslundsgatan, in einem Hochhaus ein Handy vibriert.

Schweden: Die Mutter

Im zwölften Stock schaut eine Frau stumm aus dem Fenster, als versuche sie ein fremdes Gemälde zu entschlüsseln, das bunt bemützte Kinder mit Eishockeyschlägern an einer Bushaltestelle zeigt. Ihr Handy summt, sie sucht hektisch nach ihrer Lesebrille, läuft zu einem schwarzen Kunstledersofa, greift nach dem Telefon.

"Basem? Mein Lieber! Wie geht es dir?"

"Gut, Mama. Aber mach mal die Kamera an deinem Handy an."

"Ach ja. Wie geht es dir?"

"Das hat du gerade schon gefragt. Wie ist Schweden?"

"Ich habe viele Papiere ausgefüllt. Ich warte jetzt."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Ja?"

"Ja."

"Gut."

"Ja."

Es gäbe so viel zu erzählen, aber die Aufregung raubt Suheila die Worte. Sie hält das Telefon in beiden Händen wie eine Tasse Tee. Verlegen schweigen Mutter und Sohn sich an, 1.300 Kilometer zwischen sich, zwei Pixelgesichter, die hörbar Atem holen, Zuflucht in Erkundigungen nach Wetter und Essen suchen, sich womöglich auch gestört fühlen von fremden Zuhörern.

Nach zwei langen Minuten fragt die Mutter: "Wann sehen wir uns wieder?"

"Ich weiß nicht, Mama", antwortet der Sohn, "ich muss schauen."

Räuspern, Luftküsse, dann schweben zwei Zeigefinger über dem Symbol mit dem Telefonhörer, einer in Schweden und einer in Deutschland. Es ist Basem, der die Verbindung unterbricht und in der Schwärze von Suheilas Display versinkt. Im Glas spiegelt sie sich selbst, 56 Jahre alt, braune Augen, blondiertes Haar, das gleiche runde Gesicht wie ihr Sohn.

Suheila hat sich acht Tage zuvor von Schleusern nach Schweden bringen lassen. So erzählt sie es einem Dolmetscher, der neben ihr auf dem Sofa sitzt, sie fragt, ihr zuhört und sich eilig Notizen macht, weil so viele Namen von Verwandten und Orten fallen. Suheila, die Mutter, hat in den vergangenen Jahren alle vier Kinder verloren; es ließe sich lange darüber diskutieren, ob an den Krieg oder an den Frieden. Da ist nicht nur Basem in Saarlouis. Da ist auch eine Tochter in Beirut, schwer krank. Zwei weitere Töchter haben Assyrer in Amerika geheiratet.

Warum dann Schweden?

Suheila sagt ein paar Sätze, leise.

"Sie wollte ihren Kindern nicht zur Last fallen", sagt der Übersetzer.

Suheila knetet ihr Taschentuch.

"Die Rücksicht einer Mutter", flüstert der Übersetzer.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

An der Nähmaschine in Tel Goran hatte Suheila Routine, so wie eine Arbeiterin am Fließband. Aber welcher Mensch hat schon Erfahrung als Flüchtling? Nach Amerika, wusste Suheila, würde sie es nicht schaffen. Und Basem in Deutschland? Erzählte ihr von seiner winzigen Wohnung und der vielen Arbeit. 5.125 Euro Schlepperlohn hatte er für sie zusammengespart. Und jetzt schälte Basem weiter, für seine Schwester in Beirut. Welche Mutter würde das nicht beschämen.

Suheila folgte einer Schwester, die wenige Wochen vor ihr nach Schweden gegangen war, in diese Wohnung in der Karlslundsgatan, dieses Provisorium, in dem Suheila die Tragweite ihres Entschlusses bewusst wird. Jeden Tag versucht sie, ihre Kinder zu erreichen, Zeitzone für Zeitzone. Söhne und Töchter in der ganzen Welt zu haben ist nicht nur ein Privileg der globalen Oberschicht, sondern auch das Los der globalen Unterschicht.

Addiert man die Entfernungen zwischen Suheila und ihren vier Kindern auf drei Kontinenten, kommt man auf 18.000 Kilometer. Tel Goran misst 300 Meter im Durchmesser.

Der Dolmetscher sagt, Suheila könne es schwer ertragen, dass jetzt zwei Reporter in ihrer Familie von Leben zu Leben springen, von Land zu Land, als sei das ein Leichtes. Ihre Töchter in Chicago hat sie seit Jahren nicht gesehen, eine ist geschieden, und Basem schält und schält und schält. Und sie, die Mutter? Ist nicht nur fremd in Schweden, sie ist sich auch selber fremd geworden, so abhängig von ein paar Anrufen ihrer Kinder wie die früher von ihren Gute-Nacht-Geschichten.

Im Nachhinein kann man die Katastrophe heraufziehen sehen wie ein Gewitter. Damals, aus der Froschperspektive betrachtet, aus der jeder Einzelne in die Welt schaut, war für die meisten Assyrer nicht zu erkennen, dass aus einem begrenzten Aufstand ein Krieg werden würde, ein Krieg, der auch in ihre Dörfer kam. In den Erinnerungen der Bewohner war es 2013, da zogen die ersten Bewaffneten durch Tel Goran, zuerst Rebellen der Freien Syrischen Armee, dann Männer, die nicht nur gegen Assad, sondern auch für Allah kämpften und sich Al-Nusra nannten. Überall waren plötzlich Straßensperren. Bärtige Männer fragten: "Wo willst du hin? Bist du ein Soldat Assads? Glaubst du an Allah?" Die Söhne Tel Gorans, als Soldaten irgendwo im Krieg, trauten sich im Fronturlaub nicht mehr nach Hause. Ihre Väter nahmen die

Rosenkränze von den Rückspiegeln der Autos. Ihre Mütter banden sich Kopftücher um.

Die vier muslimischen Brüder vom Dorfrand hörten auf, bei der Ernte zu helfen.

Die idyllische Lage Tel Gorans in einer fruchtbaren Ebene, sie war zur Falle geworden. In den Bergen im Süden, dunstig am Horizont zu erkennen, marschierte der Islamische Staat auf. Im Norden, jenseits des Chabur-Flusses, erkämpften sich kurdische Milizen die Kontrolle.

Die Assyrer taten alles, um ihre Neutralität zu retten. Lange Zeit dienten sie sich beiden Seiten an. Es gab Gespräche mit kurdischen Kommandeuren, hastige Telefonate, riskante Autofahrten in die Berge, zu den Kommandeuren des IS. Dort sahen sie manchmal alte Bekannte, etwa einen Cousin der vier Muslime. Und dachten: Der also auch. Über ihnen dröhnten amerikanische Kampfflieger, unter ihnen zitterte die Erde von den Einschlägen der Bomben. Und mittendrin standen sie, ein paar unbewaffnete Christen, und gaben bekannt, sie würden gern Schutzgeld zahlen.

Schon ihre Vorfahren hatten diese Überlebensstrategie angewandt. Fühlten sie sich ausgeliefert, schlugen sie nicht zurück, sondern hielten nach der rechten auch die linke Wange hin und kauften sich Sicherheit. Im Arabischen gibt es dafür ein Wort, das immer dann Karriere macht, wenn die Zeiten archaisch sind: dschisja, die Kopfsteuer.

Assyrer sitzen in Chicago an ihren Handys, an Schnittstellen von Web und Wirklichkeit.

Ein paar Monate lang träumten sie am Chabur davon, eine Art Schweiz zu sein, umgeben vom Chaos. Dann, an einem trüben Tag im Januar 2015, kamen kurdische Kämpfer in die assyrischen Dörfer – und beschossen von dort die Stellungen des IS. Für den Islamischen Staat musste es so aussehen, als hätten die Assyrer entschieden, auf wessen Seite sie stehen. Innerhalb von Stunden brach das sorgfältig geknüpft Bündnisnetz zusammen. Beim IS ging keiner mehr ans Telefon.

In Tel Goran lebten zu diesem Zeitpunkt noch gut 60 Menschen. Die anderen 100 hatten das Dorf verlassen: Kranke, denen nicht mehr geholfen werden konnte, weil alle Arztpraxen geschlossen waren. Junge Männer, die nicht warten wollten, bis

der Krieg sie holen würde. Ingenieure, die ihre Arbeit verloren hatten, ohne dass ihnen gekündigt worden war.

Die verbliebenen 60 sammelten sich vor der Kirche und fassten einen Beschluss. Sie würden Frauen und Kinder zu den Kurden bringen. Alle Männer, die sich trauten, würden das Dorf gegen den IS verteidigen. Er werde nicht weichen, rief der greise Mersa Mersa, von dem es heißt, er sei 1920 geboren. Ismail Ismail kramte sein verrostetes Jagdgewehr hervor. Die sechsjährige Mirjana weigerte sich, ihren Vater Abdo zu verlassen. Außer ihr blieben 20 Ältere in Tel Goran. 20 Starrsinnige und ein Mädchen, das finale Aufgebot des Dorfes.

Ein letzter Gottesdienst? Fiel aus. Der Pfarrer hatte sich abgesetzt.

USA: Die Betenden

10.000 Kilometer und acht Zeitzonen vom Krieg entfernt fällt es ganz leicht, den Frieden zu beschwören. Die eigene Hand küssen und die Hände des Nachbarn umfassen, der wiederum die eigene Hand küsst und die Hände seines Nachbarn umfasst, so wandert der Friedenswunsch von Mensch zu Mensch, wie ein segensreiches Virus. Durch einen Saal voll schwarzer Anzüge und paillettenglänzender Kleider, denn ein Assyrer sollte alaha herausgeputzt entgentreten. Draußen hat es die ganze Nacht geschneit, der erste Sturm dieses Winters. Jetzt, Sonntagmorgen um neun, ist der Himmel von blauer Kälte und jeder Gehweg eisglatt. Aber am Eingang stauen sich die Menschen, immer mehr drängen herein: in die Saint Andrew's Church, 901 North Milwaukee Avenue, Glenview bei Chicago.

Auf einer Empore stimmen Frauen ihren Gesang an. Er flutet von hinten den Saal, ein dunkel klagender Choral, den die Gemeinde aufnimmt und verstärkt. Stimmen von Assyern aus zahllosen Dörfern und zig Staaten verschmelzen mit drei, vier, fünf, sechs Stimmen aus Tel Goran.

Da sitzt in der letzten Bank: die Wal-Mart-Angestellte Ramyia Adam, Schwester des Kartoffelschälers Basem, Tochter der in Schweden lebenden Suheila. Neben ihr die fünfjährige Tochter, die zur Feier des Tages ihre Lippen schminken durfte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Da steht am Eingang: Ebrahim Mersa, früher Bauer, in Chicago Chef eines kleinen Klempnerbetriebes. Und samstags Moderator des Radiosenders WCGO 1590AM, der Hochzeiten vermeldet und Frontverläufe nachzeichnet.

In Reihe drei sitzen zwei Brüder, schräg dahinter ein Mann, der am Flughafen Autos vermietet. Noch mehr Namen für unser Satellitenbild.

Die Messe zelebriert der oberste aller Gläubigen: Gewargis III., Patriarch der Assyrischen Kirche des Ostens, eingeflogen aus dem Nordirak. In seinem schwarzen Gewand, umhüllt vom Weihrauch, wendet er dem Saal den Rücken zu. Er dient nur dem Altar, der nach Osten ausgerichtet ist. Von dort soll der Erlöser wiederkehren.

Gewargis III. spricht das Vaterunser: "Bshema d, Baba o Brona o Ruokha d Kudsha ..." Als Europäer ist man verloren in dieser Messe mit ihren wogenden Chorälen und uralten Zaubersprüchen. Zwei Wörter immerhin haben es durch die Jahrtausende ins Heute geschafft: amen und halleluja.

Ein Patriarch in der Vorstadt von Chicago. Ein Gottesdienst in einem Neubau neben Glenview's Best Car Wash. Eine Kirche des Ostens, die im Mittleren Westen der USA ihre Pracht entfaltet. In den Bänken singen und beten die Überlebenden einer Wanderung, die schon hundert Jahre dauert: Wie Kurden und Jesiden sind die Assyrer ein Volk ohne Staat. Die Urgroßeltern der Tel Goraner lebten noch in einer Bergprovinz der heutigen Türkei, in einer Gegend, wo selbst die Täler auf 1.700 Meter Höhe liegen. Es kam der Erste Weltkrieg, es kam der Kollaps alter Vielvölkerreiche: Genozid an den Armeniern, heute viel diskutiert, Genozid an den Assyrern, längst vergessen. Von den Überlebenden flohen die meisten in den Irak; einige schafften es in die USA. Das war die erste Vertreibung aus dem Paradies.

1933 im Irak das nächste Massaker, die zweite Vertreibung. In den Hauptstädten der Welt beugten sich Diplomaten über Weltkarten. Frankreich schlug eine Ansiedlung bei Timbuktu vor, England bot Britisch-Guayana an, Brasilien die Ufer des Río Paraná. Am Ende wurde es der Chabur in Syrien. Die Ismails und Adams gründeten ihr Tel Goran und glaubten, es wäre für immer.

Heute, während der dritten Vertreibung, lebt erstmals mehr als die Hälfte aller 3,5 Millionen Assyrer außerhalb des Nahen Ostens. Nach jedem Krieg, jeder Krise

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

verschwanden wieder ein paar, stiegen auf Schiffe, füllten Flugzeuge, folgten Brüdern, Vätern, Cousins. Ihre Flucht vollzog sich nach dem Gesetz der Gravitation; die größte Masse übt die stärkste Anziehung aus. So kam es, dass Chicago zur Welthauptstadt der Assyrer wuchs.

Sie hat etwa 100.000 Einwohner. Sie hat: assyrische Kirchen, assyrische Schulen, eine assyrische Handelskammer, assyrische Hilfswerke, den Assyrischen Nationalrat von Illinois, eine assyrische Nachrichtenagentur.

Chicago ist ihr Rom. Nein. Chicago war ihr Rom. Denn das Gesetz der Schwerkraft ist außer Kraft gesetzt. Seit Beginn des Bürgerkrieges haben die Vereinigten Staaten nur 2.234 Flüchtlinge aus Syrien ins Land gelassen – so viele Menschen kommen in Passau manchmal an einem Tag. Wer als Assyrer in die USA will, dem bleibt eigentlich nur ein Weg: Er muss einen Partner mit amerikanischem Pass heiraten. Ob aus Liebe oder als letzte Ausflucht, bleibt oft ungesagt. Manchmal sind da hastige Hochzeiten, manchmal eilige Scheidungen. Der Weg in die Diaspora, er kann auch ins falsche Ehebett führen.

Nach dem Gottesdienst in der Saint Andrew's Church sitzen alle noch ein wenig beisammen, steigen dann in ihre Autos, fahren zu Dunkin' Donuts oder McDonald's, anschließend in ihre Häuser, wo sie mithilfe ihrer Smartphones in WLAN-Welten verschwinden. Auf Facebook sehen sie alte Freunde fremden Frauen Eheringe überstreifen. Sie begegnen Basem Adam in Saarlouis, der im Netz mit 23 Altersgenossen aus dem Dorf befreundet ist. Allerdings sind das Freundschaften, aus denen man sich ausloggen kann. Ein Schein-Tel-Goran. Gemeinsamkeiten werden kleiner, Fotos von Taufen in Chicago konkurrieren mit Meldungen von Sprengstoffattentaten in der alten Heimat. Die einen präsentieren privates Glück, die anderen Bilder geschändeter Gräber. Einige formulieren Aufrufe mit Titeln wie "Warum die Assyrer den Nahen Osten verlassen sollten". Andere stellen Karten einer künftigen Nation Assyrien ins Netz, ein Dreieck im Zweistromland. Im Internet sind Grenzen schnell gezogen, Flaggen spielend gehisst, Appelle leicht geschrieben.

So sitzen die Assyrer in Chicago an ihren Handys, an diesen Schnittstellen von Web und Wirklichkeit. Sie leben in Frieden und schämen sich ihres Überflusses. Tun sie zu wenig? Spenden sie genug? Sollen sie zurückgehen und für einen assyrischen

Staat kämpfen? Oder in den USA ihre Sprache und Kultur erhalten, wie Tiere unter Artenschutz im Zoo? Sind sie stark oder schwach, gerettet oder verloren in ihrer Kirche an der North Milwaukee Avenue?

Je mehr der Krieg eskaliert, desto größer wird das Dilemma. Es geht den Assyrern von Chicago wie Urlaubern, die auf einer Insel im Pazifik von einem schrecklichen Unfall in ihrem Heimatort erfahren.

"Bei der nächsten Vertreibung müssen wir wohl auf den Mond."

Als der Islamische Staat Tel Goran angriff, geschah es nicht unerwartet und kam doch überraschend. In der Nacht auf den 23. Februar 2015 schreckte Ismail Ismail hoch. Herscho, sein Wachhund, schlug an. Ismail schaute auf die Uhr. Halb fünf. Bis drei waren sie draußen gewesen, hatten in die Dunkelheit gestarrt und sich dann der Müdigkeit ergeben. Ismail lag auf seinem Bett, er trug eine Arbeitshose und zwei schwere Jacken. Er griff nach seinem Jagdgewehr und eilte nach draußen.

Weit kam er nicht. Er wollte zur Kirche, aber schon stoppten ihn drei Männer mit Kalaschnikows. Bärte, lange Haare, Arabisch mit fremdem Akzent. Tunesier vielleicht, dachte Ismail. Herscho bellte. Die Fremden schossen ihn tot. Im Dorf Schreie, Schüsse, Stiefeltritte. Hatten die Tel Goraner wirklich gedacht, ihre winzige Möchtegermiliz könne gegen den IS bestehen, gegen Hunderte Kämpfer mit Granatwerfern und Sturmgewehren, die auf breiter Front von Süden her gegen die Assyrerdörfer vorrückten? Über Straßen und Felder, wie in der Totale eines Kriegsfilms.

Bald war in der Kirche die Orgel zerschlagen, und die 21 letzten Tel Goraner saßen in Pick-ups. Ein Abschiedsblick auf ihr Dorf war ihnen nicht vergönnt. Hockend mussten sie auf den Boden starren.

Die nächsten sieben Tage: Gefangenschaft. Wechselnde Orte. Schlafen im Sitzen. Ein IS-Arzt, den alle "den Deutschen" nannten. Mirjana, die Sechsjährige, die weinte und nur durch eine Lüge zu beruhigen war: Das sei alles nur ein Spiel. Am Ende ein Befehl: Mitkommen! Und ein Gedanke, den keiner aussprach und alle dachten: Jetzt werden wir enthauptet.

Man führte die Verteidiger von Tel Goran in einen Raum mit weißen Wänden. Neonlampen warfen grelles Licht auf einen jungen Mann mit Bart und Brille. Der Scharia-Richter.

Das Gericht tagte anderthalb Stunden. Die Fragen des Richters: Habt ihr gegen den IS gekämpft? Warum konvertiert ihr nicht zum Islam? Wisst ihr vom Paradies, von den Jungfrauen, die dort warten? Dann das Urteil, von den Kameras der IS-Propaganda aufgezeichnet: Freispruch. Verbunden mit der Auflage, niemals nach Tel Goran zurückzukehren. Falls im Dorf noch ein Assyrer auftauche, werde er geköpft, Frauen würden versklavt. Ende der Verhandlung.

Kein Krieg folgt starren Gesetzen. Immer hat der Zufall seinen Auftritt, die Sekundenentscheidung irgendeines Soldaten, das Wetter, die Launen eines Kommandanten. Die Kurden hatten den IS nicht von Tel Goran aus beschossen, sondern aus den Nachbardörfern. Das hat die 21 gerettet.

Nach ihrer Freilassung stiegen die Tel Goraner in einen Kleinbus. Nur das Mädchen Mirjana musste bleiben, als menschliches Pfand. Ihr Vater händigte dem Bischof der Assyrer ein Schreiben aus, in dem der IS für die mehr als 200 Gefangenen aus den anderen Christendörfern jeweils 50.000 Dollar Lösegeld forderte. Als der Brief übergeben war, kam auch Mirjana frei. Die 21 wollten weg ins Ausland, nur weg, schnell, erst einmal in den Libanon, nach Beirut. Viele Assyrer sind noch immer Geiseln des IS. Drei von ihnen wurden erschossen. Überall auf der Welt sahen Christen vom Chabur das Video der Hinrichtung: Männer in orangefarbenen Anzügen, frühere Nachbarn, tot im Sand.

Australien: Der Diakon

100, 200, 300, 400 ... fast so schnell, wie ein Vogel mit den Flügeln schlägt, sortieren zwei Hände knallbunte Geldnoten auf einen flachen Couchtisch ... 500, 600, 650 ... Fingerkuppen wie schwarze Sichel, verdreht von Baustellenstaub ... 700, 750, 770 ... die Scheine werden kleiner ... 790, 810, 820 ... Samer Kefarkis zählt weiter seinen Lohn ... 830, 840, 850. Samer ist von Statur eher gedrungen, sein Bart so dunkel und scharfkantig, als sei er gemalt, seine Stimme ein voller Bass, mit dem sich ein Kirchenschiff füllen ließe. Das tat sie einst auch.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Seit Ismail und seine Brüder in Frankfurt gelandet waren, hatten uns immer mehr Vertriebene aus Tel Goran immer neue Namen und Nummern in die Blöcke diktiert. In unseren Unterlagen und auf dem Satellitenbild rekonstruierten wir ein Geflecht, das es nicht mehr gab. Wir telefonierten uns durch Nummernfriedhöfe mit den Vorwahlen +963 für Syrien und +961 für den Libanon.

Dann plötzlich dieses tiefe: "Hello?"

Am anderen Ende sprach Samer Kefarkis, der einst beim Dorffußball Michael Ballack war, vor allem aber der Diakon von Tel Goran, Assistent des Pfarrers. Seine alte Nummer habe er behalten, um hin und wieder Nachrichten aus der Vergangenheit zu empfangen. Er lebe jetzt in Australien.

Mögen sich die Assyrer in Amerika verloren fühlen wie Urlauber auf einer entlegenen Insel – Samer Kefarkis, 35 Jahre alt, hat es wirklich dorthin verschlagen. Sein Großvater wurde noch im Osmanischen Reich geboren, sein Vater im Irak, er selber in Syrien. Jetzt arbeitet er in Australien auf dem Bau. In einem Wohnklotz am Horsley Drive in Fairfield, wo sich die Weltstadt Sydney in einen Vorort verliert, zählt er seinen Lohn. Statt Schnee wie in Chicago wälzt der Wind Hitzegewitter übers Land.

"Noch weiter weg geht nicht", sagt Samer Kefarkis. "Bei der nächsten Vertreibung müssen wir wohl auf den Mond."

In Tel Goran bewohnte Samer Kefarkis ein Haus in der Mitte des Dorfes, was in etwa seiner Bedeutung entsprochen haben muss. Als Diakon hütete er den Schlüssel zur Kirche, kaufte Weihrauch und Kerzen, assistierte dem Pfarrer in Gottesdiensten, führte Tauf- und Sterberegister. Unter der Woche arbeitete er als Anästhesist im Krankenhaus einer nahe gelegenen Stadt, im Dorf tröstete er die Kinder mit Pflastern. Dann kamen die Kämpfer des IS, noch als Besucher, mit ihren Verletzten nach Tel Goran und zwangen ihn mit vorgehaltener Waffe, Wunden zu versorgen.

Im Sommer 2014 verließ Samer Kefarkis Tel Goran. An einem Julimorgen übersandte er den Kurden nördlich des Chaburs die Bitte, nicht zu schießen, wenn ein hellblauer Hyundai durch eine Furt im Flussbett rumpeln werde. Er küsste die Wand seines Hauses, stieg ins Auto und durchquerte in der Schussbahn der Kurden den Fluss. In einem zweiten Wagen folgte sein Bruder Nissan mit Frau, Tochter und Sohn.

Bei Samer auf dem Rücksitz weinte seine Mutter. Neben ihr saß stumm der an Alzheimer erkrankte Vater und verstand nicht.

In Beirut bewarb sich Samer um einen Platz in einem Flüchtlingskontingent, das die Vereinten Nationen mit Australien ausgehandelt hatten. Vor 16 Jahren war sein älterer Bruder George dorthin ausgewandert, Samer reiste ihm als Erster aus der Familie nach. Jetzt flieht er Stahl auf Baustellen, und jeden Sonntag lässt er sich von seinem Bruder in eine abgelegene assyrische Kirche fahren, wo er am Altar mit fünf anderen Diakonen, die aus anderen assyrischen Dörfern flohen, um einen Platz neben dem Pfarrer konkurriert. Ein Bild, das alle Wut und alles Wetteifern in einer Diaspora zeigt.

Wie Gift sickern Fragen in die einstige Gemeinschaft

Der Krieg, der erst Christen und Muslime trennte, spaltet längst auch die einzelnen Konfliktparteien. Wie Gift sickern Fragen in die einstige Gemeinschaft, Fragen nach der Standhaftigkeit, der Glaubentiefe jedes Einzelnen. Auch am Horsley Drive in Fairfield. Dort schläft Samer Kefarkis in der Wohnung seines Bruders auf dem Sofa und kann nicht verstehen, dass seine Nichte Clodia, 15 Jahre alt, sonntags lieber Taschengeld im Supermarkt verdient, anstatt ihn zur Kirche zu begleiten. Dass sie die Fernsehserie Friends sehen möchte, wenn er Nachrichten aus Syrien schaut. Dass sie türkischstämmige Freundinnen trifft. Muslime.

Clodia wurde in Australien geboren, sie geht auf die Highschool, sie macht Karate und möchte Kunst studieren. Jetzt ist da Samer, dessen Bass für dieses Wohnzimmer in Clodias Ohren zu bestimmend ist. Jetzt sitzen da zwei Menschen, die vor Wochen nur Fotos voneinander kannten, und führen Debatten, in denen es oberflächlich um die Fernbedienung geht, unterschwellig um die Zukunft. Um den Halt, den Religion geben kann. Um den Hass, den sie gebiert. Um den Verlust, der aus Assimilation entsteht. Und um die Freiheit, die man durch Anpassung gewinnen kann.

Samer sieht seine Nichte vieles geringschätzen, wofür er sein Leben riskiert hat.

Clodia sieht einen Menschen, der von Fundamentalisten zu einem Fundamentalisten gemacht wurde, der dankbar ist für jede Rakete, die russische Kampfjets auf Rebellen feuern, der findet, dass Araber demokratieunfähig sind und

einen Diktator brauchen. Und der Deutschland vorhersagt, "in 20 Jahren im Bürgerkrieg zu versinken", wegen der Millionen Muslime.

Clodia schweigt dann meist beredt. Ihr Onkel muss ihr wie eine Figur aus der Vergangenheit erscheinen, aus einer Welt, mit der sie nur Elend verbindet. Und wenn Samer seine Nichte sieht, erkennt er eine Zukunft, die ihn ernüchtert.

"Different values", sagt er. Verschiedene Werte.

An solchen Tagen nimmt er das Geld, das er verdient hat, 1.000 australische Dollar, verlässt die Wohnung, läuft den Horsley Drive hinab, betritt ein Einkaufszentrum, wo er zwischen Woolworth, Best & Less und Ivan's Cafe die kleine Filiale von Western Union suchen muss, von der aus er Geld in den Libanon überweist, damit ihm seine Eltern und sein Bruder Nissan in genau die Zukunft folgen können, die ihm so fremd ist.

Libanon: Die Zurückgelassenen

Nissan Kefarkis muss die Filiale von Western Union nicht suchen, sie ist einer der letzten Fixpunkte seines Lebens. Die Al-Rauda-Street hoch, an dem Handyshop "Keep In Touch" und dem Internetcafé "Connect" vorbei, bahnt er sich seinen Weg durch nahöstliche Geschäftigkeit, vorbei an Handwerkern, Taxifahrern, Straßenhändlern.

Dann holt Nissa bei Western Union das Geld aus Australien, verwandelt in libanesisches Pfund. Er hat die gleiche gedrungene Statur wie sein Bruder Samer, der Diakon, wirkt aber verlebter. Sein Dreitagebart folgt keiner Mode, und seine Augen sind verschattet.

Oft lässt Nissan Kefarkis sich durch das Viertel treiben. Auf Balkonen, in Cafés sitzen andere Assyrer. Ordentlich gekleidete Nichtstuer, am Leben gehalten von Verwandten im Westen. Sie erkennen einander, auch wenn sie sich nicht kennen. Beiläufig nicken sie sich zu.

Wir Journalisten suchen immer Szenen, Bewegung, Aktion. Das Wort Flucht suggeriert ja auch Eile und Hast; überall auf der Welt illustrieren die Nachrichten dieses Thema, indem sie laufende Menschen zeigen. Dabei bedeutet Flucht vor allem: warten, ausharren. Warten auf Geld, warten auf Arbeit, warten auf Zukunft. Vor

Grenzzäunen, in fremden Städten, auf Zwischenstationen, wo Bewegungen gefrieren und die Flucht zum Stillstand wird.

Hier also Standbilder aus einer Wohnung in der Al-Rauda-Street. Zwei Schlafzimmer, Küche, Bad, ein riesiges Wohnzimmer, leer wie ein Bahnhofssaal: Plastiktisch, Plastikstühle. Zerstreute Spielzeuge, alle irgendwie beschädigt – ein Auto ohne Räder, eine beinamputierte Puppe. Die fünfjährige Mariam und der zweijährige Zaia, die den ganzen Tag herumtoben. Manchmal der Ruf ihres Vaters: "Hört auf! Sonst dürft ihr nicht nach Australien!"

In der Küche Nissans Frau. Sie ist schwanger. In der Botschaft der Australier hieß es, bekommt das Baby, danach reden wir über ein Visum.

Nissans Vater lebt längst auf seiner eigenen Insel, fern von Beirut, Sydney, Tel Goran. An diesem Ort trägt man Schlafanzug und versinkt starr in seinem Plastikstuhl. Über das Dorf, das die Heimat seines Lebens war, sagt der demente Alte: "Dort bin ich nie gewesen." Seit der Flucht aus Tel Goran ist das Reich des Vergessens zu mächtig geworden. Nur manchmal steht der Vater auf, tapert durchs Zimmer und studiert die Bodenfliesen. In deren schwarz-weißem Muster erkennt er etwas. "Wir müssen Bäume pflanzen, die Ernte ausbringen! Es wird Zeit!" Dann versucht er, in die schwarzen Fliesen Pflanzlöcher zu graben. Sehnige Hände, die eine unsichtbare Schaufel umfassen. Letzte Erinnerungen an die dunkle Feuchte der Erde von Tel Goran.

"Ja, Vater, wir pflanzen bald", flüstert Nissan und führt den Alten sanft zurück zum Stuhl. Dann geht er auf den Balkon.

Es gibt ein Leiden, das sich nicht am Grad des Hungerns bemisst oder an der Gefahr für Leib und Leben. Es ist das Leiden an der Verlorenheit. In Beirut warten die Zurückgelassenen. Auch alle anderen, ob in Saarlouis, Chicago oder Södertälje, sitzen, reden, rauchen, telefonieren und mailen. Für sie ist die ganze Welt zur Transitzone geworden, wo sich Amerika nicht vom Saarland unterscheidet. Menschen, wie ausgeschnitten und vor neue Hintergrundbilder kopiert. Das ist es, was sie eint, bei allen Unterschieden.

Wo einst ein Dorf war, ist heute nur noch eine immergleiche Einsamkeit der vielen.

Wo früher Enge war, ist jetzt Distanz. Die Erstürmung Tel Gorans liegt kein Jahr zurück, nun leben nach unserer Zählung ...

... in Deutschland 50 ehemalige Bewohner, davon 35 in Saarlouis,

... in den USA 50, davon 25 in Chicago,

... im Libanon 25,

... in Städten im Norden Syriens ungefähr 20,

... in Schweden vier,

... in Australien vier.

Einen hat es nach Krasnojarsk in Russland verschlagen. Eine Frau lebt in Kanada, eine andere in Norwegen. Ein Mann soll in Belgien sein. Die muslimischen Brüder von Tel Goran bleiben verschwunden.

Aus Schweden meldet sich der Dolmetscher und erzählt, neulich sei ein assyrisches Restaurant mit der Drohung "Konvertiere oder stirb!" beschmiert worden. Daneben ein "N" für Nazarener. So kennzeichnet der IS die Häuser von Christen. Der Dolmetscher bittet, Suheilas Hausnummer nicht zu nennen.

In den assyrischen Schulen von Chicago sperren sie neuerdings die Türen zu. In der Saint Andrew's Church durchsuchen freundliche Herren Rucksäcke nach Sprengstoff. Viele Assyrer besorgen sich Handfeuerwaffen.

In Australien glaubt der Diakon Samer Kefarkis mittlerweile, dass seine Kultur in der Fremde nicht überleben wird. Die Gottesdienste haben nichts Selbstverständliches mehr. Jedes Fest hat einen Trauerrand. "Alles erstarrt", sagt er. "Es ist vorbei, wir sterben."

In Syrien hat das Heimweh neulich einen jungen Mann zurück nach Tel Goran getrieben. Mit seiner Kamera lief er durch das tote Dorf, machte zittrige Aufnahmen und sprach hastig aus dem Off zu seinen alten Nachbarn.

"Das Haus von Milad. Die Bäume hier warten auf dich."

"Das Haus von Ischaja."

"Ihr seid alle nach Deutschland gezogen. Wie geht es euch in Deutschland?"

Die Schule leer. Die Kuppeln der Kirche ohne Kreuze. Aus den Angeln gebrochene Türen. Kahle Wände voller Parolen des IS: "Der Staat des Kalifen", "Mit Allahs Hilfe werden wir siegen". Windrauschen. Vogelgezwitscher.

"Siehst du dein Haus, Basem?"

"Siehst du, bei dir haben sie alles umgeworfen."

Nach vier Minuten zieht das Haus von Samer Kefarkis vorbei, nach sechs Minuten rückt Ismail Ismails Haus ins Bild, die Terrasse von Unkraut erobert. Der Film dauert dreizehn Minuten und sieben Sekunden. Bei YouTube wurde er 143-mal angesehen.

In Saarlouis geht das Mädchen Mirjana, die jüngste Geisel, jetzt in die Grundschule. Ismail Ismail hat einen Ein-Euro-Job im Sozialkaufhaus. Er sortiert Schrauben, dabei trägt er ein Jackett und achtet auf Sorgfalt. Er wartet immer noch auf seine Frau und seinen Sohn, die in Beirut in der Garage eines Apartmenthauses leben.

Dieser Text ist eine leicht aktualisierte Fassung des Dossiers aus der ZEIT Nr. 52 vom 23.12.2015.

Dieser Mann will ins Gefängnis

Er nagelt seine Hoden auf dem Roten Platz fest. Näht sich die Lippen zu. Spielt Aufstände nach. Er sieht sich als politischen Künstler – der russische Staat hält ihn für einen irren Randalierer. Jetzt hat sich Pjotr Pawlenski etwas ausgedacht, das radikaler ist als alle seine Inszenierungen davor

Von Alice Bota, DIE ZEIT, 09.06.2016

Wie soll man einen Mann nennen, den es nach möglichst vielen Jahren im Knast verlangt? Die drei Jahre, die ihm drohen, reichen ihm nicht. Er fordert, in den Untiefen eines russischen Gefängnisses zu verschwinden, in dem das Essen selten reicht und die Zellen überfüllt sind. Ein Strafmaß von 20 Jahren hält er für angemessen. Er steckt in einem Käfig, eine Rippe von prügelnden Polizisten gebrochen, und ruft der Richterin zu: »Ich will wegen Terrorismus angeklagt werden!« Und schweigt fortan im Gerichtssaal 82, Moskauer Meschanski-Bezirksgericht.

»Pjotr Pawlenski. Geboren am 8. März 1984«, nuschelt die Richterin.
»Gemeldet in St. Petersburg. Zwei Kinder. Arbeitet nicht. Korrekt?«

Sie schaut Pawlenski an.

»...«

»Kennen Sie Ihre Rechte?«

»...«

Schweigen, das lauter dröhnt, als Worte es könnten.

Pjotr Pawlenski will mit diesem Machtapparat nicht reden. Was er ihm mitzuteilen hat, hat er auf andere Weise gesagt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»Politische Kunst«, so nennt Pawlenski, was er tut. Seine jüngste Aktion: In der Nacht zum 9. November 2015 gießt er Benzin über eine der hölzernen Türen der wuchtigen Geheimdienstzentrale, die unter dem Namen Lubjanka bekannt ist. Die Tür ist mehrere Meter hoch. Pawlenski zündet sie an. Dann nimmt er den Benzinkanister in beide Hände, baut sich vor den Flammen auf und wartet.

Die Lubjanka ist seit fast einem Jahrhundert Symbol staatlicher Willkürherrschaft. Hier hat der sowjetische Geheimdienst gemordet und gefoltert, hier reihten sich verzweifelte Menschen in Schlangen ein, um etwas über den Verbleib ihrer verschwundenen Angehörigen zu erfahren. Die Mauern der Lubjanka sind mit Blut getränkt. Es ist ein Ort des Grauens, der Nacht für Nacht hübsch beleuchtet wird. Heute arbeitet hier der russische Inlandsgeheimdienst FSB.

Um 1.16 Uhr werden die Wachleute alarmiert. Einer rennt zur brennenden Tür, so zeigen es Bilder der Überwachungskamera. Zwei Journalisten, die Pawlenski eingeweiht hat, kommen dazu. »Haltet ihn!«, schreit der Wachmann. Er packt Pawlenski am Arm. Pawlenski steht da, in Pose erstarrt, die Journalisten filmen. Die Bilder, die in diesem Moment entstehen, sind für Pawlenski Teil seines Werks. Der Wachmann greift ihn im Nacken und drückt ihn zu Boden. Das Benzin läuft aus.

Später, als er im Gefängnis sitzt, wird Pawlenski Briefe an die ZEIT schreiben. In einem heißt es über seine Aktion: »Das ist ein Erfolg, von dem ich nicht zu träumen gewagt habe.« Er wird verhaftet, er wird vor Gericht gestellt. Was könnte er mehr wollen?

»Bedrohung«, Ugrosa, hat er diese Aktion genannt. Er sieht im Geheimdienst eine »terroristische Organisation«. Früher hieß sie KGB, heute heißt sie FSB. Der Name mag sich geändert haben, das Ziel ist dasselbe geblieben: Angst verbreiten, Menschenleben zerstören. Das ist Pawlenskis Überzeugung.

Der letzte Künstler, der dem russischen Staat zum Opfer fiel, war der ukrainische Regisseur Oleh Sensow. Laut Geheimdienst hatte er Terroranschläge geplant. Außerdem soll Sensow an den Hauptquartieren zweier politischer Parteien auf der von Russland annektierten Krim die Türen angezündet haben – also zündete

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Pawlenski die Tür der Lubjanka an. Senzow wurde im Sommer 2015 zu 20 Jahren Lagerhaft verurteilt – also fordert Pawlenski vor Gericht jetzt ebenfalls 20 Jahre.

Pawlenskis Idee ist es, dem russischen Staat die Maske herunterzureißen. An ihm selbst soll der Staatsterror sichtbar werden. Was wie die Selbstopferung eines Irren wirkt, folgt einem Kalkül. Die Verhaftung, die Polizisten, das Ausharren im Gefängnis, der Prozess – all das hat Pawlenski so eingeplant. Er setzt der Radikalität des Machtapparats die Radikalität seiner Inszenierung entgegen.

Pjotr Pawlenski stellt eine alte Frage neu: Was ist Kunst, was will Kunst – und wo liegen ihre Grenzen?

Nach seiner Festnahme im November 2015 heißt es, Pawlenski komme für einen Monat in Haft. Am Heiligabend folgt eine Verlängerung der Untersuchungshaft, ebenso im Januar, dann im Februar, im April, so geht es immer weiter. Der Machtapparat lässt sich Zeit. Pawlenskis Anwalt, der den Wunsch seines Mandanten ignoriert, auf Jahre im Gefängnis zu bleiben, schaltet den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte ein: Pawlenski habe niemanden verletzt und nicht zu fliehen versucht. Aber Pjotr Pawlenski bleibt in Haft. Aus seinem Käfig schaut er dem Hin und Her vor Gericht zu, so wie ein Theaterregisseur seinen Schauspielern zuschaut. Und doch ist es sein Leben, über das hier verhandelt wird, seine Zukunft, die auf dem Spiel steht.

Pjotr Pawlenskis Bekanntheit begann mit einem zugenähten Mund. Es war am 23. Juli 2012, einige Monate nachdem die Band Pussy Riot in der Moskauer Christ-Erlöser-Kathedrale ein »Punkgebet« gegen den russischen Präsidenten Wladimir Putin und den Patriarchen der Russisch-Orthodoxen Kirche aufgeführt hatte. Drei Frauen der Band werden angeklagt, ihnen drohen bis zu sieben Jahre Haft. Woraufhin Pawlenski sich den Mund zunäht und sich in St. Petersburg vor einer Kathedrale postiert. Name der Aktion: »Naht«.

Die Polizei rückt an. Beamte stellen ihm Fragen, die er nicht beantworten kann, seine Lippen sind ja zugenäht. Also nehmen sie ihn mit. Ärzte öffnen die Naht, eine Psychiaterin erklärt Pawlenski für psychisch gesund. Fortan bringt er die Routinen des Machtapparates durcheinander. Pawlenski offenbart dessen Hilflosigkeit, weil er sich

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

anders verhält, als sich Gesetzesbrecher sonst verhalten: Er trägt keine Waffen, meistens trägt er nicht einmal Kleidung. Er läuft nie weg. Er sagt nie etwas. Bei jedem seiner Auftritte sind Journalisten und Fotografen zugegen. Seine Aktionen leben von den Bildern und den Texten, die sich hinterher verbreiten.

Aktion »Kadaver:« Pawlenski wickelt sich vor dem Stadtparlament von St. Petersburg nackt in eine Stacheldrahtrolle – die Polizisten legen eine Blümchendecke über ihn, weil sie nicht wissen, was sie tun sollen.

Aktion »Fixierung«: Er nagelt seinen Hodensack am Roten Platz in Moskau fest. Anderthalb Stunden sitzt er da. Die Polizisten wollen ihn festnehmen, aber er kann nicht aufstehen.

Aktion »Abtrennung«: Er sitzt nackt mit einem Messer auf der Mauer der berühmten Moskauer Serbski-Psychiatrie, gerade hat er ein Stück seines Ohrläppchens abgeschnitten – die herbeigerufenen Polizisten rufen nach den Psychiatern.

Später hört Pawlenski auf, sich selbst wehzutun, und das ist der Punkt, an dem er beginnt, dem Staat wehzutun. Die erste Aktion, bei der sich Pawlenski nicht bewusst verletzt, nennt er »Freiheit«, Swoboda. Im Dezember 2013 erlebt Pawlenski mit, wie Hunderttausende Menschen auf dem Maidan, dem zentralen Platz der ukrainischen Hauptstadt Kiew, größtenteils friedlich protestieren. Das russische Staatsfernsehen aber redet von einem faschistischen Aufstand. Dass sich hier ein Volk erhebt, zum Subjekt seiner Geschichte wird, elektrisiert Pawlenski. Am 23. Februar, dem »Tag des russischen Vaterlandsverteidigers«, inszeniert er einen Mini-Maidan im Herzen von St. Petersburg. Mit Helfern sammelt er Reifen und Blech, die Reifen zünden sie an, mit Knüppeln schlagen sie auf das Metall. Jemand hisst eine ukrainische Fahne. Pawlenski wird wegen Vandalismus angeklagt. Aber er hört nicht auf.

Die brennende Tür an der Geheimdienstzentrale ist seine bislang radikalste Tat. Sie könnte ihn die Freiheit kosten. Aber ganz Russland würde es miterleben. Pawlenski hat längst einen Grad an Aufmerksamkeit erreicht, den sich ein Künstler nur wünschen kann.

Als Pawlenski für einen staatlichen Kunstpreis vorgeschlagen, aber nicht zugelassen wird, treten einige Mitglieder der Jury aus Protest zurück. Er bekommt den internationalen Václav-Havel-Preis für kreativen Dissens. Der österreichische Kultur-Attaché möchte Bilder seiner Aktionen in Wien ausstellen. In Deutschland erscheint demnächst die Übersetzung seines künstlerischen Manifests. Es gibt Russen, denen es so vorkommt, als habe Pawlenski eine Dunstglocke über dem Land aufgebrochen: Hunderte Künstler, Kuratoren und Galeristen verleihen ihm für das Anzünden der Tür symbolisch ein »Künstlerdiplom«.

Aber es gibt auch Russen, die dem Staatsfernsehen glauben, wenn es das Bild eines lebensmüden Verrückten zeichnet. Diese Russen sind in der Mehrzahl.

Journalisten können Pjotr Pawlenski nicht in seiner Zelle besuchen. Man kann aber schriftliche Fragen an ihn schicken, über seinen Anwalt und eine Menschenrechtsorganisation, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, Briefe an politische Gefangene weiterzuleiten. Man kann im Gericht an seinen Käfig herantreten, ihm Fragen zurufen, ein paar Minuten lang, bis die Richterin den Saal betritt und Pawlenski verstummt. Man kann mit Menschen reden, die Pawlenski begegnet und verändert zurückgeblieben sind. Und man kann Oksana Schalygina treffen, Pawlenskis Lebensgefährtin, Mutter seiner beiden Töchter. Sie deutet jetzt seine Aktionen und führt sie weiter. Er sitzt im Gefängnis, sie ist sein Draußen.

Eine Wohnung in Moskau wie viele andere, eine Wohnung in Moskau wie keine andere. Ein Zimmer, eine Küche, gewischter Boden, weiße Wände. Nur ein Bett, sonst keine Möbel. An manchen Tagen klopft die Nachbarin an die Tür und erzählt, die Polizei sei wieder da gewesen und habe Fragen gestellt. Es ist ein eisiger Tag im Januar 2016, Oksana Schalygina sitzt in der Küche, groß und schmal und fast so bleich wie ihre weiß blondierten kurzen Haare. Nebenan spielen die Kinder, Lilja ist fünf, Alisa sieben Jahre alt. An einer Wand ist ein Bild von Putin aufgemalt, über den Augen und dem Mund jeweils ein Balken: »Mother of god, send Putin away«, eine Zeile aus dem »Punkgebet« von Pussy Riot. Liebe Mutter Gottes, bitte schick Putin fort. Dort, wo die Wand fast den Boden berührt, hat Alisa Bilder festgeklebt, die sie in einer Zeitschrift entdeckt hat. »Das sind Kinder, die im Gefängnis leben, weil ihre

Mütter da eingesperrt sind.« Sie und ihre Schwester wissen, dass auch ihr Vater einsitzt.

Wofür?

»Weiß nicht mehr«, nuschelt Alisa, die Ältere.

»Weil er eine Tür angezündet hat!«, ruft Lilja, die Jüngere.

Oksana Schalygina sagt, sie habe erst am Tag nach der Aktion von der brennenden Tür erfahren. Was könnte sie auch sonst sagen, ohne sich zu belasten? In seinen Briefen aus dem Gefängnis schreibt Pawlenski über Oksana: »Sie unterstützt mich nach all ihren Möglichkeiten. Wir leben praktisch seit zehn Jahren zusammen, natürlich beeinflusst mich ihre Persönlichkeit teilweise. Wichtig ist, dass wir gemeinsam entscheiden, wie wir zusammen sein wollen.«

Eine gemeinsame Entscheidung: Sie besucht ihn nicht in der Haft. Dafür müssten sie einen Antrag stellen. Sie wollen aber diesen Staat um nichts bitten. Auch nicht, wenn dann zwei kleine Mädchen ihren Vater monatelang nicht sehen können.

An einem verschneiten Wintertag nimmt Oksana Schalygina dann doch die Metro, fährt die sechs Stationen und stapft mit Lilja und Alisa durch den Schnee zum Gefängnis Butyrka. Das Gebäude war, als es unter Katharina der Großen gebaut wurde, eine Festung. Später, unter Stalin, wurden hier Tausende Gefangene erschossen.

Schalygina stößt die Eingangstür auf und stellt sich ans Ende einer der Schlangen, die zu den Schaltern führen. Sie braucht eine Unterschrift von Pawlenski, damit sie die Vollmacht für sein Konto hat. Den Kindern sagt sie, sie sollen im Nebenraum warten. Der Nebenraum, das ist ein gekachelter Schlauch mit vergitterten, durchnummerierten Luken in meterdicken Wänden. Sie unterteilen die Welt in drinnen und draußen. Alisa und Lilja sehen Besucher mit prall gefüllten Plastiktüten, die hastig Kekspackungen und Bonbontüten aufreißen und jeden Bonbon, jeden Keks einzeln auspacken. Was so groß ist, dass sich etwas darin schmuggeln ließe, muss zerkleinert werden. Still schauen die beiden Mädchen zu, wie die Ware auf die andere Seite gereicht wird, durch die meterdicken Luken, in die Welt der Gefangenen, die Welt von Pjotr Pawlenski.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Seine Welt, das ist jetzt eine Zelle mit mehreren Häftlingen. Das ist »Kalter Krieg« mit den Wächtern. Das ist ein streng geregelter Tag, bis um 22 Uhr die Nachtbeleuchtung anspringt. Pawlenski will nachts lesen, also zerstört er die vier gedimmten Lampen, damit es stockdunkel in der Zelle ist und die Wärter wieder das helle Hauptlicht einschalten müssen. Seine Welt, das ist gelegentliche Isolationshaft als Strafe und gestrichener Ausgang.

Ihre, Oksana Schalyginas Welt, das sind jetzt Freunde und Unterstützer, das ist die Wohnung in Moskau, in der sie umsonst wohnen kann, das sind Spenden für den Lebensunterhalt, das sind Interviews mit der Presse und die stundenlangen Gerichtssitzungen, in denen sie nah an Pawlenskis Käfig sitzt und mit ihm flüstert.

»Gäbe es die Kinder nicht, dann wäre vieles einfacher für uns«, sagt Schalygina. »Wenn mir etwas passiert, dann haben wir niemanden, der sich um sie kümmern kann.«

»Wenn jemand sagt, ich würde dieses oder jenes machen, aber ich kann nicht, weil ich Kinder habe, dann werden Kinder zu einem Machtinstrument«, schreibt Pawlenski in einem seiner Briefe.

Der Wunsch nach einer Familie stammt aus einer Zeit, als Pjotr Pawlenski noch nicht der Künstler war, der er heute ist. In den vergangenen Jahren hat sich das Paar verändert, so wie sich manche Terroristen verändern, bevor sie in den Untergrund gehen. Sie haben sich »von Ballast befreit«, so sagt es Oksana Schalygina. Bedürfnisse abgelegt, Besitz aufgegeben. Sie besitzen zwar eine Wohnung in St. Petersburg, Pawlenskis Mutter hat sie ihnen geschenkt, aber sie besteht nur aus einem großen Zimmer und einem Klo, eine Dusche gibt es nicht. Auf dem Boden ein Lager aus Isomatten, auf dem sie alle gemeinsam schliefen. Die linke Wand haben die Kinder vollgemalt. Daneben steht ein Schreibtisch mit einem Computer, hier hat Schalygina an einem eigentümlichen Magazin namens Politische Propaganda gearbeitet. In der Mitte des Zimmers ein kleiner Tisch und zwei Stühle, hinten im Raum ein Gasherd, darauf ein einzelner Topf. Sie besitzen fast nichts.

Ihre Wohnung, ihre Leben, ihre Kinder: Die beiden sehen all das als Beweis dafür, dass sie leben, wie sie denken. Leben und Handeln dürfen nicht voneinander

getrennt sein, finden Pawlenski und Schalygina. Und so lehnen sie Begriffe wie »Mama« und »Papa« ab, lassen sich von ihren Kindern stattdessen Ksuscha und Petja nennen, die Koseformen von Oksana und Pjotr. Das Wort »Familie«: gestrichen. Sie seien ein »Kreis Nahestehender«, offen für andere. »Liebe«? Kommerziell verdorben. Die Wahrheit sagen, wahrhaftig handeln: das Wichtigste überhaupt.

Einmal fängt Oksana Schalygina etwas mit einem anderen Mann an, kein Problem eigentlich, aber sie bringt es nicht fertig, Pjotr davon zu erzählen, anders als vereinbart. Also ersinnt sie eine Strafe für sich selbst: Den kleinen Finger will sie sich abschneiden. Pjotr ist einverstanden. Nachts, als die anderen schlafen, schneidet sie zwei Glieder des Fingers ab. Während Schalygina diese Geschichte erzählt, während sie überlegt, an welchem Tag genau sie sich bestrafte, dreht sich Alisa, die bis dahin versunken vor sich hin gespielt hat, zu ihrer Mutter um und sagt einen leisen Satz mit der Kraft eines Fausthiebs: »Das war am 1. November vor einem Jahr.«

Von welchem Punkt an versperren die Lebensvorstellungen der Eltern den Weg ihrer Kinder? Alisa und Lilja gehen nicht zur Schule, weil die Schule nach Meinung ihrer Eltern dazu dient, den Menschen an das für ihn Unzulässige zu gewöhnen. Alisa, die Ältere, spielt Schach und lernt Thaiboxen, es ist der Hauch einer Tagesstruktur, die die Mutter verlangt. Sie hat ihr auch lesen beigebracht. Gerade hat das Kind eine Biografie von Emma Goldman durch, einer amerikanischen Anarchistin des frühen 20. Jahrhunderts.

Auf dem Heimweg vom Gefängnis kehrt Oksana Schalygina mit ihren beiden Töchtern in ein Restaurant ein. Sie bestellen Reis mit Gemüse; sie essen keine Tiere. In der Ecke steht ein Aquarium, Lilja, die Jüngere und Wildere, baut sich davor auf, beobachtet die Fische, die in der trüben Enge treiben, und ruft: »Freiheit für alle!«

Vor knapp zehn Jahren haben Pjotr und Oksana sich in einer Bar in St. Petersburg kennengelernt, er war 22, sie 27. Sie kommt aus einer Kleinstadt in der Ostukraine, die sie als kalt und trostlos empfand. Mit 16 Jahren entfloh sie dieser Enge. Seine Mutter war Krankenschwester in einer psychiatrischen Anstalt, sein Vater ein Geologe, der sich für das Büroleben entschied statt für Forschungsreisen an ferne Orte. Ein Mann, der die Sicherheit des Käfigs liebte, so beschreibt ihn Pawlenski. »Ich

bin meinem Vater sehr dankbar dafür, dass er mir gezeigt hat, wie man nicht leben soll.«

Die Angst wird später Kern von Pawlenskis Aktionen. Mit nichts lassen sich die Menschen besser kontrollieren als mit Angst. Sie macht die Menschen beherrschbar, nirgendwo hat Pawlenski das stärker erlebt als in seiner vom Sowjetsystem geprägten Familie. Die Mutter wohnt noch heute in St. Petersburg. Pawlenski sagt, sie begreife nicht, was mit ihrem Sohn los ist. Als die ZEIT sie anruft, legt sie sofort den Hörer auf. Der Vater lebt nicht mehr, er starb vor zwölf Jahren.

Als Pawlenski heranwächst, droht er sich zu verlieren. LSD, psychedelische Pilze, Kokain, Heroin, er probiert alles aus. Später stellt er den Drogenkonsum ein, er glaubt, als Folge seiner Experimente an Alpträumen, Schlafstörungen und Gereiztheit zu leiden. Psychiater, an die er sich damals wendet, diagnostizieren eine emotional instabile Persönlichkeit. Ist Pjotr Pawlenski also vielleicht doch nur verrückt?

Irgendwann packt ihn das Gefühl, sein Leben zu verschwenden. Er besteht die Aufnahmeprüfung der renommierten Hochschule für angewandte Kunst und Design in St. Petersburg. Alles könnte gut sein, Pawlenski könnte jetzt Künstler werden – nach den Maßstäben dessen, was in Russland als Kunst gilt. Er könnte Bilder malen, Drucktechniken studieren, Plastiken anfertigen. Pawlenski jedoch geht einen anderen Weg: Er stellt die Institution Kunsthochschule infrage, so wie er später das System Staat infrage stellt. Noten sind für ihn »ein Zertifikat der Anpasstheit«. Er lerne hier, Auftragsarbeiten für Geld anzufertigen. Das sei keine Kunst, das sei Prostitution. Seinem Dozenten für Malerei wirft er vor, in einer Lüge zu arbeiten. Den endgültigen Bruch zwischen ihm und dem Dozenten besiegelt eine gigantische Vagina, die Pawlenski malt, zwei Meter groß, anatomisch akkurat.

Die Kunsthochschule im Herzen von St. Petersburg: hohe Decken, hallende Treppenhäuser, ein Atrium, das sich über mehrere Stockwerke zieht. Andrej Gorbunow, Dozent für monumentale Malerei, führt in die Ateliers, in denen vor ein paar Jahren sein Schüler Pawlenski arbeitete. Das Kunstverständnis an der Universität ist konservativ: Kunst bedeutet, ein Handwerk virtuos zu beherrschen. In so einem Umfeld ist das Bild einer gigantischen Vagina eine Provokation.

Ein aufrichtiger Mensch sei Pawlenski gewesen, sagt Gorbunow. Begabt. Habe viel zugehört und manches gelernt, aber dann: »Je kategorischer, desto wahrhaftiger für Pjotr.«

Nach der Vagina zerstritten sich Gorbunow und Pawlenski. Wenn heute der eine in seinem Atelier über Kunst doziert und der andere in den Briefen, die er aus seiner Zelle schickt, über Kunst schreibt und in den Minuten vor Beginn der Gerichtsverhandlungen darüber spricht – dann scheinen ihre beiden Welten weit auseinanderzuliegen.

Pawlenski: »Die Akademie akzeptiert nicht, dass es politische Kunst gibt. Ich halte die Kunst, die Gorbunow und seine Kollegen machen, für Dekoration.«

Gorbunow: »Wir wollen den Leuten einen Beruf beibringen. Er aber verstand den Beruf als Provokation.«

Pawlenski: »Diese Leute sind bereit, sich unter jeden zu legen, der zahlt. Diese Kunst kann schön sein. Die Prostituierte kann auch schön sein.«

Gorbunow: »Wenn du vor einem eingezäunten See stehst, und ein Schild warnt davor, in diesem See zu schwimmen, weil du sonst ertrinkst, dann darfst du dich nicht wundern, wenn du tatsächlich ertrinkst.«

Pawlenski: »Wir leben alle in einem Gefängnis. Meine Aktionen sind ein Versuch, die tierische Angst zu überwinden, die jeder von uns spürt.«

Als Gorbunow die Bilder mit der brennenden Tür der Lubjanka sah, hielt er das zunächst für unerträglichen Krawall, so wie damals die Vagina. Nach ein paar Tagen jedoch befand er, dass Pawlenski eine Idee mit einer Form verbunden habe, und das, sagt Gorbunow, sei für ihn die Definition von Kunst.

Etwas im Denken des Dozenten muss in Bewegung geraten sein. »Man kann ihn nur beneiden, dass er zu solchen Sachen fähig ist«, das ist am Ende Gorbunows Urteil.

Vermutlich müssen Pawlenskis Aktionen in einem Staat wie Putins Russland stattfinden, um zu wirken. Einerseits ist dieses Land für einen wie ihn, der sich dem Anarchismus nahe fühlt, kaum zu ertragen. Andererseits: Je enger es im Land wird,

desto pulsierender wird Pawlenskis Kunst. Je rigider die Politik des Wladimir Putin, desto radikaler der Künstler Pjotr Pawlenski.

Der russische Künstler Oleg Kulik hat es treffend mit seiner Skulptur *Idol* ausgedrückt. Sie zeigt einen Kopf mit zwei Gesichtern. Auf der einen Seite ist das Gesicht Putins zu sehen, auf der anderen das Pawlenskis. Die Gesichter sind voneinander abgewandt, aber es ist ein Kopf, den sie sich teilen. Der Künstler Pawlenski ist selbst zum Kunstobjekt geworden.

Aktionskunst, die sich am Staat und an dessen Macht abarbeitet, hat in Russland Tradition. Nach Stalins Tod 1953 formierten sich die Nonkonformisten als Gegenbewegung zum staatlich verordneten sozialistischen Realismus, in den siebziger Jahren folgten die Moskauer Konzeptualisten. Dann, in den neunziger Jahren, nach dem Zusammenbruch des Sozialismus, radikalisierte sich die Aktionskunst. Der Körper, eine historische Sekunde lang befreit vom sowjetischen Arbeiterideal und noch nicht okkupiert von den Putinschen Machtfantasien und den Bildern des globalen Kapitalismus, der menschliche Körper also wurde zum Werkzeug einer neuen Generation von Künstlern. Zum bekanntesten Kollektiv gehören Anatoli Osmolowski, Alexander Brener und Oleg Kulik.

1991 ordnete Osmolowski Menschen auf dem Roten Platz so an, dass sie von oben betrachtet das Wort »Schwanz« bildeten.

Als Russland in Tschetschenien in den Krieg zog, stellte sich Brener in Boxershorts, mit nacktem Oberkörper, auf den Roten Platz und forderte den Präsidenten Boris Jelzin zum Kampf auf.

Der nackte Kulik sprang wie ein tollwütiger Hund Menschen vor Galerien an. In seiner Werkstatt formierte sich die Künstlergruppe *Wojna*, der auch ein späteres Mitglied von *Pussy Riot* angehörte. Die nächste Generation.

»Wenn die Kirche nicht versucht hätte, mit *Pussy Riot* abzurechnen, hätte es wahrscheinlich die Aktion ›Naht‹ nicht gegeben. Wenn es keine ›Naht‹ gegeben hätte, ist ungewiss, ob es weitere Aktionen gegeben hätte«, schreibt Pawlenski aus dem Gefängnis .

Die Aktionen. »Am Anfang steht die Idee«, sagt Schalygina. »Am schwierigsten sind die Vorbereitungen«, schreibt Pawlenski. »Du lebst den Gedanken von früh bis spät«, sagt Schalygina. »Die meiste Aufmerksamkeit widme ich dem Ort: Wie arbeiten die Sicherheitsleute, wo sind die Kameras?«, schreibt Pawlenski. »Alles ist durchdacht, bis auf die Sekunde geplant«, sagt Schalygina. »Die letzten Stunden warte ich nur noch ab«, schreibt Pawlenski. »Ich durchlebe mit ihm die Angst«, sagt Schalygina.

Am Ende, sobald ihn die Polizisten abführen, taucht im Internet der Name der Aktion auf, neben Bildern und einem erklärenden Text. Nicht nur Staatsanwälte, Richter und Polizisten, auch die Medien haben ihre Rolle in dem Geschehen, das Pawlenski sich ausdenkt, ganz gleich, wie sie darüber berichten. Dieses ZEIT- Dossier ist ein Teil der Aktion »Bedrohung«, so würde Pawlenski es sehen.

Grenzen? Kennt er keine, außer diese: »Ich möchte weder andere noch mich selbst töten. Und ich möchte die Authentizität meiner Aussagen nicht töten, indem ich Schauspieler beschäftige.«

Zur Tradition der russischen Aktionskunst gehört auch der Versuch, sie zu pathologisieren. Prägend der Satz des Staats- und Parteichefs Nikita Chruschtschow aus den sechziger Jahren, nur ein Verrückter könne sich gegen die sowjetische Macht stellen. Schon vor Jahrzehnten ließ der KGB Künstler verhaften und in Anstalten einweisen. Wenn also der Psychiater Wladimir Mendelewitsch heute darüber nachdenkt, was Kunst ist und was krank, dann steht er vor einem sehr russischen Rätsel. Es treibt ihn um, seit er vor zwei Jahren Pjotr Pawlenski kennengelernt hat.

Mendelewitschs Visitenkarte ist ein mit Titeln dicht bedrucktes Stück Papier: Direktor und Professor der psychologischen Abteilung an der Medizinischen Hochschule von Kasan. Direktor des Instituts für die Untersuchung der Probleme mentaler Gesundheit. Experte der Weltgesundheitsorganisation. Chefredakteur der Fachzeitschriften Neurologisches Bulletin und Psychopathologie und Suchtmedizin. 2014 rief ihn Pawlenskis Anwalt an. Pawlenski musste sich damals wegen der Aktion »Freiheit« verantworten, dem Mini-Maidan auf einer historischen Brücke im Zentrum von St. Petersburg. Unzählige medizinische Untersuchungen hatte Pawlenski schon

über sich ergehen lassen, nun fürchtete der Anwalt, die Justiz könne seinen Mandanten in die geschlossene Psychiatrie bringen.

Wladimir Mendelewitsch übernahm die Untersuchung Pawlenskis.

In seinem Gutachten, das im Wesentlichen auf einem einzigen langen Gespräch beruhte, erklärte er Pawlenski zwar für zurechnungsfähig, diagnostizierte aber eine Persönlichkeitsstörung. Damit hätte der Fall für Mendelewitsch erledigt sein können, und doch fing er damals erst an.

Das Gespräch wirkte nach. Mendelewitsch begann, über Aktionskunst zu lesen, die ihn bis dahin nicht interessiert hatte. Er studierte Pawlenskis Aktionen. Anderthalb Jahre dauerte Mendelewitschs Auseinandersetzung mit der Aktionskunst, dann veröffentlichte er einen Fachaufsatz, der in der russischen Psychiatrie für Furore sorgte. Titel: Der Fall des Künstlers Pjotr Pawlenski. Psychopathologie oder zeitgenössische Kunst? Mendelewitsch legt dar, warum er sich bei seiner Diagnose geirrt habe. Warum Pawlenski weder verrückt noch gestört sei, sondern einfach ein Künstler.

»Ich habe seine Motive einfach nicht verstanden«, sagt Mendelewitsch heute und dass er mit dem negativen Bild aus den russischen Medien in das Gespräch gegangen sei. Pawlenski sei jemand, der niemanden brauche, sagt Mendelewitsch, auch nicht seine Familie. Er genüge sich selbst, weshalb es für den Staat schwierig sei, ihn zu bestrafen. »Er ist ein Fanatiker seiner Kunst«, das schon. Aber eine Gefahr sehe er, Mendelewitsch, nicht: Es fehle Pawlenski an jeder Aggressivität.

Pawlenski schreitet die Grenzen der Kunst ab, Mendelewitsch will nun die Grenzen der Psychiatrie ausdehnen. In der Sowjetzeit attestierten Ärzte politischen Gefangenen häufig, an »schleichender Schizophrenie« zu leiden und eine Gefahr für die Gesellschaft zu sein. Genau dies diagnostizieren manche Psychiater heute bei Pawlenski, ohne ihn je gesehen zu haben. Mendelewitsch sagt, noch immer werde alles für behandlungsbedürftig erklärt, was von der Norm abweiche. Das wolle er ändern.

Es gibt noch einen Menschen, den die Begegnung mit dem Mann, der sich »politischer Künstler« nennt, in eine neue Richtung getrieben hat. Vielleicht ist dieser Mensch die unwahrscheinlichste Figur in der Geschichte um Pjotr Pawlenski. Man

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

würde Pawel Jasmann eher in einem Roman erwarten oder in einem Theaterstück, aber nun sitzt er in einem Café in St. Petersburg, ein kleiner Mann, etwas rundlich, immer einen bittersüßen Witz auf den Lippen. Die Sache mit Pawlenski verfolgt ihn.

Der polizeiliche Ermittler Jasmann war gerade nach St. Petersburg gekommen, als er die Order erhielt, sich mit Pawlenskis Mini-Maidan zu beschäftigen. Jasmann wird damals schnell klar, dass es hier nicht um brennende Reifen und ein bisschen Ruhestörung geht, sondern um Politik. Die Proteste in der Ukraine machen die russischen Machthaber nervös. Ein Mann, der diese Proteste in Russland zitiert, ist eine Provokation.

Die Verhöre, die Jasmann in den nächsten Wochen führt, nimmt Pawlenski heimlich mit dem Handy auf und veröffentlicht sie später. »Scheißkerl«, sagt Jasmann heute über Pawlenski. Und lacht.

Die Protokolle dieser Gespräche haben tatsächlich ihren Weg auf eine Theaterbühne gefunden. So hat alle Welt erfahren, wie sich der Ermittler Jasmann bei dem Versuch, die Grenzen der Kunst mit den Mitteln der Kriminalistik auszutarieren, hoffnungslos verloren hat.

Ermittler: Ich verstehe, dass das Kunst ist. Ich habe nichts gegen Kunst. Unser Staat hat auch nichts gegen Kunst. Aber Sie müssen unterscheiden zwischen Kunst und der Begehung einer rechtswidrigen Handlung.

Pawlenski: Da gibt es keinen Unterschied. »Rechtswidrige Handlungen« – das ist Rhetorik, in die man die Kunst einzuwickeln versucht.

Ermittler: Und was, wenn Sie irgendwann jemanden umbringen?

Pawlenski: Ich gehe sehr sorgsam mit fremdem Leben um. Ich esse noch nicht einmal Fleisch.

Ermittler: Witzig. Wissen Sie noch, es gab mal diesen Typen mit Schnurrbart und Seitenscheitel, seine Taten könnte man auch Kunst nennen.

Pawlenski: Bleiben wir bei den Tatsachen. Bei meinen Aktionen gab es kein einziges Opfer.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ermittler: Verstehen Sie denn, dass Reifen auf einem Baudenkmal anzuzünden eine Straftat ist? (...) Es geht hier nicht um den Schaden, es geht um die Entweihung an sich. Das ist, als würde sich einer hinsetzen und auf das Mausoleum schießen.

Pawlenski: Was meint man denn mit »Entweihung«? Eine Entweihung ist eine Störung von etwas. Die Ordnung der Beziehung zwischen zwei Gesellschaften, der russischen und der ukrainischen, ist gestört.

In drei Verhören versucht der Ermittler Jasmann, den Delinquenten Pawlenski in die Sphäre zu ziehen, in der er zu Hause ist, die Sphäre der scharf umrissenen Gesetze und klar definierten Handlungen, die Sphäre des Automatismus von Verbrechen und Strafe. Vergeblich.

Ermittler: Zeigen Sie uns doch ein paar Ihrer Gemälde.

Pawlenski: Moment. Ich habe eine recht enge Spezialisierung als Künstler.

Ermittler: Welche?

Pawlenski: Aktionismus!

Ermittler: Dann bin ich auch Künstler.

Pawlenski: Sie müssen nur eine Aktion umsetzen.

Ermittler: Ich habe heute schon einige Aktionen umgesetzt.

Pawlenski: Dann müssen Sie auch eine Reflexion anstellen.

Ermittler: Habe ich.

Pawlenski: Dann können Sie sich als Künstler bezeichnen. Und ...

Ermittler: Ich bin Künstler!

Pawlenski: Toll!

Ermittler: Künstler-Ermittler von der Ermittlungsabteilung des Zentralbezirks!

Pawlenski: Auch Sie können ein Künstler sein. Sie müssten nur in Gattungen denken und Ihre Handlungen zur Kunstgeschichte in Beziehung setzen.

Diese Begegnung hat mein Leben verändert: So ein Satz ist schnell gesagt und meistens falsch. In diesem Fall aber stimmt er. Nach den Gesprächen mit Pawlenski hat Jasmann bei der Polizei gekündigt. Heute arbeitet er als Anwalt.

Fragt man Jasmann, was er von seinem Land hält, dann zeigt er ein Foto: eine Kreuzung mit lauter Verkehrszeichen. Eines gewährt Vorfahrt, eines verbietet sie. Eines erlaubt das Abbiegen nach rechts, eines verbietet es. »Das ist Russland«, sagt Jasmann und lacht dröhnend. Das Verfahren gegen Pawlenski nennt er eine Farce.

Es ist ein Tag Ende April 2016, mehr als zwei Jahre nach der Maidan-Aktion, als Pawlenski deswegen erneut dem Gericht vorgeführt wird. Das Verfahren wegen des Feuers am Eingang zur Lubjanka hat da noch gar nicht begonnen. Eigentlich ist Pawlenskis Vergehen bereits verjährt. Er müsste nur einen Antrag einreichen, dann wäre der Prozess vorüber, ohne Strafe für Pawlenski. Aber wie käme er dazu, eine Inszenierung vorzeitig zu beenden? Viele Journalisten sitzen im Gerichtssaal, auch einige Künstlerkollegen.

Dmitri Dinse, Pawlenskis Verteidiger, lädt drei Damen in den Zeugenstand. Eine kommt mit knapp bedecktem Hintern, eine andere trägt Spitze, die dritte High Heels. Als Beruf geben sie an: Tätigkeit im käuflichen Gewerbe. Ihre Aussagen: Sie halten Pawlenskis Aktionen für Schund. Künstler seien Menschen, die »Blümchen malen«. Pawlenski hat den Auftritt der drei geplant. Das Ziel: der Welt vorzuführen, wie subjektiv und eigenwillig jeder Mensch für sich selbst bestimmt, was Kunst eigentlich ist.

Am Ende wird Pawlenski schuldig gesprochen. Das Strafmaß von einem Jahr und vier Monaten wird ausgesetzt. Kurz darauf beginnt der nächste Prozess gegen ihn, diesmal geht es um die brennende Geheimdiensttür. Jetzt steht viel auf dem Spiel. Pjotr Pawlenski drohen drei Jahre Haft.

Dmitri Dinse, Pawlenskis Anwalt, hat schon früher Aktionskünstler verteidigt, auch zwei Frauen von Pussy Riot. Dass ein Künstler dazu aufruft, ihn für lange Zeit einzusperrern, erlebt Dinse zum ersten Mal. Er sagt, am liebsten verteidige er Drogensüchtige und Hochstapler. »Sie sind zu allem bereit, um freizukommen.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Pawlenski aber schreckt das Gefängnis nicht. Muss er, der Anwalt, also seine Arbeit schlecht erledigen, damit der Mandant seinen Willen bekommt?

Was als Widerspruch erscheint, ist für Dinse keiner. Wenn dies alles eine Inszenierung sein soll, dann sieht das Skript für einen Anwalt vor, um die Rechte seines Mandanten zu kämpfen. Pjotr Pawlenski fordert 20 Jahre. Dmitri Dinse ignoriert es.

Und so scheint es, dass jeder, der die Sphäre des Pjotr Pawlenski betritt, am Ende seine Rolle zugewiesen bekommt von einem Regisseur, der zwar in einem Käfig sitzt – aber doch alles andere als ohnmächtig ist. Der Staatsanwalt. Die Richterin. Die Reporterin der ZEIT. Der Anwalt. Oksana Schalygina, die die Botschaft ihres Partners verbreitet.

Wann endet die Inszenierung, wann beginnt das nackte Leben?

Mitte Mai wird Pawlenski in ein anderes Gefängnis verlegt. Er sagt, er werde geschlagen, aber er beklagt sich nicht. Behauptet, er erhole sich vom Gefängnis des Alltags. Man fragt sich, wann Pjotr Pawlenski die Grenzen des Erträglichen erreicht, wann der Mensch Pjotr den Künstler Pawlenski niederringt. Aber Pjotr Pawlenski sitzt all die Monate in sanfter Ruhe da und schweigt, während vor Gericht sein Schicksal verhandelt wird. Während draußen Dinge geschehen, die so wirken, als habe Pawlenski sie sich ausgedacht, um seinen Aktionen Rechtfertigung zu verleihen.

Die Inszenierung einer alten Kindererzählung, die Lilja und Alisa begeistert im bekannten Meyerhold-Theater gesehen haben, wird abgesetzt. Die Hauptfigur, ein schmaler Diktator mit großem Schnauzer, soll zu sehr an Putin erinnert haben. Die Organisation Agora, der Pawlenskis Anwalt angehört, wird vom Obersten Gericht in Kasan formell aufgelöst – sie hat den Opfern von Menschenrechtsverletzungen geholfen. Der russische Geheimdienst wird ermächtigt, bei Terrorgefahr auf Frauen, Kinder und Behinderte zu schießen. Wladimir Putin gründet eine Nationalgarde, die vor allem die Ordnung im Innern sichern soll.

Es ist der letzte Prozesstag vor der Urteilsverkündung, als sich im Gerichtsgebäude der Kreis schließt, den der Künstler Pawlenski am 9. November 2015 zu ziehen begann. Pawlenski sitzt wieder in seinem Käfig und ruft der Richterin zu:

»Ändern Sie die Anklage in Terrorismus. Heute ist Ihre letzte Chance!« Als sich wenig später träge der Staatsanwalt erhebt, um sein Schlussplädoyer herunterzuleiern, scheint nach all den Monaten der letzte Akt dieses Schauspiels angebrochen zu sein.

Wird der Staatsanwalt tatsächlich eine jahrelange Haftstrafe fordern? Wird er Pawlenski für Jahre ins Gefängnis zwingen? Oder wird er lediglich eine Geldstrafe verlangen? Dann würde Pawlenski nach 211 Tagen im Gefängnis mit der Freiheit davonkommen, aber der Staat hätte ihm die Rolle des Regisseurs in dieser Aufführung entwunden. Und wäre das für Pjotr Pawlenski nicht die größere Strafe?

Das Gericht, das sein Urteil erst verkünden wird, wenn dieser Artikel bereits gedruckt ist, muss sich weitgehend an die Forderung des Staatsanwalts halten. Die Entscheidung, sie fällt also jetzt, in dem Moment, in dem der Staatsanwalt zu reden beginnt, in dem er noch einmal Pawlenskis Tat, sein Vergehen beschreibt, die brennende Tür erwähnt, den kulturellen Wert der Lubjanka, jenes Gebäudes, in dem so viele bedeutende Persönlichkeiten der russischen Geschichte gefoltert und getötet wurden. Die Entscheidung fällt in dem Moment, in dem der Staatsanwalt schließlich das eine Wort ausspricht, das alles sagt. Geldstrafe.

Pawlenski wird sie nicht bezahlen.

MITARBEIT: LENA SAMBUK

Brüssel, 22. März 2016

Drei Bomben. 35 Tote. 340 Verletzte. Gibt es ein Leben nach dem Terror?

Von Amrai Coen und Tanja Stelzer, DIE ZEIT, 30.06.2016

Es ist Freitagnachmittag, die gläubigen Muslime der Stadt sind vom Gebet zurück, die gläubigen Juden treffen die letzten Vorbereitungen für den Sabbat. Auch Walter Benjamin, Jude, aber nicht gläubig, ist vorbereitet. Er hat dabei:

das Antibiotikum,

das Mittel gegen die Phantomschmerzen,

die Tabletten gegen die Angst,

die Thromboosespritzen,

das Pflaster gegen den Grundschmerz,

die Kapseln gegen den Akutschmerz.

Die Medikamente stecken in drei Papiertüten, »Freitag«, »Samstag«, »Sonntag«. Walter Benjamin ist guter Dinge. Noch 26 Treppenstufen bis zum Wochenende.

Am besten, riet die Krankenschwester, nimmst du eine von den Akutkapseln, bevor du raufgehst.

Walter Benjamin, 47 Jahre alt, bis zum 22. März dieses Jahres, 7.58 Uhr, Chef einer Partnervermittlungsagentur, seitdem Attentatsopfer auf der Suche nach einer Zukunft für sich und die Welt, hat Heimaturlaub. Jetzt, an diesem Freitag im Mai, darf er für zwei Tage sein Zimmer im Krankenhaus gegen seine Wohnung im Brüsseler Stadtteil Ixelles tauschen. Ein Jugendstil-Altbau, im ersten Stock: vier Zimmer, zwei Erker, ein Hund. Seit zwei Monaten hat Walter Benjamin nur noch ein Bein, das linke,

und das ist, sechsfach gebrochen, in ein Metallgestell eingespannt. Rechts trägt er seit zwei Tagen eine Prothese.

Die Ärzte sagen, er muss ausziehen aus seiner Wohnung. Walter Benjamin sagt, die kennen Walter Benjamin nicht. Ihn, der seit der Explosion eine noch viel größere Aufgabe hat als jene, die 26 Stufen zu bewältigen.

Es sind zwei Freunde da, um ihn aufzufangen, falls er fällt. Walter Benjamin stemmt sich mit der Krücke aus dem Rollstuhl hoch und wankt die Treppe hinauf, das Prothesenbein, eine Schiene aus Stahl, ist auf einmal aus Gummi, und Walter Benjamin, eben noch ein kräftiger Mann, hat sich in eine viel zu schwere Marionette verwandelt, die jede Sekunde zu Boden sinken muss. Auf Stufe 19 strauchelt er, die Freunde halten ihn. Sie halten ihn noch einmal auf Stufe 21. Stufe 25 ist schräg angeschnitten. Er setzt die Krücke ab und findet auf Stufe 25 keinen Platz für das Prothesenbein. Er hat vergessen, die scheiß Schmerz kapsel zu nehmen, denkt Walter Benjamin, aber da liegt er schon.

340 Menschen wurden bei den Brüsseler Anschlägen am 22. März verletzt, 35 getötet, davon drei Attentäter. Viel ist geschrieben worden über die Terroristen Ibrahim und Khalid El Bakraoui, Mohamed Abrini und Najim Laachraoui. Nach den Anschlägen wurde ein Netz sichtbar, das der »Islamische Staat« zwischen Rakka in Syrien, Paris und Brüssel gesponnen hatte, auch nach Deutschland führen einige Fäden. Es gibt aber noch ein zweites Netz, über das bisher wenig geschrieben wurde. Das Netz, das die Opfer miteinander verbindet.

Walter Benjamin, der gerade den aufrechten Gang neu lernt, bildet eine Schmerzensgemeinschaft mit Menschen in den USA, in Liberia, China, Japan, Ecuador, Polen, Deutschland. Mit Frommen und Atheisten, Armen und Reichen. Walter Benjamin, benannt nach seinem Großvater, nicht nach dem berühmten Philosophen, ist aus Zufall und ohne dass er sich dazu entschlossen hätte, verbunden mit den Angehörigen des Software-Ingenieurs Raghavendran Ganesan, die am anderen Ende der Welt leben, in Chennai, Indien. Er ist verbunden mit dem Witwer und den drei Kindern der muslimischen Lehrerin Loubna Lafquiri, die am anderen Ende der Stadt leben. Walter Benjamin ist verbunden mit den Eltern von Sascha und Alexander Pinczowski, zwei Geschwistern, die zwischen Maastricht und New York pendelten.

Alles Menschen, denen sich die für unser Jahrzehnt existenziellen Fragen brutal konkret stellen: Wie kann man nach dem Terror weiterleben? Wie kann man mit ihm leben? Wie geht das, »die Terroristen nicht gewinnen lassen«, wie alle reflexhaft fordern, sobald wieder einmal etwas passiert ist?

Man kann als westlicher Bürger ein halbes Jahr nach dem 13. November zu einem EM-Spiel ins Stade de France in Paris gehen. Man kann in Orlando demonstrativ in einem Schwulencub tanzen. Man kann in Brüssel, wo tagtäglich EU-Beamte, Diplomaten und Politiker ein- und ausfliegen, weiter einen globalen Lebensstil pflegen. Man kann in der Türkei Urlaub machen, auch nach dem jüngsten Anschlag am Atatürk-Flughafen in Istanbul. Aber es wird sich nicht anfühlen, als würde man »einfach weitermachen wie bisher«, sondern, unterschwellig zumindest, wie eine gesellschaftliche Pflicht. Andere ahnen es erst. Diejenigen, die zum Netz der Opfer gehören, wissen es: »Einfach weitermachen wie bisher« ist weder klug noch möglich.

Die chirurgisch-orthopädische Station des Universitätskrankenhauses Jette, Brüssel, ein Tag im Mai. Gerade hat die Besuchszeit begonnen. In Walter Benjamins Zimmer drängeln sich schon seine Mutter, ein Freund, den er seit 20 Jahren nicht gesehen hat, und zwei frühere Schulkameraden. Die Tür steht offen, es lohnt sich nicht, sie zu schließen. Weitere Besucher werden kommen, und für jeden werden die Pfleger geduldig einen neuen Stuhl hereintragen.

Zwei Tage nach dem Attentat beginnt Walter Benjamin, auf Facebook über sein Leben im Krankenhaus zu schreiben, erst nur für Freunde, um ihnen zu sagen, dass er noch lebt. Für Helfer, Ärzte, Krankenschwestern, um ihnen zu danken. Dann für ein größeres Publikum. Das Fernsehen wird auf ihn aufmerksam. In seinem Krankenzimmer gibt er dem Sender RTL ein Interview. Er sagt, dass 99,99 Prozent der Muslime fabelhafte Leute seien.

Am 28. März, sechs Tage nach dem Attentat, schreibt Walter Benjamin auf Facebook:

»Ich lese im Internet, dass manche denken, ich hätte 99 Prozent meiner Neuronen verloren.«

Am 29. März, eine Woche nach dem Attentat, bringen die Pfleger Stühle für das belgische Königspaar.

Am 31. März, neun Tage nach dem Attentat, klopft ein Mann schüchtern an die Tür. Es ist Hassan Elouafi, den Walter Benjamin zuletzt am Flughafen sah und der ihn in der Universitätsklinik ausfindig gemacht hat. Von nun an wird er drei-, viermal die Woche zu Besuch kommen.

Auch heute, an diesem Tag im Mai, quetscht er sich zu der Mutter und den anderen Besuchern ins Zimmer. Sofort beginnt Walter Benjamin, seinen alten Freunden von Hassan Elouafis Heldentat zu berichten. Er hat diese Geschichte schon Hunderte Male erzählt, aber auch dieses Mal wird er seinen Retter wieder nach einigen Details fragen, um die Lücken in seiner Erinnerung zu füllen. Es ist, als erobere er sich seine eigene Biografie zurück.

Walter Benjamin wollte nach Tel Aviv fliegen, zu seiner Tochter, die dort bei seiner Ex-Frau lebt. »Ich stand am Check-in-Schalter gegenüber von Starbucks«, sagt er, »da hörte ich einen Knall. Ich dachte, es wäre ein Böller, und fragte mich, wer so doof ist, mitten am Flughafen mit einem Böller rumzuknallen. Dann sah ich eine Feuerkugel ein paar Meter von mir entfernt.«

Als in der Abfertigungshalle alle Menschen, die noch rennen konnten, rannten – um nach draußen zu fliehen, um sich im Gepäckverladerraum zu verstecken oder hinter dem Vorhang eines Fotoautomaten –, da sah der Flughafentechniker Hassan Elouafi, ein 41 Jahre alter Belgier mit marokkanischen Wurzeln, Muslim, verheirateter Vater von vier Kindern, dass sich zwischen all dem Staub und den Trümmern, zwischen den Leichen und den herumliegenden Körperteilen etwas bewegte. Hassan Elouafi stieg über die Toten und kam etwa gleichzeitig mit einem Soldaten bei Walter Benjamin an: Das rechte Bein war weggesprengt, aus dem Stumpf schoss Blut. Der Soldat legte einen Druckverband an. Hassan Elouafi fragte den Schwerverletzten: »Wollen Sie jemanden anrufen?« Walter Benjamin sagte die einzige Nummer, die er auswendig kann. In das Handy, ans Ohr gehalten von seinem Helfer, sprach er hinein: »Mama, sei einmal im Leben still, das ist jetzt wichtig. Ich bin am Flughafen. Es gab eine Explosion, ich bin verletzt worden. Vielleicht werde ich sterben.« Sie solle in Israel anrufen, bei der Familie.

Die Mutter, im Krankenzimmer zusammengesackt auf dem Stuhl, sagt: »Ich bin verrückt geworden vor Angst.«

Hassan Elouafi flüstert: »Der Mann neben Walter hatte keinen Kopf mehr.«

Es ist der 22. März, halb neun am Morgen, am Flughafen Zaventem hält der Muslim Hassan Elouafi den Juden Walter Benjamin wach, als Raghavendran Ganesan in seiner Brüsseler Wohnung sitzt. Wie jeden Morgen öffnet er das Computerprogramm Skype, um die 8000 Kilometer in seine indische Heimat zu überbrücken und seine Mutter und seine Frau anzurufen.

Sie reden über die Hitzewelle in Indien, und er fragt, wie es seinem Jungen geht, Arjun, erst sechs Wochen alt, die letzten Tage hat er ein wenig gekränkelt. Wieder gesund, sagt die Mutter, aber komm bald, er braucht seinen Vater. In zwei Monaten bin ich zurück und bleibe für immer, sagt er und legt auf.

Raghavendran Ganesan ist 30 Jahre alt und schlauer als die meisten Menschen, ein Programmierer, der von seinen Kollegen »Genie« genannt wird. Ein schlanker, langer Mann mit freundlichem Gesicht, Seitenscheitel und Brille. Vor vier Jahren kam er nach Brüssel, um für den größten Mobilfunkanbieter des Landes zu arbeiten. Er hat hier in Belgien viel Geld verdient und sich in Indien eine Wohnung gekauft, in einem neuen Hochhauskomplex, fernab von den überfüllten, schmutzigen Straßen der Stadt, in einer Gated Community. Die Globalisierung, sie hat ihm den sozialen Aufstieg ermöglicht. In wenigen Wochen will er dort einziehen: mit seinem Sohn, seiner Frau und seinen Eltern. Den Flug in seine Zukunft hat er schon gebucht, ein One-Way-Ticket.

Raghavendran Ganesan ist ein pünktlicher Mensch, jeden Tag um kurz vor neun verlässt er das Haus, um die U-Bahn zur Arbeit zu nehmen. Von der Station Merode sind es mit der Metrolinie 5 vier Stationen bis zu seiner Arbeit. Er steigt an diesem Morgen in den zweiten Waggon, jenen, in den zwei Stopps zuvor auch Khalid El Bakraoui gestiegen ist. Die Metro hält bei der Station Schuman und dann in Maelbeek. Um 9.11 Uhr sprengt Khalid El Bakraoui sich in die Luft.

Im indischen Chennai sitzt die Mutter des Getöteten, vergräbt ihr Gesicht in den Händen und ruft: »Fünf Minuten! Hätte ich doch nur fünf Minuten länger mit meinem

Sohn gesprochen! Ich hätte sein Leben gerettet.« Sechs Wochen sind vergangen, seit der Terror auch ihren Alltag zerstörte. Sechs Wochen, in denen sie sich in Hätte-wäre-könnte-Spiralen verfängt. Sie sitzt auf dem nackten Boden ihres bescheidenen Hauses aus Beton, an den Wänden hängen Bilder von Hindu-Göttern, ein Ventilator weht die Hitze durch den Raum. Von draußen dringt eine Kakophonie aus Hupen und knatternden Rikscha-Motoren ins Haus.

An ihrer Seite sitzt die trauernde Familie: der Vater, der früher Angestellter bei einem Logistikunternehmen war und vor ein paar Monaten in Rente gegangen ist. Der kleine Bruder, der in Paderborn Elektrotechnik studiert und nun angereist ist, um der Familie zu helfen. Und die Ehefrau Vaishali, Witwe mit 26, eine indische Schönheit mit riesigen braunen Augen, aus denen Tränen fallen. In ihren Armen hält sie das schlafende Baby, eine ständige Erinnerung an das Hätte-Leben.

Raghavendran war der einzige Verdienner der sechsköpfigen Familie, er hatte seinen Eltern gesagt, er werde sie nun, da sie alt sind, versorgen. Auch deshalb schien den Ganesans die Globalisierung wie ein Segen: Raghavendran konnte in Europa Karriere machen, konnte sich und seiner Familie damit in der Heimat neue Freiheit erkaufen. Heute wissen sie, dass die Globalisierung nicht nur den Wohlstand bringt, sondern auch den Terror.

Brüssel, die Stadt, in der die Attentäter ihre Zelle gegründet hatten, ist eine der globalsten Städte der Welt. Die Hauptstadt Europas, 1,2 Millionen Einwohner, davon sind zwei Drittel nichtbelgischer Herkunft. Wer durch die Straßen geht, hört Niederländisch, Französisch, Arabisch, Englisch, Türkisch.

Globalisierung bedeutet immer, dass Grenzen verwischt werden, die Grenzen zwischen den Ländern, die Grenzen in den Köpfen, die Grenzen zwischen den Kulturen. Traditionen gehen verloren, alte Regeln gelten nicht mehr. Die neue Freiheit bringt auch neue Unsicherheit. Man kann sagen: Die Globalisierung ist die Stärke und die Schwäche der Moderne zugleich.

Die Bakraoui-Brüder, Abrini, Laachraoui und die anderen Terroristen: Sie wollen den Westen zurückbomben in eine Welt, in der sich Kulturen nicht mischen.

Am 11. September 2001 griffen die Terroristen den Kapitalismus an, beim Massaker in der Redaktion von Charlie Hebdo die Meinungsfreiheit, beim Attentat vom Bataclan den westlichen Lebensstil und in Orlando die sexuelle Freiheit. Brüssel war ein Angriff auf die Internationalität. Der Anschlag am Flughafen Zaventem und an der Metrostation Maelbeek mitten im EU-Viertel steht wie kaum ein anderer für die Überforderung durch diese neue Weltordnung.

Während die Mutter indisches Curry und Chapatis serviert, erzählt die Familie von den Stunden nach dem Attentat. Als sie das Skype-Gespräch beendet hatten, schaltete die Mutter den Fernseher ein und sah die Trümmer am Brüsseler Flughafen, die Menschen, die aus dem Terminal flüchteten. Immer wieder wählte sie die Handynummer ihres Sohnes, es klingelte und klingelte, aber Raghavendran hob nicht ab. Der Bruder erreichte Brüssel noch am selben Tag und lief in der panischen Stadt von Krankenhaus zu Krankenhaus, aber keiner konnte ihm sagen, wo Raghavendran war. Zwei Tage später kamen auch die Eltern in Brüssel an, Arbeitskollegen von Raghavendran halfen ihnen bei der Suche. Als sie auch am dritten Tag nichts von ihm hörten, wuchs der Gedanke an das Unerträgliche.

Raghavendran Ganesan, Walter Benjamin, Hassan Elouafi: Man könnte sie als Kriegsoffer unserer Zeit bezeichnen. Wie die Weltkriege bringen die terroristischen Attentate Witwen und Waisen hervor, Versehrte und Traumatisierte.

»Frankreich ist im Krieg«, sagte François Hollande nach den Anschlägen von Paris. Auch Joachim Gauck nannte den Terror eine »neue Art von Krieg«, und Papst Franziskus sprach vom »Dritten Weltkrieg«.

Es gibt heute keine klare Definition mehr: Krieg bedeutet längst nicht mehr, dass Staaten gegen Staaten kämpfen. Nicht mal im Frieden ist kein Krieg.

Als George W. Bush nach dem 11. September den »Krieg gegen den Terror« begann, war das eine Entschuldigung für alles: für Guantánamo, für Folter, für den Angriff auf den Irak. Wenn wir das, was jetzt geschieht, einen Krieg nennen – tun wir dann genau das, was die Terroristen von uns wollen?

Am 7. April, 16 Tage nach dem Attentat, postet Walter Benjamin:

»Wir dürfen nicht das Spiel jener Barbaren spielen, die zu Unrecht eine Religion benutzen, um den Tod zu säen und Unschuldige in Henker zu verwandeln. Muslime, Juden, Christen, lasst uns handeln.«

9. April, 18 Tage nach dem Attentat: »Ich weine wie ein Idiot, ich bin 47 Jahre alt, und ich sage mir: Scheiße, welchen Schmerz habt ihr diesem Land zugefügt, das ich so sehr liebe?«

Walter Benjamins Äußerungen werden immer politischer. Der Oberrabbiner von Brüssel, der Vorsitzende der Muslime in Belgien und die israelische Botschafterin besuchen ihn im Krankenhaus. Es tauchen fremde Menschen auf, die Walter Benjamin kennenlernen wollen. Menschen, die ihn schon lange vergessen hatten. Alle bekunden ihre Solidarität. Bald muss Walter Benjamin darum bitten, die Besucher mögen nicht unangemeldet kommen. Wer immer kommen darf: Hassan.

Walter Benjamins Nachricht, Hassan Elouafi habe beim Wiedersehen im Krankenhaus in seinen Armen geweint und gesagt: »Ich bin so froh, dich lebend zu sehen«, wurde 28 000-mal auf Facebook geteilt.

»Hassan« heißt übersetzt »der Gute«. Am Flughafen war Hassan Elouafi bis zum 22. März zuständig für die Luftzufuhr der Flugzeuge und die Bildschirme im Flughafengebäude. Als die erste Bombe explodierte, machte er gerade einen Kontrollgang durch die Abflughalle. Seitdem war er nicht mehr am Flughafen, er weiß nicht, wie er diesen Ort wieder betreten soll, an dem er den Daueralarm der blockierten Gepäckbänder hörte, wie er den Fuß auf den Boden setzen soll, auf dem die Trümmer und die Leichen und die abgetrennten Körperteile lagen. Das Wasser der Sprinkleranlage regnete darauf, bis alles einen See bildete und bis irgendjemand ihn, den Techniker, bat, die Sprinkleranlage abzuschalten.

Sein Körper ist gesund, und trotzdem wirkt Hassan Elouafi im Vergleich zu Walter Benjamin viel schwerer verletzt. Er ist krankgeschrieben. Anstatt zur Arbeit zu gehen, bringt er jetzt Couscous an Walter Benjamins Klinikbett. Er rasiert seinem Freund den Schädel, er schiebt ihn im Rollstuhl durch den Krankenhauspark. Ein Zeichen des Sieges über die Terroristen: Ihr wolltet den Krieg zwischen den Religionen – was ihr bekommt, ist unsere Versöhnung.

Sobald Walter Benjamin wieder reisen kann, wollen sie zusammen nach Israel fliegen. Walter Benjamin will einen Baum für Hassan Elouafi pflanzen, Hassan Elouafi will in der Al-Aksa-Moschee in Jerusalem beten, weil ein Gebet dort 500-mal so viel wert ist wie ein Gebet in Brüssel. Walter versucht, seinem Freund Hassan zu erklären, dass die israelische Mauer ein notwendiges Übel ist. Hassan ermahnt seinen Freund Walter, ihn bitte nicht als »Araber« zu bezeichnen, sondern als »Muslim«. Die beiden versuchen im Kleinen, was die Gesellschaft im Großen lernen muss, nach jedem Terroranschlag mehr: sich auszutauschen.

Die weiterführende Schule La Vertu, »Die Tugend«, an der Loubna Lafquiri unterrichtete, ist in einem Altbau im Brüsseler Stadtteil Schaerbeek untergebracht. Die Nachbarn rechts und links: zwei katholische Schulen. La Vertu ist eine muslimische Schule. Sie wurde, nach jahrelangem Streit mit den Behörden, erst im letzten Sommer gegründet. Zuletzt hatten Gegner eine Online-Petition gestartet. Die Unterzeichner wüteten: »Man will uns infiltrieren!« – »Wir sind nicht in Saudi-Arabien!« – »Aus diesen Schülern werden Dschihadisten!«

Heute hat La Vertu 122 Schüler. Sport, Schwimmen, Biologie sind Pflicht, das Kopftuch ist es nicht. Trotzdem tragen es viele Schülerinnen und die meisten Lehrerinnen.

Das Wort »Ghetto-Schule« trifft es nicht. Die Schüler sind wild gemischt: Diplomaten- und Professorenkinder sind dabei, viele kommen aus einfachen Familien. Imame schicken ihre Töchter und Söhne hierher, auch Salafistenfamilien. An der Schule La Vertu zählt die Toleranz mehr, als die Kritiker vermuteten. Und die Toleranz gilt auch für die, die ihren Glauben streng leben. Mit allen, auch mit den Salafisten, sagen die Kollegen, kam die Sportlehrerin Loubna Lafquiri gut zurecht.

Loubna Lafquiri trug kein Kopftuch, dafür neonfarbene Turnschuhe, was gut zu ihrem Tempo passte, wie die Kollegen sagen. Sie ging oft schwimmen und joggen, sie tanzte, sie spielte Hockey. Vor einigen Jahren hatte sie einen Verein gegründet, der Schwimmkurse und Wanderausflüge für Frauen anbot. Loubna Lafquiri wollte die muslimischen Mütter aus ihren Wohnungen herausholen, ihnen ein positives Körpergefühl vermitteln, Selbstbewusstsein.

Ein Foto, das nach dem Attentat kursierte, zeigt eine strahlend lächelnde Frau, die ein Kleinkind auf dem Rücken trägt. Ihren Arm hat sie um ein älteres Kind gelegt. Die beiden sind ihre jüngeren Söhne, zwei und acht Jahre alt, es gibt auch noch einen Zehnjährigen.

Bevor sie ihre Arbeit an der neuen Schule antrat, hatte Loubna Lafquiri zehn Jahre an einer muslimischen Grundschule unterrichtet. Jetzt wollte sie sich um die Älteren kümmern, sie dazu motivieren, sich eine Zukunft aufzubauen.

Im Lehrerzimmer ist das Fach mit der Aufschrift »Loubna« unberührt, die Schule will noch keinen Nachfolger suchen. »Wir stecken immer noch mittendrin«, sagt Loubna Lafquiris Vorgesetzter Hamza Boukhari. Ein bärtiger Mann, Belgier mit marokkanischen Wurzeln, 35 Jahre alt. An seinem Büro hängt ein Schild mit einem Descartes-Zitat: »Der Zweifel ist der Weisheit Anfang.« Hamza Boukhari bedauert es, dass die Gesellschaft so viel über Kopftücher streitet. Er würde sich lieber über Bildung unterhalten.

»Die muslimische Gemeinschaft zahlt einen höheren Preis als alle anderen«, sagt Hamza Boukhari. Seine Schüler trauern nicht nur um ihre Lehrerin, die viele von früher aus der Grundschule kannten. Sie haben nicht nur, wie alle, Angst vor einem neuen Attentat. Für sie gibt es da noch etwas anderes, etwas, wovon sie erst eine grobe Ahnung haben. »Die Islamophobie wird noch ganz neue Formen annehmen.«

Einmal, erzählt Hamza Boukhari, sei Loubna Lafquiri mit 50, 60 Schülern zu einem Ausflug gefahren. Viele der Mädchen trugen ein Kopftuch. In der Metro stürmte ein Mann auf die Lehrerin zu und schrie sie an: »Ihr seid alle Terroristen!«

Nachdem Loubna Lafquiri selbst Opfer von Terroristen geworden war, kam niemand von den katholischen Schulen nebenan vorbei, um zu kondolieren. Kein Politiker ließ sich blicken. Das kränkt Hamza Boukhari. Als Opfer passen die Muslime nicht ins Bild, nur als Täter.

Am 18. März hetzte Loubna Lafquiri zur Schule. »Bei uns im Viertel ist der Teufel los«, sagte sie zu Hamza Boukhari, »die haben alles abgesperrt.« Loubna Lafquiri lebte mit ihrem Mann und ihren Kindern in Molenbeek, jenem Stadtteil, den die Welt seit einiger Zeit zu kennen glaubt. Sie fühlte sich wohl dort, sagen die

Kollegen. Doch an dem Tag, an dem die Polizei Salah Abdeslam festnahm, den Attentäter von Paris, wurde es Loubna Lafquiri unheimlich. Die Wohnung, in der er sich versteckt hatte, ist nur ein paar Häuser von ihrer entfernt, »so nah!«, sagte sie.

Vier Tage später, am 22. März um 9.07 Uhr, steigt Loubna Lafquiri auf dem Weg zur Schule an der Station Schuman in den zweiten Waggon der Metrolinie 5, in jenen Waggon, in dem schon der indische Programmierer Raghavendran Ganesan sitzt.

Der Mann von Loubna Lafquiri war Metrofahrer. Ein Beruf, den er kaum wieder ausüben wird. Am 1. April, zehn Tage nach dem Attentat, verliert eine Lehrerin bei einer Trauerfeier einen Brief des Witwers: eine Liebeserklärung an seine tote Loubna. Der letzte Satz lautet: »Molenbeek, das ist nicht nur Salah Abdeslam, Molenbeek, das ist auch Loubna Lafquiri.«

Bei der Feuerwehr gibt es eine Regel, die besagt: Der Jüngste muss als Erstes los. Die Regel soll dafür sorgen, dass Feuerwehrleute Einsatzerfahrung sammeln. Als um 8.10 Uhr in der Zentralen Wache von Brüssel, Avenue de l'Héliport, über Lautsprecher die Ansage »Notruf wegen Feuer« tönt, haben die Männer gerade ihren Morgenappell im Innenhof beendet. Der Kapitän Nicolas Jalet, 36, nimmt die Meldung »zwei Explosionen in Zaventem« entgegen und schickt den Jüngsten der Offiziere mit einer Kolonne zum Flughafen. Um 9.12 Uhr wieder ein Alarm – die Explosion in Maelbeek. Maelbeek, das ist die Metrostation von Nicolas Jalets Kindheit. Er kennt sie in- und auswendig. Und er hat, seitdem er Feuerwehrmann ist, immer wieder durchgespielt, wie er bei einem Attentat auf eine U-Bahn-Station vorgehen würde. Er hat das Attentat von London im Kopf.

Es gibt einen Offizier, der jünger ist, der nun eigentlich rausmüsste. Aber das hier ist Nicolas Jalets Ding, »ich mache das«. Seine Kolonne rast los. Sie stoppt an einem Seiteneingang der Metrostation. Dann steigt Nicolas Jalet hinunter in den Rauch.

»Wir sind für das Schlimmste zuständig«, sagt er. »Alle Probleme landen am Ende bei uns.« Es war seine Kompanie, die den verletzten Salah Abdeslam ins

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Krankenhaus brachte – und es waren er und seine Leute, die die Verletzten aus der Station Maelbeek rausholten.

An seinem freien Tag sitzt Nicolas Jalet in seinem Wohnzimmer, ein durchtrainierter Mann in grauem T-Shirt und einer kurzen blauen Hose, die in auffälligem Kontrast zu seinen strengen Gesichtszügen steht. Er wohnt alleine hier in einem Stadthaus am Rande von Brüssel. Im Regal: Bücher über Stalingrad, Hitler, den D-Day, Pompeji. Eigentlich wollte er Historiker werden. Dann fand er, es sei klüger, im Heute etwas zu verbessern, als zu versuchen, das Früher zu verstehen.

Nicolas Jalet zieht einen Stadtplan aus dem Regal, faltet ihn auseinander und breitet ihn auf dem Marmortisch aus. Über den Plan sind größere und kleinere schwarze Punkte verstreut. Er hält alle Feuer fest, die er gelöscht hat, er kartografiert seine Siege über den Schrecken. Bei der Metrostation Maelbeek ist noch nichts eingezeichnet. Nicolas Jalet hat noch nicht abgeschlossen mit diesem Einsatz.

Vielleicht kann man erahnen, was Nicolas Jalet erlebt hat, wenn man weiß, dass er die Menschen, deren Überreste er in der Metrostation gesehen hat, nicht mit den Fotos zusammenbringen konnte, die später in den Zeitungen erschienen. »Vielleicht bin ich auf diese Leute draufgetreten«, sagt er, als enthalte die Brutalität seiner Worte gleichzeitig eine Beruhigung: »Ich halte das aus.«

Als sie unten waren in der Metrostation, klingelten unablässig die Handys der Toten.

Nicolas Jalet denkt mit Grauen an jenen Tag. »Meine Kollegen und ich, wir sind in gewisser Weise auch Opfer. Wir sind alle gezeichnet.« Trotzdem sagt er, dass er das Leben seit dem 22. März positiver sieht. Er hat überlebt. Er konnte helfen. Und in Zukunft wird er noch besser vorbereitet sein.

»Ich will nicht«, sagt er, »dass der 22. März mein Leben ist.«

Wie kommt es, dass der eine ein grauenvolles Erlebnis gut verkraftet, der andere nicht? Und wenn es eine Antwort auf diese Frage gibt, können wir als Gesellschaft etwas daraus lernen?

Die erste Therapeutin, bei der Walter Benjamins Freund Hassan Elouafi Hilfe suchte, war überfordert. Als er weinte, weinte auch sie. Es war Walter Benjamin, der

Hassan Elouafi empfahl, es einmal mit einem Spezialisten zu versuchen, den er kennt. Ein Israeli, der mit der Psyche von Attentatsopfern vertraut ist. Israel hat auf dem Gebiet einen traurigen Vorsprung an Erfahrung.

Yori Gidron ist ein kleiner, freundlicher Mann, der versucht, Gefühle zu ordnen. Ein Psychologe und Neurowissenschaftler, für den das Leiden einer Seele viel mit Hirnzellen, Synapsen und Nervenbahnen zu tun hat. Yori Gidron hat in Kanada und Israel geforscht, zurzeit lehrt er an der Universität Brüssel. Er ist besessen von der Idee, herauszufinden, was genau im Gehirn geschieht, wenn ein Mensch eine existenzielle Bedrohung erlebt – und wie man dieses Wissen nutzen kann, um eine Traumatisierung zu verhindern oder zu behandeln.

Er war schon oft an Orten, an denen sich Katastrophen ereignet hatten. Er hat humanitäre Einsätze im Erdbebengebiet in Nepal begleitet, Einsätze bei Tsunami-Opfern in Japan, zuletzt war er für die Vereinten Nationen in Haiti. Das Erstaunliche ist: An all diesen Orten hat Yori Gidron viele Menschen kennengelernt, denen noch so schreckliche Ereignisse nichts anhaben konnten. Diese Menschen hatten alles verloren, sie hatten Tage in Todesangst verbracht, dennoch waren sie psychisch vollkommen intakt. Yori Gidron nennt sie lieber »Überlebende« als »Opfer«, was ein feiner und gleichzeitig ein großer Unterschied ist.

Betritt man Yori Gidrons kleines Büro an der Brüsseler Universitätsklinik, zwei Etagen unter dem Krankenzimmer von Walter Benjamin, erscheint einem das, was der Terror mit den Opfern macht, zwar noch immer grausam, aber doch zu fassen, mit Zahlen, Berechnungen, Statistiken. Im Gespräch mit dem Fachmann für die Leiden der Seele wird der Blick auf das Leben mit dem Terror beruhigend rational.

Yori Gidron klappt sein Notebook auf und startet eine PowerPoint-Präsentation. Auf dem Bildschirm bauen sich Balkendiagramme auf: Nach einem Verkehrsunfall haben 20 Prozent der Opfer eine posttraumatische Belastungsstörung, nach einer Vergewaltigung 45 Prozent. Bei einem Terrorakt sind es knapp 30 Prozent. 30 Prozent – das heißt, dass 70 Prozent der Menschen, die einen Terrorakt miterleben, seelisch gesund bleiben. Sie haben keine Flashbacks, keinen erhöhten Puls, keine Schlaf- oder Konzentrationsstörungen, alles typische Merkmale einer posttraumatischen

Belastungsstörung. Der Fachbegriff für die Unverwüstlichkeit dieser Probanden lautet »Resilienz«.

Was ist anders im Gehirn dieser Menschen?, fragte sich Yori Gidron. Forscherkollegen schoben Patienten, die etwas Bedrohliches erlebt hatten, in ein MRT-Gerät und spielten Geräusche ein, die der Klangkulisse des traumatischen Ereignisses ähnelten: zerspringendes Glas, berstendes Holz, zusammengedrücktes Metall. Andere Wissenschaftler machten ähnliche Versuche mit Videos. Bei den Traumatisierten war eine Hirnregion besonders aktiv, während sie die Geräusche hörten und die Videos sahen: die Amygdala, die für die Verarbeitung von Gefühlen zuständig ist. Bei den resilienten Patienten flackerte der Neokortex auf, der für den Verstand zuständig ist. Was, wenn man den Neokortex animieren könnte?

Es ist bekannt, dass Bilder eher die Amygdala reizen, Worte eher den Neokortex. Yori Gidron bat Unfallopfer, ihre Geschichte zu erzählen. Sie taten das wie alle Menschen, die einer bedrohlichen Situation entkommen sind: durcheinander, aufgeregt, voller Emotion. Yori Gidron unterbrach sie immer wieder. Sagte ein Proband »Ich hatte Angst« oder »Ich war in Panik«, fragte der Professor: Warum hatten Sie Angst? Warum waren Sie in Panik? Er hakte nach: Was geschah zuerst, was genau passierte dann? Er machte sich Notizen, und dann erzählte er seinen Probanden ihre Geschichte noch einmal neu, nüchtern, klar, eins nach dem anderen. Eine logische, ein wenig langweilige Schilderung, in der viele Sätze mit »weil«, »deshalb«, »darum« verbunden waren. »Der Knall, den Sie hörten, kam von dem Aufprall.« – »Sie fürchteten sich, weil Sie Ihre Tochter nicht sehen konnten.« Dann bat er die Patienten, ihre Erlebnisse noch einmal auf genau diese Weise zu berichten. Er bat sie, sie aufzuschreiben.

In Belgien und Israel hat Yori Gidron mehrere Studien zu dieser Methode gemacht, auch mit Terroropfern. »Wir konnten es selbst nicht glauben«, sagt er. Drei Monate nach dem Ereignis hatten die Probanden so gut wie keine Flashbacks mehr. Auch ein israelischer Kollege, der eine ähnliche Methode entwickelte, hat großen Erfolg.

Wenn Yori Gidron seine Forschungsergebnisse bei Kongressen vorstellt, verlassen manche seiner Kollegen den Saal. Denn die Methode widerspricht dem, was

in der Traumatherapie lange üblich war und noch oft praktiziert wird: Man animiert den Patienten dazu, die traumatische Situation immer und immer wieder emotional zu durchleben – man provoziert also ein ständiges Feuern der Amygdala.

In Israel ist Yori Gidron selbst um Sekunden einem Attentat in einem Zug entkommen, seine Mutter wurde bei einem Anschlag verletzt. »Wir wissen noch so wenig«, sagt er, »und wir müssen so dringend mehr wissen.« Nicht nur die Medizin wird sich weiterentwickeln müssen. Es geht darum, den Neokortex der ganzen Gesellschaft zu aktivieren.

Edmond und Marjan Pinczowski sind ein schönes Paar, immer noch. Er: 70 Jahre alt, schlank, graue Haare, das Hemd mit Manschettenknöpfen, Kurzname Ed. Sie: 63, zierlich, hellgrüne Augen, der Teint lässt ihre indonesischen Wurzeln erahnen. Die beiden Niederländer sind seit 38 Jahren verheiratet, er war Hotelmanager, sie die Frau an seiner Seite, die ihm überallhin folgte, wo er die Hotels großer Ketten leitete: nach Nairobi, Jerusalem, Jamaika, Brüssel, Antalya, Frankfurt, Athen. Ein Leben, das ihnen viele schöne Momente schenkte. Zu den schönsten gehörten jene Abende in Antalya, wenn der Muezzin rief. Dann ging Marjan Pinczowski raus auf den Balkon, um ihm zuzuhören.

Die Pinczowskis sind Weltbürger, aufgeschlossene Menschen. Seit Kurzem lebt das Ehepaar in der Nähe von Maastricht, Niederlande, wo Edmond, der die Rente gerade mal zwei Wochen lang ertrug, nun an der Hotelfachschule unterrichtet. Die Tochter Sascha, 26 Jahre alt, und der Sohn Alexander, 29, pendelten nach New York, wo sie studierten. Mit den Eltern waren sie, über Ozeane und Zeitzonen hinweg, ständig über das Handy verbunden.

Gerade waren die Kinder für ein paar Wochen bei den Eltern zu Besuch gewesen, am 22. März wollten sie zurück in die USA. In der Abflughalle, an Schalter 11, Delta Airlines, warteten sie auf die Abfertigung. Alexanders Handy klingelte, es war seine Mutter.

»Habt ihr schon eingeecheckt?« – »Wir stehen gerade in der Schlange«, sagte Alexander Pinczowski. »Warte«, sagte die Mutter, »Papa will dir noch was sagen.«

Als Edmond Pinczowski das Handy nahm, hörte er ein berstendes Geräusch. Dann war die Leitung tot.

Es ist vieles zerstört seitdem. Der Alltag, ein Lebensplan, Überzeugungen. Nichts ist mehr wie zuvor, die Welt hört sich nicht einmal an wie früher. Die Mutter schläft jetzt mit Ohrstöpseln, weil das Vogelgezwitscher am Morgen sie an den ersten Tag erinnert, an dem sie mit dem Gedanken aufwachte: »Meine Babys sind fort.«

Fünf Wochen nach dem Anschlag, vier nach der Beerdigung der Kinder, begleitete Marjan Pinczowski ihren Mann auf eine Dienstreise in die Vereinigten Arabischen Emirate. Als sie im Hotel eincheckten, drang die Stimme des Muezzins in die Lobby, und Marjan trat vor das Hotel. Die Stimme des Muezzins, sagt sie, klang bittersüß.

Der Flug nach Dubai war ihr erster nach dem Anschlag gewesen. Abflug in Düsseldorf, um es erträglicher zu machen. Einen Sitz neben ihnen, nur durch den Gang von ihnen getrennt, saß ein düster blickender junger Mann. Marjan Pinczowski fand, er sehe den Attentätern ähnlich. Wie konnte er einfach so einen Film schauen und das Bordmenü essen? Sie brach in Tränen aus und weinte den ganzen Flug über, sechs Stunden lang, die Stewardess versuchte, sie zu trösten.

Beschämt erzählt Marjan Pinczowski, die schon auf der ganzen Welt gelebt hat, umgeben von Menschen aller Religionen und Hautfarben, der junge Mann sei vielleicht nicht mal marokkanischer Abstammung wie die Attentäter gewesen, vielleicht war er Inder. Seine Hautfarbe reichte, um ihn in ihren Augen verdächtig zu machen. »Er hörte mit, wie Ed der Stewardess unsere Geschichte erzählte«, sagt sie, »und dann beugte er sich hinüber zu meinem Mann und sagte: Ich bete für Sie und Ihre Frau.«

Nach dem Terror wächst die Angst vor dem Fremden, so war es in den USA nach dem 11. September, so war es in Madrid nach den Zuganschlägen, so war es in Israel nach der Zweiten Intifada. Eine verletzte Gesellschaft ist empfänglich für Vorurteile – und für Populismus. Unsicherheit soll überspielt werden mit Machtdemonstrationen. Es ist kein Zufall, dass ausgerechnet jetzt Parteien wie die AfD, die FPÖ, der Front National so erfolgreich sind in Europa.

Nach 9/11 schoss der Verkauf amerikanischer Flaggen in die Höhe, die Hersteller kamen nicht hinterher mit der Produktion. Zu groß war der Wunsch, sich gegen den Feind abzugrenzen, den eigenen Patriotismus auszustellen. In der Vergangenheit haben Terroranschläge Gesellschaften immer nach rechts driften lassen.

Man würde annehmen, dass eine Gemeinschaft, die ständigem Terror ausgesetzt ist, auch in ständiger Angst lebt. Dass sie irgendwann angeschlagen sein wird und krank wie ein Boxer, der zu viele Kämpfe hinter sich hat.

Das Gegenteil ist der Fall. Irgendwann gewinnt der Neokortex die Oberhand, jener Teil des Gehirns, der für den Verstand zuständig ist. Je häufiger eine Gesellschaft vom Terror erschüttert wird, desto mehr gewöhnt sie sich daran. Es gibt nicht nur eine individuelle, sondern auch eine soziale Resilienz.

Im Zweiten Weltkrieg verließen Menschen in den Pausen zwischen Luftangriffen den Bunker und holten beim Bäcker Brötchen. Während des Nordirland-Konflikts, in dem Tausende Bomben gezündet wurden, fuhren die Menschen weiter mit dem Bus zur Arbeit. In Israel trafen sich die Bürger mitten in der Intifada im Café und aßen Falafel, auch wenn sie dabei auf ausgebrannte Autos blickten. Und in Bagdad gehen die Menschen jetzt noch täglich auf den Markt, obwohl dort immer wieder Bomben explodieren.

»An alles kann sich der Mensch, dieses Schwein, gewöhnen!«, so formulierte es einst Fjodor Dostojewski.

Der Terror wird zu einer neuen Normalität und dient als weiterer Beweis, unter welch widrigen Bedingungen wir leben können. Und wie immer, wenn der Mensch widrigen Bedingungen ausgesetzt ist, versucht er sich durch Rituale zu beruhigen.

Zwei Monate sind seit dem Attentat vergangen, als die belgische Regierung zu einer Gedenkfeier lädt. Der 22. Mai ist ein verregneter Sonntag, in Brüssel sind die Straßen um den Königlichen Palast abgesperrt, Soldaten marschieren über die Bürgersteige, Polizisten kontrollieren Autos. Vor einer Absperrung steigt aus einem Taxi die indische Familie Ganesan. Die Eltern des Programmierers Raghavendran, der Bruder, die Witwe mit dem Kind im Arm. Die beiden Frauen tragen ihre feinsten

Saris, die Männer Lungis, traditionelle Wickelröcke. Sie gehen die Treppen des gigantischen Palasts hinauf.

Vor einem Jahr ist die Witwe Vaishali die Stufen schon einmal hochgelaufen, an ihrer Seite der Mann, mit dem sie ihr Leben verbringen wollte. 2014 hatte sie Raghavendran kennengelernt, und es war eine Liebesgeschichte wie aus einem Bollywood-Film: verliebt beim ersten Treffen, ein halbes Jahr später die Hochzeit mit Henna und Blumen und Tanz. Sie zog zu ihm nach Brüssel, sie spazierten durch den Botanischen Garten und ließen sich durch den Königspalast führen. Als sie schwanger wurde, beschlossen die beiden, dass ihr Kind in Indien geboren werden und aufwachsen sollte. Vaishali sollte auf ihrem gemeinsamen Weg ins neue, indische Leben vorausgehen und dort auf ihn warten.

Rund 600 Gäste sind in den Thronsaal gekommen, Regierungsmitglieder, Botschafter, Soldaten, Feuerwehrmänner, Überlebende und Hinterbliebene aus der ganzen Welt. Zwischen ihnen nimmt Familie Ganesan nun schüchtern Platz in der zweiten Reihe, unter goldverzierten Kronleuchtern, auf Stühlen, die mit rotem Samt bezogen sind.

Ein Bläserquintett spielt Mozart, der König und der Premierminister halten auf Niederländisch und Französisch Reden, in denen sie von Anerkennung, Mut und einer besseren Welt sprechen.

Familie Ganesan sitzt still im Publikum und versteht kaum ein Wort, weil keiner für sie übersetzt.

Die Namen der 32 Todesopfer werden laut und langsam verlesen, und für jedes einzelne wird eine weiße Rose niedergelegt.

Raghavendran Ganesan.

Loubna Lafquiri.

Alexander Pinczowski.

Sascha Pinczowski.

Nach dem Anschlag von Brüssel hat es weitere Attentate gegeben, auf den Schwulenclub in Orlando, auf einen Polizisten bei Paris. Kurz vor Redaktionsschluss

dieser Ausgabe dann der Angriff auf den Atatürk-Flughafen. Er wirkt wie eine Kopie der Tat von Brüssel, auch diesmal könnte es der IS gewesen sein. Die Bilder aus Istanbul und die aus Brüssel gleichen sich. Es ist, als wären wir in einer Endlosschleife des Terrors gefangen.

Wie kann man mit dem Terror leben? Die Opfer von Brüssel und ihre Angehörigen haben unterschiedliche Antworten gefunden. Die Eltern und die Witwe von Raghavendran Ganesan werden mit dem Baby in die Wohnung ziehen, die er gekauft hatte; der Bruder überlegt, von Paderborn nach Chennai umzusiedeln, denn er ist es jetzt, der für die Familie sorgen muss. Auch die Pinczowskis überlegen wegzugehen, die Mutter sieht in Europa keinen sicheren Ort mehr. An der Grundschule, an der Loubna Lafquiri früher unterrichtete, wollen sie eine Turnhalle nach ihr benennen. Der Feuerwehrmann Nicolas Jalet hat sich in der Schweiz über Brände im Tunnel fortbilden lassen, denn wer weiß, ob die nächste Bombe nicht in einem Tunnel explodiert.

Und Walter Benjamin?

Im Universitätskrankenhaus, Abteilung Reha, hat er Besuch von einer Schülerzeitungs-AG. Sechs Mädchen, zwischen 15 und 17 Jahre alt, eine Lehrerin und ein Lehrer sitzen auf dem Krankenbett, auf Stühlen, auf dem Fußboden. Die Mädchen gehen auf eine katholische Schule. Trotzdem sind von den sechs Schülerinnen fünf Musliminnen, zwei kommen aus Molenbeek, »die Eltern schicken sie zu uns«, sagt die Lehrerin, »weil sie wissen: Hier lernen sie was.« Jetzt hören sie zu, mit aufgerissenen Augen, wie Walter Benjamin seine Geschichte erzählt: von dem Knall, von der Feuerkugel, von Hassan Elouafi, der ihm den Hörer ans Ohr hielt und der blieb, auch als ihm klar wurde, dass Walter Benjamin Jude ist. Ein Mädchen sagt: »Ich habe noch nie einen Israeli gesehen. Wenn das mein Vater wüsste.« Walter Benjamin erklärt ihr geduldig, dass er zwar Jude sei, aber die belgische und die französische Staatsangehörigkeit habe, dass Religionszugehörigkeit und Nationalität nicht dasselbe sind.

Unter den ungläubigen Blicken der Mädchen entblößt er die Wunde an dem Bein, das ihm geblieben ist, und sagt: »Es wird weitergehen. Es wird noch mehr

Attentate geben. Und man wird Moscheen anzünden. Es liegt jetzt bei eurer Generation. Ihr müsst miteinander reden.«

Als das Gespräch zu Ende ist, stehen die Mädchen so vorsichtig auf, als könnten sie mit einer einzigen fahrigen Geste, mit einem einzigen zu lauten Geräusch das Band zwischen Walter Benjamin und ihnen zerreißen. Höflich verabschieden sie sich, aber er lässt sie noch nicht gehen.

Er muss ihnen noch von dem Fotoapparat erzählen, den er in seinem Rucksack hatte, als am Flughafen die Bombe explodierte und wohl auch den Fotoapparat sprengte. Walter Benjamin hing sehr an dieser Kamera. Oft zog er am Wochenende los, um Brüssel, seine geliebte Stadt, zu fotografieren. Nach Molenbeek kam er nie.

Und jetzt will Walter Benjamin nichts dringender als das. Deshalb ist er an seinem Wochenende daheim, dem ersten Wochenende, an dem er wieder aufrecht ging, noch einmal mit seinem Marionettenbein die 26 Treppenstufen hinabgestiegen. Er hat sich zu einem Fotogeschäft fahren lassen und eine neue Kamera gekauft.

Wenn er wieder laufen kann, sagt er jetzt zu den Mädchen, will er als Fotograf durch Molenbeek ziehen. Er will die Jugendlichen, die bei ihm im Krankenhaus waren, auch die Mädchen, zu Hause besuchen. Er will die Welten zusammenbringen. Das ist der einzige Sinn, den er in dem Attentat sehen kann.

Heile Welt

Kann eine Jugendpsychiatrie Kindern helfen, die am Leben verzweifeln?

Von Jana Simon, ZEITmagazin Nr. 50/15, 10.12.2015

Lena sitzt mit dem Rücken zur Tür, schaut reglos aus dem Fenster. Draußen grauer Novemberbrei. Ihre Arme hängen schlapp herunter, wenn man sie anspricht, reagiert sie nicht, Kopfhörer stecken in ihren Ohrmuscheln. Sie hat noch nichts gesagt, aber ihre Düsterei wirkt niederdrückend, als entweiche allen Gegenständen in ihrer Nähe die Farbe. Wann genau es angefangen hat, weiß sie nicht mehr. Vor zwei, drei Jahren dachte sie zum ersten Mal daran, sich umzubringen, malte sich aus, wie sie sich tötet. Erzählt hat sie es niemandem, bis sie solche Kopfschmerzen bekam, dass ihre Eltern sie zum Arzt brachten. Die Ärzte glaubten an einen Hirntumor, aber sie konnten nichts finden. Als alle körperlichen Ursachen ausgeschlossen waren, blieb nur noch die Seele. Lena ging das erste Mal zum Psychologen. Mit 15.

Die Gespräche halfen ihr, aber sie dachte weiter darüber nach, wie sie sich das Leben nehmen könnte. Und sie kotzte nach jedem Essen, um schlank zu bleiben. An einem Mittwoch im Oktober vor einem Jahr sah ihr Vater den Fettfilm in der Toilette, der zurückbleibt, nachdem man sich übergeben hat. »Lena, willst du tot sein?«, fragte er seine Tochter. »Ja«, antwortete Lena. Ihre Therapeutin hatte ihr geraten, sie solle einen Stein auf den Tisch legen, wenn es nicht mehr gehe. Der Stein als Sinnbild für das In-sich-verschlossen-Sein. Lena hätte das nie getan, also legte ihr Vater den Stein für sie auf den Tisch und brachte sie in die Jugendpsychiatrie nach Eberswalde, Brandenburg. An jenem Mittwoch um 18.15 Uhr kommt Lena auf die Akutstation J2 des Martin Gropius Krankenhauses. Sie hat sich die Uhrzeit gemerkt, als Markierung einer neuen Zeitrechnung, der Eintritt in die Jugendpsychiatrie.

Von außen betrachtet, erscheint bei Lena alles gut: Sie geht auf ein Gymnasium, ist hübsch, ihre Eltern arbeiten als Beamte im gehobenen Dienst. Sie haben sie nicht

vernachlässigt oder geschlagen, sie kümmern sich um sie. »In die Klapper wollte ich nie«, sagt Lena. Und nun hockt sie im November 2014 in der Jugendpsychiatrie auf ihrem Bett, roter PVC-Boden, die gelben Wände sind kahl, sie kann keine Bilder aufhängen, alles, was spitz ist, ist verboten – Nägel, Stecknadeln, Reißzwecken. Sie trägt die dunklen Haare hochgesteckt, enge Hosen, ihre langen Fingernägel sind orange lackiert. Ein Teenager in der Pubertät. Auf Fragen antwortet sie höflich, doch ihr Blick bleibt abwesend, als laufe in ihren Gedanken ein ganz anderes Programm.

In Wirklichkeit heißt sie nicht Lena, keiner der Jugendlichen in dieser Geschichte trägt seinen richtigen Namen. Die Scham ist zu groß. Eine psychische Krankheit wirkt wie eine Handgranate im Lebenslauf. Verständnis und Mitleid sind begrenzt, die Betroffenen gelten als »Verrückte« oder gar als potenziell gefährlich. Es gibt nicht viele Krankheiten, die von der Umgebung ähnlich stark bewertet werden. Die Fragen reichen bis in die Intimsphäre: Was stimmt nicht mit der Familie? Und Lena fragt sich nun jeden Tag: »Was stimmt nur nicht mit mir?«

Später an diesem Tag im November sitzt sie in der Küche der Station, kreative Therapie. Zehn Jugendliche sind auf der J2, sie müssen auch beschäftigt werden. Lena würde sonst vermutlich ihr Bett nicht verlassen. Sie bastelt eine Katze aus einer Socke. Vanessa hockt neben ihr, hält ihre Lider gesenkt, sie sieht aus, als fange sie gleich an zu weinen. »Bist heute nicht gut drauf, wa!?«, sagt die Pflegerin zu ihr. Vanessa antwortet nicht. Es ist nicht ganz klar, was mit ihr los ist. Sie sagt etwas vage: Drogen. Ihr Vater und ihre Stiefmutter besuchen sie fast nie, sie sind rechtsextreme Aktivisten, eine Tochter in der Psychiatrie passt nicht in ihr Weltbild. Auf der anderen Seite des Tisches bemüht sich Auma aus Kenia, ihrer Katze einen Schwanz anzunähen. Sie wurde von der islamistischen Al-Shabaab-Miliz gefoltert und ist nach Deutschland geflohen. Dann ist da noch Jan, den Lena mag, ein schmaler Junge, der von Pflegefamilie zu Pflegefamilie zieht und schon mehrmals versucht hat, sich umzubringen. Die Jugendlichen sprechen am Tisch kaum miteinander. Die gesammelte Traurigkeit legt sich wie ein Schatten auf die Brust, nimmt den Atem. Wenn man Lena und die anderen fragt, wie es ihnen geht, antworten trotzdem alle: »Gut!«

Bald wird auch Nico an diesem Tisch basteln. Er ist erst zwölf Jahre alt und schon aus drei Schulen und aus vier Jugendeinrichtungen geflogen. Gerade wurde die letzte »Maßnahme«, wie das im Jugendamtsdeutsch heißt, Wandern mit zwei Betreuern in Finnland, abgebrochen. Nun ist Nico in Begleitung der Polizei auf dem Weg in die Klinik. Keiner hat ihn bisher gesehen, aber sein Ruf ist bereits alarmierend.

Letzte Station Jugendpsychiatrie: Flucht, Krieg, Vernachlässigung, Armut, Mobbing, Gewalt, Trennung, Stress, Schulverweigerung, Drogen, politischer und religiöser Extremismus – alle gesellschaftlichen Probleme unserer Zeit, konzentriert auf einer Station. Eine Insel der Gestrandeten, die außerhalb der Klinik nicht mehr funktionieren. Vielleicht heißt die Lieblingsdiagnose in der Jugendpsychiatrie deshalb auch: Anpassungsstörung.

Neun Uhr, ein Montagmorgen, Frühkonferenz der Ärzte und Pfleger. Etwa dreißig Menschen sind im Raum, Chefarzt Hubertus Adam fragt: »Wie war das Wochenende?« Die Oberärztin der J2, Katrin Gräfe, antwortet: »Nico ist aus Finnland eingeflogen worden. Er hat keinen richterlichen Beschluss.« Das heißt, er muss nicht im Krankenhaus bleiben, wenn er nicht mag. Die Leiterin der Tagesklinik sagt, ein Mädchen sitze bei ihnen und weine, es habe einen Abschiedsbrief geschrieben. »Ihre Suizidalität liegt bei 10.« Das ist der höchste Wert. Aber das Mädchen will nicht in der Klinik bleiben. Was macht man nun mit ihm? Entlassen oder dabehalten? Es geht auch um Personal und um Geld. Jeder Tag in der Psychiatrie kostet etwa 300 Euro, egal, welche Diagnose ein Patient hat. Das Pragmatische existiert neben dem Ungeheuerlichen, dass Teenager nicht mehr leben wollen und schon Vierjährige auf der Station sind, weil sie anderen mit Lego die Köpfe einhauen.

Wenn man den Statistiken glauben kann, sind 20 Prozent der Kinder und Jugendlichen in Deutschland psychisch auffällig, 12 bis 15 Prozent davon sind behandlungsbedürftig, aber nur 8 Prozent in Behandlung. Suizid ist nach Verkehrsunfällen die häufigste Todesursache unter Jugendlichen. Warum werden Kinder psychisch krank? Und sagt das etwas aus über unsere Gesellschaft?

Nach der Morgenbesprechung läuft Chefarzt Hubertus Adam hinüber in sein kleines Büro im zweiten Stock der Kinderstation. Auf dem Tisch stehen Buntstifte und Bauklötze. Adam ist 56, ein großer Mann mit kurzen blonden Haaren. Seit acht Jahren

ist er Chefarzt in Eberswalde, vorher war er in Hamburg. Er ist Chef von etwa 100 Mitarbeitern, die im Schichtbetrieb arbeiten. Vierzig vollstationäre Plätze gibt es in Eberswalde.

Adam weiß, die Kinder- und Jugendpsychiatrie ist für die meisten ein Ort, den sie nie betreten wollen. Im Nationalsozialismus wurden auffällige Kinder umgebracht. »Die Jugendfürsorge hat sich ebenso wie die Kinderpsychiatrie missbrauchen lassen.« Bis heute gibt es immer wieder Skandale. Adam selbst saß in der Untersuchungskommission zur Aufarbeitung der Vorfälle in den Heimen der Haasenburg GmbH, die 2013 bekannt wurde wegen Misshandlungen von Kindern und Jugendlichen. Adam will die Wirklichkeit zeigen, den Alltag der Jugendpsychiatrie. »Es ist Unsinn, dass alle Patienten bei uns mit Psychopharmaka behandelt werden. Nur ein Drittel bekommt Medikamente. Und wir nehmen niemandem die Kinder weg oder psychiatrisieren sie.« Deshalb hat er zugestimmt, dass das ZEITmagazin zwei Jugendliche ein Jahr lang begleitet: Lena und Nico.

Adam sieht einzelne Patienten einmal die Woche zum Gespräch. Wenn sie zu ihm kommen, weiß er noch nichts über sie. Er versucht, unvoreingenommen zu sein. »Natürlich gibt es biologische und genetische Aspekte, warum ein Kind krank wird«, sagt Adam. Es existieren »Suizidfamilien«, in denen sich über Generationen mehrere Menschen umgebracht haben. Da fragt sich Adam: Ist das nun vererbt oder eine Familiendynamik, in der man nicht überleben kann? Meist ist es eine Mischung aus biologischen und sozialen Ursachen. »Ich habe hier noch nie ein Kind gesehen, in dessen Familie es nicht auch Probleme gab.« Vielleicht kann man aber auch in jeder Familie einen Abgrund finden, wenn man nur lange genug danach sucht. Nicht alle Jugendlichen, die in der Jugendpsychiatrie landen, sind psychisch gestört, manche haben nur eine vorübergehende Krise. »Die Kinder sind in den letzten zwanzig Jahren nicht kränker geworden«, sagt Adam, »aber wenn sie krank sind, dann richtig.«

Lena isst Germknödel zu Mittag, dann verschwindet sie auf der Toilette. Nun hat sie Kopfschmerzen und hockt auf ihrem Bett. Lena geht in der Klinik auch zur Schule, ein paar Stunden am Vormittag. Dort gibt es keine Klingel, keine Zensuren, keiner fragt, wie viel sie geschafft hat. Lena sagt: »Ich fühle mich hier beschützt vor allem.«

Drinne, wie sie die Jugendpsychiatrie nennt, denke sie nicht so oft an Selbstmord.

Draußen, sagt sie, erdrückten die Eltern sie mit ihrer Liebe.

Jedes Wochenende fährt Lena nach Hause. Der Sonnabend fängt gut an, aber am Sonntag sehnt sie sich zurück in die Klinik. Sie kann dann nicht aufhören, daran zu denken, wie sie sich etwas antut, sitzt fest im Gedankensumpf, fügt sich selbst Schmerz zu. Wenn Lena vom Ritzen erzählt, verändert sich ihre Körpersprache. Sie richtet sich auf, ihre Stimme wird weich, klingt verzückt: »Das ist ein unglaublich schönes Gefühl, dieses warme Blut auf deiner Haut. Früher tat es weh, aber für einen Moment nimmt es dir so viel Last.«

Lena weiß nicht mehr genau, wie es anfing. Ihre Mutter war vor ein paar Jahren depressiv und verschwand zu einer Kur. Ihrer Tochter sagte sie nichts. Lena gab sich die Schuld am Verschwinden der Mutter. »Meine Eltern versuchen, ein liebevolles Familienleben zu führen, und ich mache alles kaputt.« Lena – das böse Mädchen, das Geld klaut, patzige Antworten gibt und lügt. Lena nennt sich selbst ein Problemkind. »Ich hasse mich«, sagt sie. »Ich will nicht so aussehen, wie ich aussehe.« Dabei betrachtet sie ihre Beine mit Abscheu. »Ich will abnehmen, wenn man sich übergibt, geht es am schnellsten.«

Draußen besucht sie ein Gymnasium. Sie hat Angst, nicht zu genügen. Sie glaubt, die Noten entscheiden über ihr gesamtes weiteres Leben, ob sie einmal Geld verdienen oder Hartz IV beziehen wird. »Ich will nicht Toiletten putzen. Ich will nicht versagen, sondern das Beste.« Das ist: Chemie zu studieren. Sie will alles unter Kontrolle halten: ihr Gewicht, ihr Aussehen, ihre Zukunft, was andere von ihr denken. Es ist zu viel.

In der Klinik gibt es kein WLAN, keine Lehrer, keine Eltern, keine Freunde. Niemand fordert etwas. Deshalb ist Lena froh, hier zu sein. Sie hält sich an die Regeln, wie die meisten und anders als der Neuankömmling Nico, der schon am ersten Tag die Grenzen austesten wird. Deshalb sagt sie nach fünf Wochen auf der J2, dass sie gern bleiben würde. »Hier werde ich richtig auf das Leben vorbereitet. Dann gehe ich raus und bin ein superstarker Mensch.« Für Lena ist die Jugendpsychiatrie ein Pausenraum der modernen Leistungsgesellschaft.

KATHRIN DREVES-KAUP, BEHANDELNDE ÄRZTIN VON LENA:

»Fünf bis sechs Patienten habe ich. Die Regel ist, zwei Psychotherapiestunden in der Woche, mehr als eine schaffe ich aber zurzeit oft nicht. Ich bin nur 30 Stunden in der Klinik, muss sehr ausführliche Krankenberichte schreiben, habe Nachtdienste und bin öfter die einzige Ärztin auf der Station. Auf der J2 ist die häufigste Erstdiagnose F 92.8, eine kombinierte Störung des Sozialverhaltens und der Emotionen. Lena hat eine depressive Episode mit einer Essstörung. Sie ist nicht tief depressiv, hat aber permanent psychosomatische Kopfschmerzen und seit Langem diese Stimmungsinstabilität. In der Beziehung zu mir ist Lena sehr angepasst, reflektiert, achtet genau darauf, wie ich auf sie reagiere, und verhält sich dementsprechend. Sie versucht, es einem recht zu machen. Lenas Eltern fragen mich: ›Woran liegt es denn? Alles ist doch gut!‹ Da ist eine hohe Abwehr zu spüren. Aber je mehr wir uns an den Symptomen abarbeiten, desto weniger reden wir über die wirklichen Probleme. Lenas Eltern sind bemüht, gute Eltern zu sein. Keine Familie ist davor gefeit, dass ein Kind seelische Probleme entwickelt.«

An einem Mittwochnachmittag im November steht Nico im Flur der J2. Der Junge, der in Finnland zwei Betreuer in die Flucht geschlagen hat, ist schmal und hat blonde Löckchen. Er schweigt. Er ist schlecht gelaunt. Er will raus. Gleich beginnt die Ergotherapie. Dreimal in der Woche geht die J2-Gruppe dorthin. Nico hält die Arme vor seiner Brust verschränkt. Die Therapeutin fragt ihn: »Was machst du draußen gern?« Nico: »Zocken.« Lena bastelt einen Traumfänger. Nico brennt schließlich die Umrisse von Bart Simpson auf ein Holzstück. In der Abschlussrunde soll jeder sagen, wie es war: Lena hat nun schon den zweiten Traumfänger gebastelt. Der erste war ihr nicht gut genug. Mit dem zweiten ist sie wieder nicht zufrieden, sie ist fast nie zufrieden mit sich. Selbst die Ergotherapie ist für sie ein Leistungstest. Nico findet alles nur sehr, sehr anstrengend.

Ein paar Tage später. Die Station J2 ist geschlossen, Taschen werden kontrolliert. Ein Mädchen hat eine Klinge eingeschmuggelt und sich damit so sehr geritzt, dass die Wunde genäht werden musste.

Im Schwesternzimmer sitzen die Pfleger zusammen, durch ein Fenster haben sie einen guten Blick auf den Flur, ein zweites Fenster geht zum Überwachungszimmer.

Schichtwechsel. Eine Schwester erzählt, was geschehen ist: Die Wunde des Mädchens ist 10 bis 15 Zentimeter lang. Es hat Tavor, ein Psychopharmakon, bekommen, das soll die Angst nehmen und beruhigend wirken, und das Mädchen wird nun eins zu eins betreut, wie das hier heißt. Eine blonde Schwester schiebt ihren Stuhl an die Scheibe, dahinter liegt das Mädchen auf seinem Bett, um seinen rechten Arm trägt es einen Verband. Es ist 16.

Die Schwester berichtet, das Mädchen habe die Klinge in seinem Plüschtier versteckt, seine Suizidalität liege bei 8. »Ich weiß nicht, ob sie wegrennt. Die Tür bleibt erst mal zu, und wir begleiten sie überallhin. Wenn sie will, bringt sie sich um, aber nicht hier!« Der Ton unter den Pflegern ist rau, die Worte sind dazu da, Distanz zu schaffen. Anders ist es wahrscheinlich nicht auszuhalten.

Die Schwester geht zu den anderen Patienten über: Auma, das Flüchtlingsmädchen: »Sie schläft, sie isst.« Vanessa habe einen guten Tag gehabt, der Vater habe endlich einen Termin fest zugesagt. Lena habe beim Frühstück gelacht, sich geschminkt und einen Zopf geflochten. Anzeichen des Lebensmutes.

Die blonde Schwester, die am Beobachtungsfenster sitzt, fragt in die Runde: »Sie drückt das Plüschtier so fest, ist da alles raus?« Sie verlässt den Raum, als sie wiederkehrt, hält sie zwei Sicherheitsnadeln in der Hand. Das Mädchen hatte sie in seinem Verband versteckt.

Jetzt geht es um Nico. Eigentlich geht es immer um Nico, seit er auf der Station ist. Er dominiert die Gespräche. Beim Ausgang hat er sich von der Gruppe abgesetzt, ein Feuerzeug musste ihm abgenommen werden. Aus Frust ist er gegen die Türen auf der Station gesprungen. Am Abend hat er vermutlich auch gegen parkende Autos getreten. Evi, die Oberschwester, die schon seit fast 40 Jahren in der Klinik arbeitet, sagt: »Er denkt, er kann sich alles erlauben. Wir können das nicht einfach dulden!« Es gibt ein Punktesystem in der Jugendpsychiatrie, an dem man das Verhalten der Patienten ablesen kann. Wer sieben Minuspunkte gesammelt hat, wird beim Ausgang zurückgestuft. Es ist Anfang der Woche, und Nico hat bereits fünf Minuspunkte. Die Pfleger denken über eine Ausgangssperre nach, die Nico vielleicht als Machtgebärde wertet und worüber er vielleicht noch mehr ausrastet. »Was machen wir mit ihm?«,

fragt eine Schwester. Das ist die Frage, die Nico verfolgt, wo immer er auftaucht. Draußen gibt es für ihn keinen Platz und drinnen auch nicht.

Am nächsten Tag ist Nico verschwunden. Schwester Evi musste die Polizei holen, eine Vermisstenanzeige aufgeben. Deshalb mag sie auch nicht ihren Nachnamen in der Zeitung lesen, weil sie ein wenig Angst hat vor der Rache der Patienten, die sich vielleicht schlecht behandelt fühlen. Gegen 14 Uhr steht Nico wieder auf dem Flur. Die Polizei hat ihn in die Klinik zurückgebracht. Er ist völlig aufgelöst, sein Gesicht ist gerötet. »Die können mich nicht länger als 24 Stunden einsperren. Das ist Freiheitsberaubung«, schleudert er dem Pfleger entgegen. Der Pfleger antwortet: »Geh in dein Zimmer!« Man merkt seiner Stimme an, dass er sich nach Hause wünscht. Nico hat Tränen in den Augen aus Wut und aus Ohnmacht. Beide tun einem leid.

Am Morgen darauf sitzt Nico zum Vorstellungsgespräch bei Chefarzt Hubertus Adam auf dem Sofa. Nico hat seine Hände unter die Oberschenkel geschoben, er schaut zu Boden.

Adam: Weißt du eigentlich, warum du hier bist?

Nico: Finnland wurde abgebrochen. Davor bin ich aus dem Heim rausgeflogen, dann war ich auf einmal hier. Für mich ist das eine Bestrafung.

Adam: Das ist ja blöd. Weißt du, was die Kinderpsychiatrie erreichen soll?

Nico: Ja, ich war schon mal zwei Monate in Frankfurt in der Klinik. Ich denke, ich sitze in der Geschlossenen.

Adam: Der Grund ist aber, dass wir dir helfen wollen. Auch wenn es hier Regeln gibt, die du einhalten musst.

Nico: Ich kann das halt nicht so gut.

Adam: Dann beginnt der Teufelskreis: Es gibt eine Strafe, und du bist sauer, dann kommt die nächste Strafe, und du bist noch saurer.

Nico: Hm.

Adam: Wie war das in der Schule?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nico: Die fünfte Klasse habe ich noch geschafft, dann kam die Sechs. Dann sind alle auf andere Schulen gegangen, das hat mich angekotzt, und ich bin nicht mehr hingegangen. Dann habe ich mit den Älteren rumgehungen ... rauchen, trinken, die machen Blödsinn. Ich mache auch Blödsinn.

Adam: Was hat deine Mutter dazu gesagt?

Nico: Ich habe ihr immer erzählt, ich hätte den Bus verpasst. Dann kam wieder das Jugendamt, die wollen mich und meine Mutter nerven. Ich sollte abends spätestens 22 Uhr zu Hause sein.

Adam: Hat das geklappt?

Nico: Nee, Mann. Meine Mutter hat mich abends mit dem Auto gesucht. Voll peinlich! Ich will jetzt am liebsten nach Hause. Scheiße, die haben mich hier auf dem Kieker. Das sind Arschlöcher.

Adam: Was ist so schlimm hier?

Nico: Die ganzen Regeln, Handy erst ab 15.30 Uhr, ab 20 Uhr im Zimmer sein. Zu Hause habe ich keine Regeln. Eigentlich.

Adam: Was ist mit deinem leiblichen Vater?

Nico: Der hat Selbstmord gemacht, der Wichser. Da war ich vier. Ich will nicht drüber reden.

Adam: Wer sagt, dass er ein Wichser war?

Nico: Wenn einer nur säuft, Drogen nimmt, seine Frau schlägt und einen Sohn hat und sich nicht für ihn interessiert ...

Adam: Was weißt du über seinen Selbstmord?

Nico: Na ja. (schweigt)

Adam: Weißt du gar nichts darüber?

Nico: Meine Mutter hat es mir erzählt. Ich musste immer nachfragen.

Adam: Du bist noch ganz schön wütend auf deinen Vater.

Nico: Ja, ich will seinen Namen nicht hören.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Adam: Wie heißt du mit Nachnamen? Wie er?

Nico: Ja!

Die beiden schweigen einen Augenblick. Nico liegt inzwischen fast auf dem Sofa des Chefarztes. Er sinkt immer mehr in sich zusammen.

Adam: Wie soll es weitergehen?

Nico: Ich will nach Hause!

Adam: Wenn du zu Hause bist, bist du wieder wütend. Das wird nicht klappen.

Nico: Doch!

Adam: Ich mach dir einen Vorschlag, du darfst hierbleiben. Wir schauen, ob wir es hinkriegen, dass du nicht mehr so wütend bist. Ich glaube, du bist ein toller Junge.

Nico: Ja, schön. Egal.

Adam: Denkst du drüber nach?

Nico: Nö. Ich bin auf der Station eingesperrt. Sagen Sie mir, wie komme ich da raus?

Nico vergräbt seinen Kopf in den Händen. Das Gespräch ist beendet. Die Jugendpsychiatrie ist nicht der richtige Ort für Nico, das wissen alle Beteiligten. Im klinischen Sinne ist er nicht krank, er ist nur aus allen anderen Einrichtungen schon hinausgeflogen. Und seine Mutter ist mit ihm überfordert. Auch das ist die Akutstation der Jugendpsychiatrie – eine Notunterkunft für Jungen und Mädchen, die nicht funktionieren, die nirgendwo hineinpassen, die Obdach brauchen. Eine der häufigsten Fragen, die Ärzte und Pfleger stellen, ist: »Wo sollen sie sonst hin?«

Nico läuft zurück auf die J2. Er sagt nicht viel. Eigentlich gehört er noch auf die Kinderstation, aber die Ärzte haben Angst, dass er dort die Kleinen tyrannisiert. Seine Akte trifft stets vor ihm ein. Nun hat er ein Einzelzimmer neben den Pflegern. Er setzt sich auf den Stuhl neben dem Bett, wirkt fast schüchtern. Regeln empfindet er als eine Art persönlichen Angriff auf seine Freiheit. So häuft er weiter »Minuspunkte« für schlechtes Verhalten an: Er raucht, vergisst den Tischdienst und ärgert seine Mitpatienten.

Nico beobachtet die anderen sehr genau. Den Namen von Vanessas Stiefmutter hat er gegoogelt und gesehen, dass sie NPD-Mitglied ist. Mit Auma, dem Flüchtlingsmädchen aus Kenia, hat er sich unterhalten, sie erzählte ihm von ihrer Heimat. »Vielleicht hat sie Ebola?«, meint Nico. Er ist erst seit zwei Wochen in Eberswalde. Aber es ist klar, dass er auch hier nicht lange bleiben wird. Die letzte Station vor seiner Finnlandreise war eine Unterbringung in einer Pflegefamilie. Acht Wochen lang hat er es dort ausgehalten. Danach notierte das Jugendamt: »Auch diese Hilfe musste beendet werden, da Nico am Wohnort mehrere Waldbrände verursachte, Tiere quälte und seine Betreuungspersonen in einem Keller einschloss und drohte, das Haus anzuzünden.«

Als er nach Hause zurückkehrte, ging er nicht in die Schule, blieb im Bett, während seine Mutter und der Stiefvater arbeiteten. Er spielte mit der Playstation Call of Duty und trank Red Bull. Abends traf er sich mit Kumpels. Es folgten Anzeigen: Einbrüche, Körperverletzung, Drogen. Nico ist außer Kontrolle. Er produziert fortwährend Hauptsätze mit Ausrufezeichen am Ende, sie verdecken die Nebensätze, die komplizierter sind.

Seit vier Jahren ist das Jugendamt in Nicos Leben. Die Reise nach Finnland mit zwei Betreuern sollte zwei Monate dauern und dem »Aufbau von Sozialkontakten« dienen. Nach vier Wochen eskalierte ein Streit, Nico warf einem der Betreuer einen Stein an den Kopf. »Ich fliege immer überall raus«, sagt Nico. »Aber von zu Hause bin ich noch nie abgehauen«, fügt er leise hinzu. Es ist einer der Augenblicke, in denen man denkt, Nico ist noch erreichbar, wenn man nur genug Zeit und Kraft investiert. Oder ist das ein Trugschluss?

Die Behörde gab nach Finnland auf: »Das Jugendamt sah zu diesem Zeitpunkt keine Möglichkeiten mehr, Nico auf freiwilliger Basis (Antrag der Kindesmutter) mit pädagogischen Mitteln zu erreichen. Es sollte eine klinische Diagnostik erfolgen.«

Nun telefoniert Nico jeden Tag mit seiner Mutter, er sagt, sie weigere sich, ihn abzuholen. Er hat ihr an den Kopf geknallt, sie lasse ihn im Stich. Da hat sie aufgelegt.

Seitdem er in der Klinik ist, hatte er vier bis fünf Gespräche. Seine Psychologin hat die Station gewechselt. Nun ist er bei einem Therapeuten, der aus Spanien stammt.

Er spricht gut Deutsch, aber Nicos Fall ist komplex. Jeder Zwischenton hat eine Bedeutung. Auch die Ärzte und Pfleger haben ihre Geschichte, Familie, Kinder, Alltag. Sie bemühen sich, aber niemand kann 24 Stunden lang für die Patienten da sein, was man bei manchen vermutlich müsste. Selbst beim Jugendamt kümmerten sich über die Jahre viele verschiedene Sachbearbeiter um Nico. Jeder Wechsel ist für ihn ein weiterer Beweis, dass sich doch niemand wirklich für ihn interessiert. Er hat Beziehungen und Nähe immer nur als zerstörerisch erlebt. Als etwas, das nie lange währt. Also verschwindet er, sobald es zu eng, zu nah oder zu lange zu werden droht. Wer Beziehungen gar nicht erst eingeht, kann auch nicht enttäuscht werden. Nico würde jetzt gern rauchen, aber das ist verboten. Wenn man ihn fragt, wovor er sich fürchtet, antwortet er: Al-Kaida, IS, die Taliban. Abstrakte Kämpfe, weit entfernt von seinem Alltag. Anschließend fragt er, was eigentlich der Unterschied sei zwischen dem IS und den Taliban. Im nächsten Augenblick meint er, sein Traumjob sei Auftragskiller, für jeden Mord 2000 Euro. Nico grinst. Er provoziert, er schlägt um sich, weil er die Stille in seinem Inneren nicht aushält. Einmal, 2013, fragt er seine Mutter mal wieder nach seinem Vater. Zuvor hatte sie stets geantwortet, er sei krank. Lange dachte Nico deshalb, sein Vater lebe noch, wolle ihn aber nicht sehen. »Ich wusste, da stimmt was nicht.« Dann sagte er seiner Mutter: »Jetzt kannst du es mir erzählen. Jetzt bin ich erwachsen.« Mit elf.

KATRIN GRÄFE, OBERÄRZTIN J2:

»Ich arbeite seit zwanzig Jahren in dieser Klinik. Die Kinder und Jugendlichen haben immer früher immer komplexere Störungen – Anpassungsschwierigkeiten, Selbstverletzungen, Trennungsängste. Gefühlt hat ADHS zugenommen. Das ist aber auch eine Trenddiagnose, da kann etwas anderes dahinterstecken – zu wenig Struktur oder dass keine Grenzen gesetzt werden. Das Ritzen gehört mittlerweile zum Klinikalltag. Die Unsicherheit der Eltern ist groß: Wie erziehe ich richtig? Heute gibt es eine unüberschaubare Menge an Erziehungsratgebern, und die Eltern verlassen sich nicht mehr auf ihren Instinkt. Sie bieten oft keinen Halt. Dass Kinder zu uns kommen, bei denen die Eltern noch zusammen sind, ist eher selten. Und es gibt zwei Gruppen von Eltern: diejenigen, die auf keinen Fall möchten, dass ihre Kinder ein Medikament bekommen, und diejenigen, die das auf jeden Fall möchten. Immer häufiger sagen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Eltern zu mir: ›Mein Kind braucht ein Medikament!‹ Dann sagen wir: ›Das sind keine Zuckerperlen.‹ Dahinter steckt der Wunsch, dass die Kinder möglichst schnell wieder funktionieren. Aber die Jugendlichen gehen unter in einer Flut von Reizen, den Medien, den Sozialen Netzwerken und der Beziehungsarmut auf der anderen Seite. Dazu kommen schulischer Druck und Abstiegsängste. Heute hat jede Klasse eine WhatsApp-Gruppe. Wenn ein Kind abschaltet, ist es nicht mehr auf dem Laufenden. Wir in der Jugendpsychiatrie sind eine kleine Miniwelt. Wir sehen hier drinnen die Probleme, die die Gesellschaft draußen hat. Abends habe ich oft keine Worte mehr, weil ich den ganzen Tag geredet und zugehört habe. Früher wollte ich die Welt retten, jetzt bin ich bescheidener geworden. Für viele Jugendliche erreiche ich eine Verbesserung, aber ich werde nicht deren komplette Familien verändern können. Einmal kam ein 18-jähriges Mädchen zu mir, das ich behandelt hatte, als es 13 war. Es bedankte sich: ›Sie haben mir das Leben gerettet, sonst hätte ich mich damals umgebracht.‹ «

An einem Nachmittag im vergangenen Dezember treffen sich Ärzte, Pfleger und Psychologen in der Küche der J2 zu einer Fallbesprechung. Nico ist seit drei Wochen auf der Station. Die Psychologin, die Nico zu Beginn behandelte, referiert seine Geschichte: »Nico hat aggressive Impulsdurchbrüche. Seit der Einschulung ist er schwierig geworden. Er hatte Schulbegleiter, es gab Prügeleien mit Lehrkräften. Die Mutter konnte nicht mehr arbeiten und bat das Jugendamt um Hilfe. Sämtliche Maßnahmen scheiterten. Die Mutter ist aber gegen eine geschlossene Einrichtung. Nicos Vater war Alkoholiker, er hat die Mutter gewürgt. Die beiden haben sich getrennt. Der Vater hat sich 2006 erhängt.« Danach herrscht Stille in der Küche. Der Chefarzt Hubertus Adam fragt: »Wie ist er auf Station?«

Pfleger: »Am Anfang dachte ich, das ist ein kleiner niedlicher Junge mit Locken. Dann wurde es immer schlimmer. Er ist von der Schule abgehauen. Grenzen akzeptiert er nicht, er droht mit Anzeigen. Einmal hat er von Station aus die Polizei angerufen und gesagt, er wird hier festgehalten.«

Hubertus Adam: »Ich fand den schon auch klasse. Ein blonder Engel.« Die Schwester neben ihm verdreht die Augen. »Für mich ist er kein Engel, eher ein Wolf im Schafspelz. Wir arbeiten hier Tag und Nacht für seine fünf Minuten – stellen Sie

sich vor, wenn er nachts mit dem Feuerzeug etwas anzünden würde oder wenn es mein Auto wäre, das er zerstört«, sagt sie. Hubertus Adam will die Runde beenden: »Wir können ihn nicht wegschicken, weil wir ihn nicht leiden können. Man muss schauen, wie man an seine kindlichen Seiten herankommt. Im Moment ist er nicht zu halten. Ich würde ihn bald entlassen, mit der Möglichkeit wiederzukehren.« Am anderen Ende des Tisches sitzt die Oberärztin Katrin Gräfe, sie hält den Kontakt zum Jugendamt und zur Mutter: »Keine Schule wird ihn draußen nehmen!«

Die Frage bleibt: Wohin mit Nico?

Auf der anderen Seite des Flurs liegt Lena auf dem Bett und spielt mit ihrem Nintendo. Ab halb vier nachmittags verwachsen die Jugendlichen auf der J2 mit ihren Handys. Nintendos und Mobiltelefone sind für ein paar Stunden am Nachmittag erlaubt. Die Pfleger befürchten, sonst würden ihnen die Jugendlichen weglaufen. Lena ist nun seit sieben Wochen in der Klinik. Manchmal wirkt sie, als sollte man sie besser nicht ansprechen, abweisend und zurückgezogen. Im nächsten Moment reagiert sie freundlich und spricht so reflektiert über sich, als habe sie ein Psychologie-Seminar belegt. An diesem Morgen ist sie mies gelaunt. Jan wurde entlassen. Lena und Jan haben sich verliebt. Eigentlich ist das verboten. Auf der Station gibt es Hinweisschilder mit den Regeln: Keine Umarmungen, keine Küsse. Jan hat Lena erst am vergangenen Tag seine Liebe gestanden. Nun besucht er eine Tagesklinik. Die beiden haben sich versprochen, auf WhatsApp Kontakt zu halten. Lenas Kopfschmerzen sind nach wie vor stechend, und sie übergibt sich noch immer nach dem Essen. Sie sagt, sie sei auf der Station aber fröhlicher. Sie werde ernst genommen, im Gegensatz zu Nico stört es sie überhaupt nicht, dass die Eingangstür abgeschlossen ist. Wenn es nach ihr ginge, könnte der Ausgang ganz gestrichen werden.

In den vergangenen Wochen hat Lena vier Kilo abgenommen. Sie isst nicht viel und hat sich Bilder von magersüchtigen Mädchen auf Tumblr angeschaut. »Ich finde es wichtig, dass man meine Wirbelsäule, die Hüftknochen und meine Rippen sieht. Und dass zwischen meine Oberschenkel ein Ziegelstein passt.« Ihre Stimme hat jetzt einen ähnlichen Klang wie beim Reden über das Ritzen. Lena weiß an jedem Tag genau, wie viel sie wiegt, ihr Gewicht bestimmt, wie es ihr geht. Nach außen behält sie

die Kontrolle, funktioniert, das Kotzen und das Ritzen sind die sichtbaren Zeichen der Krankheit, die Risse in der Fassade.

Jetzt bricht es aus Lena heraus: »Ich habe keinen Bock.« Keinen Bock auf die Familie. Es ist ein Moment, in dem sie ihre Aggression zeigt, die Deckung verlässt. Lena reagiert genervt, wenn ihre Eltern sie fragen: »Wie geht's dir?« Wenn sie antwortet: »Gut!«, folgt sogleich die Nachfrage: »Wirklich? Geht's dir wirklich besser?« Die Sorge nimmt Lena die Luft, aber zugleich sehnt sie sich nach ihr. Im Gegensatz zu anderen Jugendlichen auf der J2 wirkt Lenas Familie perfekt. So, dass selbst die Ergotherapeutin der Klinik meint, Lenas Leid komme ihr manchmal ein wenig aufgesetzt vor, als ob sie ihre Umgebung auffordern wolle: Kommt, kümmert euch um mich! Lena sagt, ihre Mutter gebe ihr das Gefühl, sie leide nur, um der Mutter wehzutun. »Ich mache das nicht mit Absicht«, sagt Lena. »Ich liege nicht abends im Bett und überlege, wie ich meine Mutter fertigmachen kann.«

Vom Flur dringt Geschrei. Nico hat seine Zimmereinrichtung demoliert. Die Atmosphäre unter den Jugendlichen ist gerade nicht besonders gut. Wenn man Lena fragt, wie sie sich fühlt im Augenblick, vergleicht sie ihre Stimmung mit dem Wetter: meist sehr starker Regen und manchmal Gewitter. Wann sie aus der Klinik kommt, weiß sie nicht. Ihre Ärztin sagt, für eine Entlassung sei Lena noch zu instabil.

CHRISTINE KELLER, OBERÄRZTIN UND STELLVERTRETENDE
CHEFÄRZTIN:

»Eine psychische Störung zu heilen dauert in etwa so lange, wie es braucht, sie zu entwickeln. Diese Zeit hat keiner mehr. Für alle Diagnosen gibt es eine Nummer, aber nicht alles passt in eine Nummer. Und der Kostendruck hat zugenommen: Die Kassen fragen ständig nach, warum sind die Patienten immer noch da?

Einerseits kann man in dem jungen Alter unserer Patienten noch etwas ausrichten, andererseits ist unser Einfluss begrenzt. Wir können individuelle Mechanismen lehren, sich zu behaupten. Aber danach kehren die Kinder und Jugendlichen wieder in das gleiche Umfeld zurück. Ein Junge bei uns auf der Kinderstation ist acht Jahre alt, seine Eltern sind Alkoholiker. Er legt, wohl aus Wut, überall Feuer. Die Frage ist, kann er zu Hause gesund aufwachsen? Die Psychiatrie

kann nicht alles richten, wenn drum herum nichts stimmt. Die Eltern denken oft, wir sind eine Reparaturwerkstatt. Es geht sehr viel um Leistung. Bei einem Viertel der Patienten glaube ich, sie sind völlig normal, und man müsste als Diagnose abnormale soziale Umstände, eine blöde Schule oder hochanspruchsvolle Eltern angeben.«

Ein Morgen im vergangenen Dezember. Nico schaut mit drei anderen Frauentausch auf RTL 2. Es geht um einen Jungen in seinem Alter. Der wird von seinem Vater angeschrien, danach weint er allein im Zimmer und wird von seiner Tauschmutter in den Arm genommen. Die leibliche Mutter des Jungen brüllt im Wald Bäume an vor Wut. Es ist eine groteske Szene: Drei Jungen, denen es nicht besonders gut geht, sehen im Fernsehen einer Familie zu, der es auch nicht gut geht, und versuchen, darüber zu lachen. Wirklichkeit und TV-Realität sind nicht mehr voneinander zu unterscheiden. Warum sind die einen in der Klinik, und die anderen treten im Fernsehen auf?

Nico trägt seine Haare kürzer, und auf seinem Basecap steht obey. Gehorchen. Wenn er wüsste, was es heißt, würde er es nicht aufsetzen. Er darf jetzt nur in Begleitung zu den Therapien, damit er nicht wieder abhaut. Bei der Kunsttherapie ist er zum ersten Mal. Nico entscheidet sich für einen Bleistift, er malt seinen Künstlernamen »apex« auf ein Blatt, daneben zeichnet er eine Waffe und eine Art Hakenkreuz. Dann lehnt er sich zurück und verschränkt die Arme. Sein Bild ist eine Kampfansage. Lena hingegen hat sich vorgenommen, mit Pastellkreide eine nackte Frau zu malen. Der Akt zeige einen sehr hohen Anspruch, sagt die Kunsttherapeutin. Sie sagt auch: »Es ist ganz wichtig, die Sachen nicht zu werten, die hier entstehen.« In Wahrheit wird in der Jugendpsychiatrie andauernd bewertet. Jedes Gespräch, jede Reaktion, jede Handlung wird eingeordnet, analysiert, hinterfragt.

Am Nachmittag liegen Nico, Lena und die anderen auf Matten, der Sporttherapeutin haben sie gesagt, sie wollten entspannen. Nico setzt sich in die Hängematte, schaukelt hin und her. Lena döst. Da geht die Therapeutin zu Nico und streicht ihm über den Kopf, immer wieder, minutenlang. Angespannte Stille. Und es passiert nichts, er lässt es zu. Es ist der erste Augenblick, in dem Nico friedlich wirkt. Wie ein großes trauriges Kind. Als er auf die Station zurückkehrt, ist er wieder in Alarmbereitschaft. Die Schwester erwartet ihn schon. Er bekommt sein Handy nicht.

Erst muss er die Wand in seinem Zimmer putzen, an der in schwarzer Schrift sein Name steht. »Das war ich nicht!«, sagt Nico. »Doch, das warst du!« Es ist ihm peinlich. »Ich war es doch«, gibt er nachher leise zu. In einer Woche soll er entlassen werden.

Deshalb wartet Nicos Mutter auf dem Gang, ein schmale Frau Mitte dreißig mit rötlichen Haaren. Sie ist zur »Helferkonferenz« in die Klinik gekommen. Im Zimmer des behandelnden Psychologen treffen sich Nicos Mutter, der Sachbearbeiter vom Jugendamt und die Oberärztin Katrin Gräfe. Gemeinsam wollen sie beraten, wie es mit Nico weitergehen könnte. Vom ersten Augenblick an herrscht Spannung zwischen Nicos Mutter und dem Mann vom Jugendamt. Nicos Mutter beginnt, sie ist der Meinung, Nico solle die Psychiatrie verlassen und wieder in die Schule gehen. Aber welche Schule nimmt ihn? Der Mann vom Jugendamt sieht keine Perspektive für Nico, solange die Tür der Mutter offen steht. Manchmal spricht er auch in der dritten Person über sie, als säße sie gar nicht mit am Tisch. Eine Behörde, die mit ihren Maßnahmen am Ende ist, trifft auf eine Mutter, die ebenso wenig weiterweiß. Die Oberärztin Gräfe schaltet sich ein, aber auch sie klingt etwas ratlos. Sie sieht bei Nico ein pädagogisches Problem, das mit den Mitteln einer Klinik allein nicht zu lösen sei. »Was sollen wir hier behandeln?« Dann beugt sie sich zu Nicos Mutter: »Ihr Sohn will nach Hause!« Alle Seiten haben auf ihre Weise recht, nur Nico ist im Dreieck der Helfer irgendwie verschwunden.

Die Mutter wünscht sich, dass Nico weiter in die Tagesklinik geht, um herauszufinden, woher sein Verhalten rührt. Die Oberärztin zweifelt, dass dies eine Lösung ist. Denn Nico will nicht in der Klinik bleiben. Der Mann vom Jugendamt zählt noch einmal alle Missetaten und Verfehlungen von Nico auf. Er blickt zur Mutter: »Ich mache Ihnen den Vorwurf: Sie sagen immer, es sind die anderen.« Nicos Mutter ist gekränkt: »Ich bin also eine schlechte Mutter!? Was wollen Sie von mir, dass ich das Sorgerecht abgebe?«

Der Mann vom Jugendamt: »Ja, Sie müssen ihm signalisieren, dass er nicht bei Ihnen leben kann. Er kriegt einen Vormund vom Jugendamt und kommt in die geschlossene Psychiatrie.« Nicos Mutter sinkt auf ihrem Stuhl zusammen, leise murmelt sie, dann sei sein Leben versaut. Aus dem Mann vom Jugendamt bricht die

aufgestaute Wut: »Ich weiß nicht, was Sie noch mehr versauen könnten!« Ein Satz wie ein Fausthieb. Sie rennt aus dem Zimmer. Die Oberärztin läuft ihr hinterher. Nach einer Weile kehrt Nicos Mutter zurück, die Oberärztin versucht zu vermitteln: »Die Frage ist, wie schaffen Sie das ohne Unterstützung? Ihr Sohn braucht starke Strukturen.« Das Jugendamt will eine Empfehlung der Klinik, dass Nico in eine geschlossene Einrichtung geht. Der Oberärztin geht das zu schnell, dazu ist sie nicht bereit, sie fordert erst ein Sachverständigengutachten.

Nicos Mutter ist verzweifelt: »Nico weiß, wie er mich unter Druck setzen kann. Aber ich kann ihn nicht im Stich lassen. Einer muss ihm sagen, dass er ihn lieb hat.« Der Mann vom Jugendamt legt nach: »Nico führt Sie am Nasenring durch die Manege. Sie sind dem Jungen hilflos ausgeliefert.« Die Mutter soll entscheiden, ob sie das Sorgerecht abgibt. Sie fängt an zu weinen. »Nach dem Selbstmord meines Mannes kann Nico nicht auch noch die Mutter verlieren. Das ist mein Kind!«

Nach so einer Runde fühlt es sich an, als habe sich der Himmel verdunkelt, als müsse man sich hinlegen und mindestens eine Woche schlafen. Wenn man die Mitarbeiter in der Jugendpsychiatrie fragt, wie sie ihre Arbeit aushalten, antworten sie, sie hätten gelernt, sich nicht in jedem Fall zu verlieren. Sie beschreiben es als eine Gratwanderung zwischen Mitgefühl und professioneller Distanz. Aber wie lange ist das möglich, ohne dass man abstumpft und gar nichts mehr empfindet? Noch etwas fällt auf nach vielen Wochen auf der Station, am härtesten wird stets über die Eltern der Kinder oder Jugendlichen geurteilt. Im Prinzip können sie kaum etwas richtig machen, entweder sind sie überbesorgt, oder sie vernachlässigen ihre Töchter und Söhne. Oft genug sind sie sicher mitverantwortlich für das Leid ihrer Kinder, aber sie eignen sich auch zu schnell als Schuldige, auf die sich alle Probleme projizieren lassen.

Nicos Mutter ist nach dem Gespräch angeschlagen. Zusammen mit ihrer kleinen Tochter, Nicos Halbschwester, und ihrem neuen Freund läuft sie in die Cafeteria der Klinik. Sie will ihre Sicht erzählen. Nicos Mutter kam 1999 als Au-pair-Mädchen aus Bulgarien nach Deutschland, dann heiratete sie Nicos Vater. Als Nico drei Jahre alt war, hielt der Vater der Mutter ein Messer an den Hals, und Nico ging dazwischen: »Papa, lass Mama los!« Die Mutter sagt, Nico habe ihr das Leben gerettet. Als sie in

der Rettungsstelle trotzdem noch behauptete, die Kopfverletzung stamme von einem Stoß gegen den Schrank, sprach Nico es aus: »Mama, das war doch Papa!«

Mutter und Sohn sind eng verbunden, so eng, dass die Mutter das Gefühl hat, in der Schuld ihres Sohnes zu stehen. Fortan fällt es ihr schwer, ihrem Sohn Grenzen zu setzen. In ihren Augen kann er nicht viel falsch machen. Sie steht ihm bei, so wie er ihr beigestanden hat.

In der zweiten Klasse bekommt Nico eine neue Lehrerin, ein Machtkampf entbrennt – zwölf Lehrer gegen Nico und die Mutter. So war es oft: Mutter und Sohn gegen alle anderen. Nico wechselt die Schulen, prügelt und wird verprügelt, einmal so stark, dass er in der Notaufnahme landet. Schließlich geht er gar nicht mehr zur Schule. Dann beantragt die Mutter 2012 Hilfe beim Jugendamt. Sie weiß, wie das geht, sie arbeitet selbst als Erzieherin in der Jugendhilfe.

Die Mutter glaubt, Nico brauche eine Therapie, er habe den Tod seines Vaters nicht verarbeitet. Im Dezember 2005 trennte sie sich von ihrem Mann. Am 21. Januar 2006 sollte Nico seinen Vater das erste Mal allein besuchen. Zwei Tage vorher brachte er sich um. Dadurch verlor Nico auch seine Großeltern väterlicherseits, die Nicos Mutter die Schuld am Selbstmord ihres Sohnes gaben. Eine Angel ist das Einzige, was Nico von seinem Vater geblieben ist, sagt die Mutter. Neben ihr malt die Tochter, sie ist acht Jahre alt und spricht kein Wort, aber sie hört alles mit.

Daheim ist Nico der liebe Sohn, ruhig, zuvorkommend, hält sein Zimmer in Ordnung. Sobald er das Haus verlässt, beginnt der Krieg. Draußen ist Feindesland. »Aber ich kann nicht meine Arbeit aufgeben und ihn immer begleiten«, sagt Nicos Mutter.

Mitte Dezember 2014 wird Nico aus der Klinik entlassen und zieht wieder zu seiner Mutter.

HUBERTUS ADAM, CHEFARZT:

»Die Psychiatrie kann nicht die Gesellschaft heilen. Sie ist der Brennpunkt der Gesellschaft. Einerseits sind wir Menschenforscher, andererseits Koordinator und Schnittstelle für Angehörige und Jugendämter. Die Frage für uns ist, wie stellt sich die innere Welt des Kindes dar? Lena ist traurig, einsam und depressiv, Nico hingegen

traurig, einsam und wütend. Ihre seelischen Probleme führen dazu, dass sie sich selbst zu zerstören versucht. Er will seine Umwelt kaputt machen. Beide sind ganz unterschiedlich, aber beide sind nicht in der Lage, draußen mit sich und anderen klarzukommen.«

Lena bleibt ein paar Wochen länger als Nico auf der Station J2. Dann kommt sie in die Tagesklinik, dort darf sie über Nacht nach Hause. Am 6. Februar wird sie nach insgesamt vier Monaten in der Jugendpsychiatrie entlassen. Sie wechselt das Gymnasium. Lena geht in die 10. Klasse. Ihren Mitschülern erzählt sie, sie sei wegen eines Nierenproblems im Krankenhaus gewesen. Im Sommer erscheint sie zu einigen verabredeten Treffen nicht oder sagt in letzter Minute ab. Am Telefon bleibt sie weiter freundlich. Sie gehe nun einmal die Woche zu einem Psychotherapeuten. Sie fühle sich besser, sagt sie. »Die Jugendpsychiatrie war das Beste, was mir passieren konnte.« Darüber reden mag sie nicht.

An einem Vormittag im Juli hockt Nico wieder in einem Zimmer auf der J2. Seit drei Wochen ist er zurück. Diesmal haben ihn drei Polizisten direkt vom Gerichtssaal in Handschellen in die Klinik begleitet. Nico ist vor Kurzem 13 Jahre alt geworden. In den vergangenen sechs Monaten hat er draußen in der Kleinstadt bei seiner Mutter 29 Anzeigen angehäuft. Man kann sagen, der Fall Nico ist explodiert. Er wird in ein geschlossenes Heim eingewiesen werden, das er nicht verlassen darf. Es ist die härteste Maßnahme für diejenigen, bei denen alles andere nicht gewirkt hat. Im Augenblick ist aber nirgendwo in Deutschland ein Platz für ihn frei. Das bedeutet wieder Notunterkunft in der Jugendpsychiatrie.

Nico erscheint verändert, in seinem rechten Ohr steckt ein »Tunnel«, ein fast ein Zentimeter großes Loch. Er hat es sich selbst mithilfe von Dehnungsstäbchen gestochen. Seine blonden Locken sind abgeschnitten, aus seinen Gesichtszügen ist das Kindliche gewichen. Er blickt sein Gegenüber kaum noch an, knetet fortwährend seine Hände. Nico darf nun gar nicht mehr hinaus, nur einmal am Tag in den Garten, der von einer Mauer umschlossen ist. Wenn er in seinem Zimmer sitzt, hat er das Gefühl durchzudrehen, dann bittet er um ein Beruhigungsmittel: »Wenn ich so sauer bin, dass ich nicht pennen kann.« Auch am Wochenende bleibt er auf der Station. »Ich habe richtig viel Scheiße gebaut«, sagt er.

Bei seiner Mutter ist er wieder nicht zur Schule gegangen, hat geklaut, Drogen genommen und sie auch verkauft. Seine Mutter gab schließlich auf und stellte den Antrag, dass Nico in eine geschlossene Einrichtung kommt, was sie zuvor abgelehnt hatte. Nun hat das auch ein Gutachter empfohlen, und es gibt einen Gerichtsbeschluss für ein Jahr. »Dabei sollte darauf geachtet werden, dass die Kindesmutter möglichst wenig Einfluss auf Nico haben darf.«

Nico schweigt. »Ich dachte nicht, dass es wirklich so weit kommt«, sagt er schließlich und legt die Stirn auf den Tisch. Er spricht nun zum Fußboden. Er dachte nicht, dass seine Mutter es tatsächlich durchzieht. Nun ist es, als habe auch sie ihn verlassen. Nico ist zu weit gegangen, und er weiß es. Jetzt muss er weiter rebellieren, um wenigstens noch vor sich selbst bestehen zu können. Er blickt sich auf der Station um: »Wie ich weitermache, können die hier nicht bestimmen!« Von seiner Zukunft hat Nico eine erstaunlich bürgerliche Vorstellung. Mit 18 möchte er die 10. Klasse geschafft haben, als Koch arbeiten und eine Familie gründen. »Ich hoffe, wenn ich ein Kind bekomme, ist es nicht so eine Rotzgöre wie ich.«

Was hat das vergangene Jahr, die Zeit in der Jugendpsychiatrie bei Lena und Nico bewirkt? Im Nachhinein hätte der Chefarzt Nico vielleicht nicht als Gesprächspartner empfohlen. Selbst während seines Aufenthaltes auf der J2 im Sommer ist Nico zweimal abgehauen. Bei einem Ausgang hat er einer alten Dame die Handtasche gestohlen. Danach hat Hubertus Adam mit ihm gesprochen, aber auch für den Chefarzt war Nico nicht mehr erreichbar. Nicos Verzweiflung und Zorn sprengen jede Einrichtung. »Wir sind ein Krankenhaus, wir können ihn nicht zehn Jahre lang behandeln«, sagt Adam. »Im Prinzip gebe ich kein Kind auf, aber ich kann nicht alle retten.« Bei Lena hat der Chefarzt dagegen ein gutes Gefühl.

An einem Montag in diesem Herbst warten Lenas Eltern in einem Café in Berlin. Lena reagiert nicht mehr auf Anrufe oder Briefe. Ihr Vater sagt, sie wolle nicht mehr über ihre Krankheit, über die Psychiatrie sprechen. Vielleicht ist ihre Verweigerung auch ein Zeichen der Heilung, sie traut sich, die Erwartungen nicht zu erfüllen, nicht zu funktionieren. Die Eltern bestellen Wasser. Sie tasten sich vor, beide wirken, als hätten sie Schweres hinter sich, lächeln aber trotzdem.

Den ersten Besuch in der Jugendpsychiatrie haben sie als traumatisch in Erinnerung. Die anderen Jugendlichen erscheinen ihnen viel gestörter als Lena. »Wir wollten schnelle Lösungen, dass es schnell vorbeigeht«, sagt Lenas Mutter heute. Am Anfang konnte sie bei den Gesprächen nicht dabei sein, als sie schließlich Lenas Ärztin traf, sagte die: »Schön, dass auch Sie es einrichten konnten, zu kommen!« Für Lenas Mutter klang das wie ein Vorwurf, als interessiere sie sich nicht für ihre Tochter. Die Eltern hatten viele Fragen: Was hat Lena? Haben das viele? Ist das schlimm? Die Ärzte konnten nicht immer darauf antworten, manchmal vergaßen oder verwechselten sie auch Details. Das kann bei der Menge an Patienten geschehen, aber für Lenas Eltern wirkte es wie Desinteresse. Dennoch sagt die Mutter jetzt: »Lena brauchte die Zeit in der Jugendpsychiatrie. Das war ein Luftholen für sie und für uns.«

Heute verstehen Lenas Eltern die J2 als das, was sie ist – eine Krisenstation, auf der die schweren Fälle konzentriert sind. Dort geht es um Notbehandlung und Stabilisierung. Darum, Leben zu retten. Heute sind sie dankbar, dass es einen Ort wie diesen gibt, der in der schlimmsten Zeit Hilfe, Sicherheit und Unterschlupf bietet. Erst danach beginnt der eigentliche Prozess der Genesung.

Lena schafft das Schuljahr. »Das hätten wir ihr nicht zugetraut«, sagen die Eltern. Sie will Abitur machen, sie fühlt sich besser als vor einem Jahr. Aber Lenas Vater ist skeptisch, wie es in ihrem Inneren wirklich aussieht. Nach wie vor hat sie Heißhungerattacken, bei denen sie den Kühlschrank leert und hinterher alles wieder erbricht. Einmal in der Woche redet sie mit einem Psychologen, und sie nimmt ein Antidepressivum, das auch die Essattacken mindern soll. Manchmal sehen Lenas Eltern frische Wunden vom Ritzen an ihren Armen. Doch immerhin spricht ihre Tochter jetzt mit ihnen. Für die Eltern war das vergangene Jahr kaum auszuhalten, die Mutter macht nun selbst eine Therapie. »Für den Moment war die Klinik gut. Sonst hätte Lena sich etwas angetan«, sagt der Vater. Jetzt hat sie Pläne, will ihr Zimmer neu gestalten. Vorbei ist es noch nicht.

Nico ist seit August in einer geschlossenen Einrichtung in Baden-Württemberg. Dort kümmert sich ein Betreuer nur um ihn. Seitdem ist er von dort dreimal weggelaufen. Anfang November sagt der Betreuer zu Nicos Mutter am Telefon, nun

sei Nico angekommen. Im Dezember darf sie ihn besuchen. Zum ersten Mal seit Langem gibt es so etwas wie Hoffnung.

HINTER DER GESCHICHTE

Besonderheiten bei der Recherche: Da die Hauptpersonen dieser Geschichte noch minderjährig sind, mussten auch die Eltern von Lena und Nico den Gesprächen mit unserer Autorin zustimmen und die Ärzte von ihrer Schweigepflicht entbinden. Die Reporterin konnte bei einzelnen Therapiesitzungen und Besprechungen dabei sein und hat diese wortgetreu aufgezeichnet. Dauer der Recherche: Ein Jahr, mit Unterbrechungen

Auf dem Innenhof der Jugendpsychiatrie

Der Chefarzt Hubertus Adam sagt: »Ich kann nicht jeden retten«

Zwei Jungs betrachten die Weihnachtsfeierfotos der Klinik

Geräteraum der Ergotherapie

»Was stimmt nicht mit mir?« Es ist die häufigste Frage in der Jugendpsychiatrie im brandenburgischen Eberswalde

Das Bett einer Patientin auf der Station J2

Was wichtig ist auf der Station: Miteinander reden

Die Lebenden und die Toten

Vor einem Jahr erstickten 71 Flüchtlinge in einem Kühllaster auf einer Autobahn nach Österreich. Die Rekonstruktion eines europäischen Massenmords.

Von Rafael Buschmann, Fiona Ehlers, Özlem Gezer, Maik Großekathöfer, Guido Mingels, Claas Relotius, Takis Würger, DER SPIEGEL, 20.08.2016

Am Steuer eines weißen Kühllasters der Marke Volvo sitzt am frühen Morgen des 26. August 2015, eines Mittwochs, ein Mann namens Ivaylo S. und fährt auf einer ungarischen Autobahn Richtung Wien. Worum seine Gedanken kreisen, ob er gerade eine Zigarette raucht, wissen wir nicht, und auch nicht, ob er das Radio angestellt hat, ob er vielleicht deswegen die Hilferufe nicht hört aus dem Kühlraum hinter ihm, wenn es solche denn gegeben hat.

Aus den Ermittlungsakten der Landespolizeidirektion Burgenland:

Zwecks Durchführung der Fahrt wurde der bulgarische Staatsbürger S. Ivaylo als Lenker des LKW Kühltransporters weiß, Type FL6L, mit ung. Zollkennzeichen, Z-12198/15 mit hoher Wahrscheinlichkeit gegen Entgelt, engagiert.

Im Kühlraum steht im selben Zeitraum, dicht an dicht mit 70 anderen Menschen, der Iraker Saeed Mohammed, 35 Jahre alt, der nach Deutschland will, um eine neue Niere zu bekommen, ein neues Leben, den weitaus größten Teil der Reise hat er geschafft. Was er in diesen Minuten denkt, ob er sich freut auf das Ziel seiner Flucht, das näher rückt, ob er sich nach seiner Familie und seinen Freunden sehnt, wissen wir nicht, und auch nicht, wann die Atemnot ihn erreicht und ob ihm klar wird, dass er sterben wird.

Es wird sieben Uhr.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ivaylo S., der Schlepper, hält seinen Fuß auf dem Gaspedal und nähert sich der österreichischen Grenze. Die 71 Menschen, seine Fracht, darunter Saeed Mohammed, sind tot.

Aktenzeichen B4/19007/2015, die Liste der Opfer:

Leiche Nr 01: YOUSEFI Din Mohamad, 22, männlich, Afghanistan

Leiche Nr 02: GAILANI Zainab Amer, 17, weiblich, Irak

Leiche Nr 03: NAZARY Zahra, 20, weiblich, Afghanistan

Der Tag darauf, der 27. August, sollte ein schöner Tag werden, hatten sie in den Frühnachrichten gesagt, heiß und wolkenlos wie die Tage zuvor, die Sonne steigt seit 6.30 Uhr, der Dienst von Harald Seitz beginnt um 7 Uhr. Seitz trägt eine leuchtend gelbe Signalweste über der dunkelblauen Dienstuniform, er ist Verkehrspolizist der Autobahninspektion Potzneusiedel, Burgenland, Österreich, ein erfahrener Mann, über 20 Jahre im Dienst, graues, kurz geschnittenes Haar, klarblaue Augen, 52 Jahre alt. Ein Kollege sitzt neben Seitz im grauen VW Passat, sie fahren die A 4 Richtung Wien und Budapest auf und ab.

Der weiße Kleinlaster, der in einer Parkbucht kurz vor der Ausfahrt Parndorf steht, ist Seitz schon am Vorabend aufgefallen. Jetzt, kurz vor elf Uhr, steht er immer noch da. Ein Gärtner der Autobahnmeisterei hatte sich bereits beschwert, als er in der Nähe das Gras mähte. Seitz und sein Kollege sind auf dem Weg zur Mittagspause, da sagt Seitz, "fahr mal rechts ran, ich schau schnell, was da los ist".

Um 10.50 Uhr überprüften GrInsp Harald SEITZ und GrInsp Gerhard GANGL den ggstdl LKW Kühltransporter. Dieser war auf der A 4, in Fahrtrichtung Wien, in der Pannenbucht StrKm 41,380 abgestellt.

Gruppeninspektor Seitz steigt aus und läuft zum Führerhaus. Die Beifahrertür ist versperrt, die Fahrertür hingegen offen, ein Schlüssel steckt nicht. Seitz läuft um den Laster herum und sieht, wie hinten an der Ladetür dunkelrote Flüssigkeit auf den Asphalt tropft. Er nimmt einen betäubenden Gestank wahr und bemerkt das große Hühnerfoto auf dem Laster, die abgebildete Gabel, die in Hühneraufschnitt sticht, Seitz denkt an verdorbene Ware. Mit einem kräftigen Ruck öffnet er die Tür.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Polizist verharrt, dann weicht er zurück. Verwesungsgeruch raubt ihm den Atem. Die rechte Flügeltür ist nur einen Spalt geöffnet, 20 Zentimeter vielleicht, er starrt hinein. Er sieht viele Körper, seltsam verrenkt. Schwarzes Haar. Kaum noch zu erkennende Gesichter.

Seitz fasst sich, ruft in den Wagen, "hallo, ist da wer?", obwohl er ahnt, "dass da nichts mehr zu machen ist". Es kommt kein Laut zurück. Er geht zu seinem Kollegen, sagt, "darinnen liegen etwa 20 Menschen, die sehen nicht gut aus". Sie machen dann noch ein Foto mit dem Handy, um den Kollegen in der Zentrale die Lage schildern zu können.

Tel Vorausmeldung an das Landeskriminalamt Burgenland von GrInsp Harald SEITZ am 27.08.2015, 11:10 Uhr.

Seitz ruft seine Dienststelle an, schildert das Unsagbare, fragt, hilflos: "Was soll ich machen?"

Dann schickt er eine SMS an die Polizeizentrale: "Lkw mit circa 20 Toten auf A 4 Parndorf aufgefunden."

Leiche Nr 04: AI-MUSAWI Saad Jumaah Majeed, 33, männlich, Irak

Leiche Nr 05: MOHAMMAD Dad, 27, männlich, Afghanistan

Leiche Nr 06: SOLTANI Ali Rezaa, 21, männlich, Irak

Leiche Nr 07: MASSOUD Youssef, 34, männlich, Syrien

Leiche Nr 08: AL-OGAIDI Imad Khalaf Jassam, 41, männlich, Irak

Es ist nun ein Jahr her, dass Saeed Othman Mohammed und die 70 anderen Flüchtlinge im Kühllaster erstickt sind. Ein Jahr, dass Ivaylo S. und seine Mittäter verhaftet worden sind. Ein Jahr, seit Harald Seitz die Tür geöffnet hat zu diesem "schlimmsten Massenmord der 2. Republik", wie ein österreichischer Politiker die Tat in einem Tweet noch am selben Tag bezeichnete.

Schlagzeilen sprechen damals vom "Grauen in der Pannenburg", von einer "Fahrt zur Hölle", von einem "Schock für Europa". Österreichs Innenministerin Johanna Mikl-Leitner spricht einen Tag nach dem Leichenfund auf einer Pressekonferenz von einem "Weckruf" und der Notwendigkeit, nun "möglichst rasch europäische Lösungen für das Problem zu finden". Es ist das Jahr der "Flüchtlingskrise", das Jahr der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Balkanroute", des gescheiterten "Dublin-Verfahrens" und das Jahr, in dem Viktor Orbán in Ungarn die Absicht hat, einen Zaun zu bauen, und es auch tut.

Nur eine Woche nach dem Fund wird die deutsche Kanzlerin die Flüchtlinge willkommen heißen, werden die Grenzen offen stehen, und es ist möglich, dass die 71 Toten von Parndorf eine Rolle spielten bei dieser Entscheidung, ebenso wie das Bild des leblosen kleinen Flüchtlingsjungen am Strand, das zwei Tage zuvor um die Welt geht, nicht auszuhalten.

Nicht auszuhalten ist auch das Foto, das schon am Tag nach dem Kühllasterfund in der österreichischen "Kronen Zeitung" zu sehen ist, groß, in Farbe. Es ist ein Bild, das nicht hätte gezeigt werden sollen, wobei nicht klar ist, wie es zur Zeitung gelangen konnte und ob es tatsächlich jene Aufnahme ist, die Seitz oder sein Kollege gemacht hat, auch hierzu läuft noch ein Verfahren. Das Bild gelangt ins Internet, natürlich, es wird nicht mehr verschwinden, und weil man es nicht hätte sehen dürfen, hat es jeder gesehen.

Das Schrecklichste an diesem Bild ist nicht das Blut, sind nicht die verrenkten Glieder. Das Schrecklichste ist, dass man keine Menschen mehr sieht, nur noch Köpfe, Beine, Haare, Fleisch. Vorgefunden, wie die Akten kühl vermerken, "in einer Höhe von 1/2 bis 3/4 Meter im Innenraum". Kein Einzelner mehr auszumachen, nur noch das, als was Flüchtlinge in der Debatte jener Zeit und bis heute so oft bezeichnet werden: eine Masse, eine Menge, eine Welle, ein Strom.

Es waren aber Menschen. 59 Männer, 8 Frauen, 4 Kinder, das jüngste erst zehn Monate alt.

Menschen wie Hussein Mustafa, 34, ein Archäologe aus Syrien, der, so die "New York Times", nach Deutschland reisen wollte, um dort seine Doktorarbeit fertig zu schreiben.

Wie Almuthanna, Hend und Abdel Al-shaikh, Mitglieder einer reichen und angesehenen Familie aus Syrien, die heute gemeinsam in einem Grab des islamischen Friedhofs Wien liegen.

Es waren Menschen wie Saeed Mohammed.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Leiche Nr 09: HAMASALEH Hawkar Azeez, 26, männlich, Irak

Leiche Nr 10: ALMHALHAL Ayman, 48, männlich, Syrien

Leiche Nr 11: ALSHAIKH Abdel Alsalim, 56, männlich, Syrien

Es dauert nicht lange bis zur Verhaftung. 27. August, Kassim S., den Fahrzeughalter, haben sie als Ersten, die anderen vier folgen schnell, alle noch am Tag des Leichenfunds. S., gebürtiger Libanese mit bulgarischem Pass, ist mit einem Mercedes auf dem Weg nach Rumänien und wird um 18.55 Uhr am Grenzübergang Kiszombor aufgegriffen. Wenig später, um 21.20 Uhr, verhaften sie in Budapest Ivaylo S., den Fahrer, eine weitere Stunde später an diesem Abend und fast gleichzeitig erwischt die Polizei ebenfalls in Budapest Samsooramal L., den Afghanen, Vencislav T., den Fahrer des Begleitfahrzeugs, und Metodi G., den vermeintlichen Organisator.

Weil die Opfer noch auf ungarischem Boden starben, soll den Schleppern in Ungarn der Prozess gemacht werden. Die Bezirksstaatsanwaltschaft in Kecskemét wirft ihnen Menschenschlepperei in krimineller Vereinigung und gewerbsmäßige Schlepperei vor, bei der sich die Flüchtlinge "in einem qualvollen Zustand" befanden. Die Österreicher ermitteln wegen des Verdachts auf Mord, gewerbsmäßige Schlepperei und vorsätzliche Gemeingefährdung. Die Anklage in Ungarn soll in den nächsten Monaten erhoben werden, der Prozess Anfang 2017 beginnen.

Die Porträtfotos der Verhafteten in den Ermittlungsakten zeigen fünf Männer mit müden Augen, schlecht rasiert, in deren Gesichtern nichts zu lesen ist, gar nichts. Sie sind nur zufällig hier, fünf, die man geschnappt hat, von Tausenden, die mitmachen in diesem Milliardengeschäft, das weiterging und weitergeht. Männer vom Rande Europas. Es könnten auch Bilder von Flüchtlingen sein.

Wenn diese fünf im kommenden Jahr in einem ungarischen Verhandlungssaal sitzen, wird es um Fragen gehen wie diese: Wussten sie, dass ein Kühltransporter luftdicht ist? Wussten sie, dass die Luft im Laderaum niemals ausreichen würde für die 71 Flüchtlinge? Warum haben sie den Transporter zusätzlich mit Drähten verschlossen, obwohl er sich von innen nicht öffnen lässt? Warum hat der Fahrer den Kühltransporter plötzlich abgestellt? Warum hat er den Laderaum nicht geöffnet, als er den Wagen parkte? Hätte der Fahrer merken können, dass im Laderaum Menschen sterben?

Leiche Nr 12: QADIR Mohammed Salin, 27, männlich, Irak

Leiche Nr 13: SHAH Sayed Magsood, 23, männlich, Afghanistan

Leiche Nr 14: AL DAMEN Hasan, 36, männlich, Syrien

Leiche Nr 15: ALSHAIKH Almuthanna, 23, männlich, Syrien

Saeed Mohammed will leben

Der lange Weg des Kurden Saeed Mohammed in den Tod beginnt gut einen Monat zuvor, Mitte Juli, fast 3000 Kilometer südöstlich von Parndorf, in Sulaimanija, einer Millionenstadt im Irak. Saeed Mohammed, 35, graue Haare, schmale Schultern, ist hier geboren, er ist Automechaniker, das zweitälteste von zehn Geschwistern. Ein schüchtern Typ, schon immer Junggeselle, sagen seine Freunde. Ein braver Sohn, warmherzig und ehrlich, sagen seine Eltern. Der Ramadan geht gerade zu Ende, als Saeed Mohammed Kleider, Medikamente und 1000 Dollar Bargeld in einen Rucksack packt. Er will so schnell es geht nach Deutschland, sagt er seinen Brüdern. Er hat Angst, in seiner Heimatstadt zu sterben.

Sulaimanija, umgeben von Wüste und Bergen, liegt im Nordosten des Irak, nahe Iran, in der Autonomen Region Kurdistan, fünf Autostunden von Bagdad entfernt. Feigenbäume und Granatäpfel wachsen hier, 70 Kilometer weiter sprengen sich Menschen in die Luft. Im Sommer 2015 flüchten Tausende, aus Furcht vor Krieg und Terror. Saeed Mohammed flüchtet nicht nur, weil er die Bomben fürchtet. Er bricht auf, weil sein Körper immer schwächer wird. Er hat nur noch eine Niere, die von Monat zu Monat schlechter funktioniert. Er braucht ein neues Organ, aber in seiner Heimat gibt es keine Spender, nicht einmal Ärzte, die Nieren transplantieren. Nur in Deutschland, glaubt Saeed Mohammed, kann er sein Leben retten.

"Sein Glaube an Europa hat ihn umgebracht", sagen heute, ein Jahr später, seine Eltern und Geschwister. Im Haus von Ahmad, 40, dem ältesten Bruder, sitzen sie auf einem Teppich im Wohnzimmer, sehen sich auf ihren Handys alte WhatsApp-Nachrichten und Fotos an, die Saeed während seiner Flucht geschickt hat; von Landstraßen in der Türkei, aus einem Lager in Bulgarien, Verstecken in Serbien, Waldstücken in Ungarn. Es sind Zeugnisse und Spuren, die helfen, seine Flucht zu verfolgen. Bis zu

der Frage, wie er auf seiner letzten Etappe, kurz vor Österreich, in einem Kühllaster ersticken konnte.

Die Familie kann sich keinen Anwalt leisten, weiß nichts von verhafteten bulgarischen Schleppern oder von österreichischen Ermittlungsakten. Alles, was sie weiß, ist, dass Saeed in Deutschland Hilfe suchte und in einem Sarg zurückkehrte.

Leiche Nr 16: SABAH Hasan Ali, 27, männlich, Irak

Leiche Nr 17: HASSAN Ibrahim M. Salih, 22, männlich, Irak

Leiche Nr 18: IBRAHIM Abdalkhaliq Mohammed, 28, männlich, Irak

Leiche Nr 19: HEYDARI Haji Mohamad, 22, männlich, Afghanistan

Leiche Nr 20: SABIR Mohamad, 20, männlich, Afghanistan

Am späten Morgen des 18. August 2015 fahren drei Männer mit ihrem Wagen beim Gebrauchtwagenhandel Dejavu Crystal bei Lajosmizse, Ungarn, vor. In dieser Gegend südlich von Budapest sind ringsum abgeerntete Felder zu sehen, Kuhweiden, Kartoffeläcker, dazwischen wie hingewürfelt ein paar Bauernhöfe. Die nächste Stadt ist sechs Kilometer entfernt. Ein guter Ort, um einen Transporter für Schlepperfahrten zu erwerben.

Die Männer heißen Kassim S., Metodi G. und Samssooryamal L., zwei Bulgaren und ein Afghane, drei der fünf später verhafteten Schlepper. Seit Anfang des Jahres handelt Besitzer Ferenc Rádi auf dem Hof mit Gebrauchtwagen, bevorzugt mit Kleintransportern und Lastwagen. Der Hof ist mannshoch umzäunt, links vom Einfahrtstor steht ein braunes Haus mit Markise und Überwachungskamera unterhalb des Dachgiebels. Auf der Verkaufstheke liegen Nummernschilder, daneben steht ein Tresor, groß wie ein Kleiderschrank.

Die drei Schlepper gehen an diesem Augusttag zwischen den Autos umher. Sie interessieren sich für drei Wagen: zwei weiße Mercedes Sprinter und einen Kühltransporter von Volvo.

Der Kühltransporter gehörte früher zum Fuhrpark des slowakischen Geflügelproduzenten Hyza. Auf dem Lkw prangt immer noch das Logo von Hyza, auf der rechten Hecktür "sagt" ein Huhn in einer Sprechblase auf Slowakisch einen Satz, der später in allen Medienberichten stehen wird, weil dieser harmlose Werbespruch nach

dem Unglück so ungeheuer klingt, so zynisch, unmenschlich: "Ich schmecke gut, weil ich so gut gefüttert werde."

Der Autoverkäufer steht auf dem Hof und wundert sich, wie er heute erzählt, dass die drei Männer den Kühllaster nicht gründlich untersuchen. Er würde ihnen gern etwas zum Zustand des Transporters sagen, aber sie winken ab. Auch die technischen Daten wollen sie nicht sehen.

G. Metodi und L. Samsooriyamal sind dringend verdächtig, die Schlepperfahrt mit dem LKW Kühltransporter Volvo weiß, Type FL6L, samt 71 Flüchtlingen von der ungarisch-serbischen Grenze über die Autobahn M 5 und M 1 nach Österreich für den 26.8. frühmorgens organisiert zu haben.

Der Verkäufer weist seine Kunden folglich nicht darauf hin, dass der Transporter mit einem Carrier-Kühlaggregat ausgerüstet ist, das die Temperatur im Laderaum bis minus 20 Grad senken kann, das aber defekt ist. Er erklärt ihnen nicht, dass die niedrige Temperatur erreicht wird, weil der Aufbau hermetisch abgeschlossen ist und die Atmosphäre im Inneren nur umgewälzt wird. Der Verkäufer fragt sie nicht, wofür sie den Kühllaster brauchen. Warum sollte er? Geschäft ist Geschäft.

"Man sieht sofort, dass der Wagen nicht dafür geeignet ist, Menschen zu transportieren", sagt Rádi heute, ein Jahr danach. "Es ist augenscheinlich, dass der Laderaum luftdicht ist." Die Schlepper entscheiden nach anderen Kriterien, der Laderaum ist groß, da passen viele rein. S., G. und L. kaufen den Kühltransporter und auch die beiden Mercedes Sprinter.

Der Sprinter schien schon zuvor ein beliebtes Modell bei den Männern zu sein, hatten sie doch, wie sich später zeigen sollte, einen solchen Wagen schon für eine frühere Fahrt verwendet, im Juli, bei der mehr als 50 Flüchtlinge nach Österreich transportiert worden waren. Als dieser Mercedes defekt ging, ließ der Fahrer ihn ebenfalls auf der A 4 stehen. Die Menschen überlebten.

Auf dem Autohof Dejavu Crystal zahlen die drei Männer in bar, knapp 20 000 Euro, in 500-Euro-Scheinen. Dann verschwinden sie, "das ging alles ruck, zuck", sagt Verkäufer Rádi.

Leiche Nr 21: HASHIMI Abdul Wasil, 17, männlich, Afghanistan

Leiche Nr 22: TAGIK Aqay Mohammed Amin, 40, männlich, Afghanistan

Leiche Nr 23: RASOL Nashwan, 27, männlich, Irak

Leiche Nr 24: ABDULRHMAN Fadila, 54, weiblich, Syrien

Leiche Nr 25: VAKILI Azghandi Hojat, 30, männlich, Iran

Leiche Nr 26: ESMAEILI Lal Agha, 22, männlich, Afghanistan

Leiche Nr 27: ALI Muhannet Mudtafa, 30, männlich, Syrien

Leiche Nr 28: HEJRAN Mohammad Musa, 28, männlich, Afghanistan

Ein Mann namens "die Garantie"

Wer aus Sulaimanija flüchten will, der geht auf den Basar im Stadtzentrum, einen engen Markt aus Gemüseständen, und fragt nach Jamal Quamishi, einem Mann mit weißem Hemd und Sonnenbrille. Quamishi, 46, stammt aus Kurdistan, aber er hat gute Verbindungen nach ganz Europa, er organisiert den Exodus in Sulaimanija. "Die Garantie", so nennen ihn die Leute, weil er garantiert, jeden seiner Kunden ans Ziel zu bringen.

Im vergangenen Sommer, als Saeed Mohammed ihn auf dem Basar anspricht, so erzählt es Quamishi, hat er zwei Routen nach Deutschland in seinem Angebot, eine lange, anstrengende und eine schnelle, scheinbar einfache. Die lange führt in einem Schlauchboot über die Ägäis, in wochenlangen Märschen durch Osteuropa, sie kostet 2000 Dollar. Die schnelle, so verspricht "die Garantie", dauert keine zehn Tage, per Auto und per Flugzeug, mit gefälschten Pässen, höchstens zwei Stunden zu Fuß. 9500 Dollar, das ist der Preis für das Expresspaket.

Saeed Mohammed sieht keine Wahl. Er ist zu schwach zum Marschieren und will sein Leben nicht auf dem Meer riskieren. Er verkauft sein Auto, einen alten BMW, und übergibt Quamishi 5000 Dollar. Den Rest des Geldes hinterlegt er bei einem Devisenhändler, dem Quamishi und er vertrauen. Sobald er in Deutschland angekommen ist, so die Abmachung, wird er den Händler anrufen, welcher erst dann die andere Hälfte auszahlt.

Am 22. Juli, dem Morgen seiner Abreise, macht Saeed Mohammed ein Abschiedsfoto mit seiner Familie. Alle sollen lächeln, sagt er, aber das Lächeln seiner Geschwister sieht gequält aus. Sie haben Angst um ihn, sie fürchten, er werde die Flucht körperlich nicht überstehen. Sie reden alle auf ihn ein, die Eltern, die sechs Schwestern, die drei Brüder, aber Saeed Mohammed lässt sich nicht abbringen.

Am Basar wartet bereits eine Gruppe von zwölf Männern, die Quamishi die gleiche Summe bezahlt haben. Sie kennen sich seit ihrer Kindheit, haben als Jungen in den Straßen Tauben gejagt. Jetzt wollen sie alle nur noch weg. Auch Ary Mohammed, 31, ein Cousin von Saeed, schließt sich der Gruppe an. Er will in Deutschland Medizin studieren und soll während der Flucht auf Saeed aufpassen.

Noch ehe drei Fahrer kommen, um die 14 Männer mit drei Pkw abzuholen für die erste Etappe, nimmt Saeed Mohammed ein Video mit seinem Handy auf. Er blickt in die Kamera, schimpft auf die kurdische Regierung, die Kranke wie ihn im Stich lasse. "Wir werden von hier fortgehen", sagt er, "und, so Gott will, nie wieder zurückkehren."

Auf der Totenliste in den Akten hat Saeed Mohammed die Nummer 29.

Leiche Nr 29: MOHAMMED Saeed Othman, männlich, 35, Irak

Leiche Nr 30: ABDALLA Sardasht Mohammed, 27, männlich, Irak

Leiche Nr 31: AHMAD Lefana, 20, weiblich, Syrien

Am 28. August 2015, dem Tag nach dem Schreckensfund, sitzt der Forensiker Erwin Kopic gegen elf in der Sauna eines Wellnesshotels in Bad Leonfelden, Oberösterreich. Wenn Kopic eines gelernt hat, dann, wie wichtig es ist, "Abstand zu bekommen zu den vielen Toten" in seinem Leben, wie er sagt. Bei diesen Kurzurlauben ist sein Diensthandy immer leisegeschaltet, es liegt dann im Hotelzimmer und vibriert vor sich hin. So wie jetzt.

Der 53-jährige Chefinspektor Kopic ist ein Schlaks mit früh ergrautem Haar und tiefen Augenringen. Er raucht Kette und spricht mit einem breiten oberösterreichischen Dialekt. Wenn er denn spricht.

Als Kopic sein Zimmer betritt, sieht er auf dem Display sechs verpasste Anrufe aus dem Innenministerium. Er ahnt, "da ist etwas Größeres passiert", und ruft zurück.

Leiche Nr 32: nicht identifiziert

In einem Lastwagen im Burgenland sei "ein Haufen Tote" gefunden worden, sagt die Einsatzleitung. Ob er übernehmen könne? Das ist keine Frage. Kopic ist Chef der oberösterreichischen Spurensicherer und Leiter eines Spezialteams zur Identifizierung von Katastrophenopfern. Sein Wellnessurlaub ist beendet.

Nach dem Tsunami in Thailand hat Kopic 3500 stark verwesene Wasserleichen untersucht. Seine Aufgabe war es, ihnen eine Identität, einen Namen und damit die Würde zurückzugeben.

Auf seinem Handy sieht Kopic jetzt auch ein Bild. Es ist das Foto, das der Verkehrspolizist Seitz oder sein Kollege am Fundort des Lasters gemacht hat. Kopic sieht die aufgeblähten Körper, er sieht die Leichenflüssigkeit, den Urin und den Kot zu ihren Füßen. Er erfährt, das Kühlaggregat im Laster habe nicht funktioniert, lässt sich die aktuellen Temperaturen im Burgenland geben, 32 Grad und darüber, überschlägt die Größe der Ladefläche und stellt sich auf 30 bis 50 Tote ein. Kopic sieht, dass die Leichen in einem "argen Zustand" sind. Er delegiert 32 seiner Männer und Frauen ins Burgenland und macht sich auf den Weg.

Leiche Nr 33: GORI Hazhar Jomaa, 29, männlich, Irak

Leiche Nr 34: HAJI Khalid Ahmed, 29, männlich, Irak

Leiche Nr 35: HUSSEIN Shwan Jamal, 23, männlich, Irak

Leiche Nr 36: NAZARY Matin Mohammad, 1, männlich, Afghanistan

Mein süßer Enkel Ivaylo

Dort, wo die "dringend verdächtigten" Schlepper herkommen, die "Massenmörder" in dieser Geschichte, rosten am Straßenrand Autoruinen vor sich hin, ein Mann mit freiem Oberkörper fährt Mais mit einer Eselskarre, die Scheiben einer verlassenen Tankstelle sind zerbrochen.

Hier ist ganz unten in Europa.

Bulgarien ist das ärmste Land der EU, und die Gegend um Brusartsi, im Nordwesten gelegen, ist die ärmste Region des Landes. Dies ist die Heimat von Ivaylo S., dem jungen Mann, der am Steuer des Kühllasters saß. Man kann hierhin reisen, um

mit seinen Angehörigen zu reden und seine Geschichte zu erfahren. Man kann versuchen zu verstehen, wie einer wie Ivaylo S. zum Schleuser wird, zum Händler mit Menschenleben.

Im Dorf Brusartsi, in der Straße des 23. September, vor dem Haus mit der Nummer drei, läuft eine Frau gebeugt, als würde sie eine Zentnerlast schleppen. Sie trägt orangefarbene Schlappen und eine blaue Bluse. Vanjushka Avramova, eine Roma, bittet auf ihre Terrasse, sie will über ihren Enkel Ivaylo reden, über "meinen Süßen", wie sie sagt.

Avramova setzt sich hinter dem Haus auf ein Sofa, das an einem langen Holztisch steht. Auf der Wäscheleine hängen Unterhosen, im Garten pflanzt Avramova Paprika, Tomaten und Zucchini an, sie besitzt ein Schwein.

Leiche Nr 37: KHAN Sher, 19, männlich, Afghanistan

Leiche Nr 38: NAZARY Tamim Mohammad, 25, männlich, Afghanistan

Ihr Enkel, sagt Avramova, sei ein passabler Schüler gewesen, der in jeder freien Minute Fußball gespielt habe. Vor neun Jahren, als Ivaylo 15 war, sei er mit seinen Eltern und seinem Bruder nach Italien gezogen. Ihr Enkel habe dort sein Geld als Pizzabäcker verdient. Der Mann, der vermutlich die letzte Tür hinter 71 Menschen schloss, hat es also selbst schon als Migrant versucht, als innereuropäischer Wirtschaftsflüchtling, was in der EU aber "Bewegungsfreiheit" heißt.

Nach dem Tod seines Vaters, so erzählt die Großmutter, kam Ivaylo S. zurück nach Brusartsi und zog ins alte Elternhaus. Und hier, beim Versuch, sich eine neue, eine ehrliche Existenz aufzubauen, so scheint es, geriet Ivaylo S. in Berührung mit dem Schleusergeschäft, mit dem sich leichter Geld verdienen lässt als mit einem "kleinen Café". Ein solches nämlich, sagt die Großmutter, hatte Ivaylo S. bald nach seiner Rückkehr am Stadtrand eröffnet, das Geld dafür habe er sich bei einem Bekannten namens Vencislav T. geliehen, es waren 2000 Lewa, umgerechnet 1000 Euro. Vencislav T. ist der Mann, der später jenen Audi A4 fahren wird, der den Kühltransporter mit den Flüchtlingen als Aufpasser begleitete. Als Ivaylo S. sein Café schon nach ein paar Monaten schließen musste, weil die Gäste ausblieben, forderte Vencislav T. offenbar seinen Kredit zurück. Ob er sich auf das Schleuserbusiness einließ, weil er nicht be-

zahlen konnte, ob T. es war, der ihn für die Todesfahrt anheuerte, wissen wir nicht; die Großmutter vermutet es.

Avramova sagt: "Ivaylo ist ein guter Junge. Er hat mir immer etwas Geld gegeben, mal fünf Lewa, mal zehn."

Am 16. oder 17. August 2015, neun oder zehn Tage vor der Tat, sei Ivaylo nach Ungarn aufgebrochen, sagt die Großmutter. Er habe gesagt, er wolle sich dort einen Job suchen. "Wenn ich gewusst hätte, dass er etwas Illegales macht, hätte ich ihm die Beine gebrochen, damit er bleibt", sagt Avramova. Sie weint.

Trotz aller Beweise will sie nicht glauben, dass Ivaylo den Kühltransporter gefahren haben soll. Sie sagt: "Er hat nicht mal einen Führerschein."

Leiche Nr 39: HASAN Jihad, 38, männlich, Syrien

Leiche Nr 40: AHMED Azad Rahim Ahmed, 24, männlich, Irak

Leiche Nr 41: IHSAN BABA Mohamad, 24, männlich, Irak

Leiche Nr 42: KHALLO Kesra, 46, männlich, Syrien

Irak, 22. Juli 2015, die ersten Fluchtwagen, mit denen Saeed Mohammed und seine Bekannten reisen, sind drei Pkw mit türkischen Kennzeichen. Sie kommen schnell voran, fahren Richtung Norden, vorbei an Mossul, wo der IS herrscht, überqueren nach zehn Stunden die Grenze. Noch in der Nacht erreichen sie Diyarbakır, eine Stadt im Südosten der Türkei. Hier steigt die Gruppe, 14 Männer, in ein Flugzeug. Mit gefälschten Pässen reisen sie an Bord einer Turkish-Airlines-Maschine nach Istanbul. Als sie dort landen, schickt "die Garantie" seinem Kontaktmann in der Türkei ein Foto mit einer weiß-grün-roten Flagge. Es ist das Zeichen, seine Kunden nach Bulgarien zu schleusen.

Dieser Schlepper heißt Ahmed und ist Afghane, sagt er, erst 22, aber seit Jahren schon im Einsatz. Auf der Ladefläche eines Lieferwagens fährt er die Männer vom Flughafen bis nach Edirne, kurz vor der bulgarischen Grenze.

Ab Edirne gehen sie zu Fuß weiter. Sie marschieren ihrem Schlepper hinterher über Felder und Wiesen, durch Täler und Flüsse. Saeed Mohammed, so erfährt es sein Bruder Ahmad später von Cousin Ary, geht gekrümmt, das Gesicht vor Schmerzen verzerrt. Er hat Durst, aber er will nicht trinken, seine Niere nicht zusätzlich belasten.

Irgendwann, als er in feuchter Hitze zusammenbricht, müssen ihn die anderen Männer tragen.

Keine zwei Stunden Marsch, das hatte Quamishi ihnen versprochen, aber sie laufen den ganzen Tag, erst nach 14 Stunden sehen sie die Grenze. Hinter einem Hügel warten sie, bis es dunkel ist. Dann klettern sie über Stacheldraht und meterhohe Zäune, lassen sich auf bulgarischen Boden fallen.

Leiche Nr 43: ALABDALHABIB Khaled, 20, männlich, Syrien

Leiche Nr 44: DAVOODI Amir Arsalat, 14, männlich, Iran

Ihr Versteck ist ein Wald. Sie schlafen unter Nadelbäumen, lassen immer zwei Mann Wache schieben. Am nächsten Morgen machen sie ein Foto. Die meisten von ihnen lächeln, einer hebt den Daumen, ein anderer formt zwei Finger zu einem Victory-Zeichen. Saeed Mohammed sitzt auf der Erde, er sieht blass aus, aber erleichtert.

Der Wald nahe der Grenze ist der Ort, an dem sich die Wege der Männer trennen. An diesem Morgen, dem dritten Tag ihrer Flucht, läuft plötzlich etwas schief. Wieder sollen drei Fahrer sie abholen, Richtung Serbien bringen, aber diesmal tauchen nur zwei Wagen auf. Zehn der Freunde, darunter auch Saeeds Cousin Ary, steigen ein, viele von ihnen gelangen in weniger als einer Woche bis nach Deutschland. Die übrigen vier, darunter Saeed Mohammed, müssen warten, noch stundenlang im Wald ausharren. Dort werden sie von Patrouillen festgenommen.

Am 28. Juli zeigt ein erkennungsdienstliches Foto Saeed Mohammed im Gefängnis der bulgarischen Grenzstadt Swilengrad. Fünf Tage sitzen er und seine drei Freunde dort in Haft. Dann werden sie entlassen, kommen in ein Flüchtlingslager, um auf ihre Abschiebung zu warten. Es vergehen drei Wochen. Soldaten mit Gewehren bewachen sie, aber nichts passiert, sie werden nicht abgeschoben. Nach 24 Tagen können sie das Lager offenbar verlassen; wie und warum, das weiß Saeed Mohammeds Familie nicht.

Die vier Freunde wollen nicht zurück in den Irak. Sie rufen Quamishi in Sulaimanija an, "Die Garantie", der einen weiteren Schlepper in Sofia beauftragt, sie nach Serbien zu fahren. Sein Name ist Marian, er bringt die Männer in einem blaugrauen Volkswagen bis über die Grenze.

Noch in der Dämmerung ziehen vor den Fensterscheiben serbische Dörfer vorbei. Saeed Mohammed sieht zerfallene Häuser, streunende Hunde über aufgeschlitzten Schweinehälften, schmutzige Kinder, die mit Hühnern spielen. Er schickt seinem Bruder Ahmad ein Handyfoto und schreibt: "Das ist Europa."

Der letzte Anruf

Am Busbahnhof in Belgrad, wo sich in jenen Tagen Tausende Flüchtlinge drängen, auf offener Straße mit Schleppern feilschen, halten sie sich nur ein paar Stunden auf, sie essen in einem Burger King.

Zwei Tage später, am 24. August, ruft Saeed Mohammed zum letzten Mal in Sulaimanija an. Er telefoniert mit Ahmad, seinem Bruder, und berichtet, sie seien nun in Ungarn, nahe der serbischen Grenze, in einem Wald bei Domaszék. Es ist der Ort, wo ihre letzte Etappe beginnen soll, die Fahrt durch Ungarn nach Österreich, dann nach Deutschland. Saeed und Ahmad Mohammed beten gemeinsam am Telefon.

Ehe sie auflegen, verspricht Saeed, er werde einen Arzt finden und am Leben bleiben, eines Tages die ganze Familie nachholen. Er klingt stolz, fast euphorisch. "Inschallah", sagt Ahmad, so Gott will. "Inschallah", sagt Saeed.

Leiche Nr 45: KALI Elin Hazim, 14, weiblich, Irak

Leiche Nr 46: UHRAMAN Khalil, 26, männlich, Afghanistan

Leiche Nr 47: DAVOODI Mehdi Hossein Reza, 41, männlich, Iran

Am 29. August 2015, als der Spurensicherer Erwin Kopic im Burgenland eintrifft, steht der Kühllaster vor einer Rampe der ehemaligen Veterinärhalle am Grenzübergang Nickelsdorf. Dort lassen sich die Leichen kühlen. In der weiß gekachelten Halle ist früher Schlachtvieh auf BSE und Maul- und Klauenseuche geprüft worden. Kopic' Kollegen haben die Leichen von der Ladefläche gezogen und fotografiert.

Kopic sieht die erstarrten Gesichter seiner Kollegen, keiner spricht ein Wort. Sie hatten mit ein paar jungen Männern gerechnet, dann mussten sie ganze Familien hervorziehen. In der Halle ist es still, nur das Klicken der Kameras ist zu hören.

Kopic' Kollegen haben die Leichen in weiße Säcke gesteckt, eine um die andere, und mit Nummern versehen. Die beginnende Fäulnisbildung hat die Haut dunkelbraun

verfärbt, die hohe Luftfeuchtigkeit hat sie aufgehen lassen, die sommerliche Kleidung, Shorts, Stoffschuhe, die sie tragen, ist deswegen oft aufgeplatzt. Der Boden des Lasters war von Leichenflüssigkeit bedeckt, ein Teil davon war durch spröde Dichtungen ausgelaufen: die dunkelrote Flüssigkeit, die dem Polizisten Seitz auf der A4 aufgefallen war.

Der Körper eines Erwachsenen besteht zu 50 bis 60 Prozent aus Wasser. Nach dem Tod fault das Körperinnere, Flüssigkeit fließt aus Körperöffnungen. Der Fäulnisprozess, der im Magen-Darm-Trakt beginnt, ist bei diesen Toten aufgrund der enormen Hitze im Laster schon so weit fortgeschritten wie normalerweise erst nach einer Woche oder mehr. In der Flüssigkeit liegt das Gepäck einer letzten Reise – Kepic' Kollegen nennen es "Streugut", Habseligkeiten: Geldbörsen, Handys, Rucksäcke, Fotos.

Helfer legen die Leichensäcke in Zink-särge. In dunkelgrauen Kastenwagen werden sie in die Wiener Sensengasse gefahren, in das jahrhundertealte "Department für Gerichtliche Medizin", die Pathologie der Universitätsklinik. Dort werden die Leichen entkleidet, gewaschen und obduziert. Ihre Kleidung und Habseligkeiten werden zurück nach Nickelsdorf geschickt, wo Kepic und sein Team sie untersuchen und zurechnen – die schwierige Suche nach der Identität der Opfer beginnt.

Kepic' Kollegen sitzen vor ihren Laptops an Biertischen in der Veterinärhalle und tragen die Überbleibsel der Toten in ihre Computerfiles ein.

"Jeans, Kindergröße; rosa T-Shirt mit der Aufschrift ‚Mentality‘", "kurze Freizeitshorts der Marke ‚Top-Star‘", "3 Fotos voller Leichensaft im Portemonnaie, 1 Handy der Marke Samsung".

Sie müssen die Kleider waschen, aber die Waschmaschine ist nach dem vierten Waschgang defekt, wie Kepic sich erinnert. Die Leichenfetzen an der Kleidung verstopfen den Filter. In Kepics Kopf setzt sich der Geruch der toten Flüchtlinge fest, ein Geruch, der anders ist als alle, die er jemals roch. Immer wenn er in Zukunft Bilder von dem Laster sieht oder auch nur solche vom Burgenland, so sagt er, "dann habe ich sofort wieder diesen Geruch in der Nase".

Um Kollegen, die nicht mit der Amtshandlung befasst waren, nicht unnötig mit Schmutz, Geruch und sonstigen ungestümen Einflüssen zu belasten, wurden die Arbeitsflächen mit Plastikfolien und Papierfolien abgedeckt. Trotz aller Maßnahmen war ein gewisses Maß an Geruchsbelästigung nicht vermeidbar.

Wie auf einem Polaroid, das langsam an Schärfe gewinnt, werden in der Veterinärhülle wieder Leben sichtbar, die längst erloschen sind. Identitäten gewinnen an Kontur, Lebensläufe und Reiserouten. Sie finden Geld in allerlei Währungen, Euro, türkische Lira, serbische Dinar, das in Hosensäume eingenäht ist, oder SIM-Karten, die unter Schuhsohlen versteckt sind. Sie finden den Ausweis eines Irakers, der im Polizeidienst war wie sie. Sie finden Bilder vom FC Barcelona. Sie finden die Hochzeitsurkunde eines afghanischen Paares und den Impfpass von dessen Tochter.

Die Handys sind so durchtränkt vom Leichensaft, dass Kepic' Kollegen sie zuerst trocknen müssen, in einem Ofen bei 50 Grad, dann erst können IT-Spezialisten sie untersuchen. Sie sehen Fotos vom Bahnhof in Budapest, WhatsApp-Nachrichten an Familien in Afghanistan und Syrien. Eine wurde am Morgen des Todestages aus Ungarn verschickt, sie lautet: "Noch warten wir im Wald, aber in einer Stunde fährt der Laster los, Richtung Norden, nach Alemania."

Sie finden auch, in einem Rucksack, Medikamente, wie Nierenkranke sie benötigen, und einen Reisepass, ausgestellt auf den Namen Mohammed, Saeed Othman, irakischer Staatsbürger, Wohnort Sulaimanija, Irak.

Leiche Nr 48: ALSHAIKH Hend, 16, weiblich, Syrien

Leiche Nr 49: MOHAMAD Eid, 21, männlich, Afghanistan

Leiche Nr 50: ALI Aqeel Salim, 31, männlich, Irak

Betrachtet man auf einer Karte die Länder der sogenannten Balkanroute, so kann man im Geiste die neuen Handelsstraßen sehen, auf denen die Migranten und die Schlepper gemeinsam unterwegs sind, einander auf Gedeih und Verderb verbunden. Man erkennt lauter Durchgangsgebiete, eine Geografie des Mangels; an Glück, an Geld, an Möglichkeiten.

So wie in Lom, einer kleinen und aussichtslosen Stadt am Ufer der Donau. Die einen, die hier wohnen, wollen weg, sie brauchen Geld, irgendwie. Die anderen, die

Flüchtlinge, die diesen Teil Europas erreichen, wollen schnell weiter. Und die, die weg wollen, machen ihr Geld mit denen, die weiter wollen, logisch. Es ist eine Elendsökonomie, bei der Menschen aufeinander treffen, die viel zu gewinnen hoffen, aber nichts zu verlieren haben außer ihrem Leben. Oder ihrer Freiheit.

Auch Saeed Mohammed muss auf seiner Flucht, bei der Etappe nach Serbien, die Gegend um Sofia im westlichen Bulgarien passiert haben, Mitte August 2015, die Region also, aus der seine späteren Schlepper stammen, die Männer, die ihn ums Leben brachten.

Natürlich gleichen sich die Geschichten der Täter. Natürlich sind die Straßen, wo man die Häuser ihrer Familien findet, alle *staubig*, natürlich die Gegenden *trostlos* und die Häuser *unverputzt*, weil hier alles unverputzt ist, also schutzlos. Natürlich erzählen die Mütter, Frauen und Freunde dieser Männer alle dasselbe, Geschichten von Unschuld, Geschichten von verpassten oder nie ge habten Chancen, Geschichten von eigentlich guten Menschen.

So wie Goranka, die Mutter von Metodi G., die sich, während es in ihrem Flur nach Kartoffeln riecht, erinnert, wie sie ihren ältesten Sohn im November im Gefängnis in Kecskemét besuchte, in dem er seit einem Jahr sitzt. Eine Stunde sei sie bei ihm gewesen. Dass man ihn beschuldige, der Kopf der Bande zu sein, habe er gesagt, dass er aber unschuldig sei. Sie sagt, dass er regelmäßig Briefe schreibe, nichts über die Tat, nur, wie es ihm geht. "Es geht ihm schlecht", sagt die Mutter.

So wie Velichka, die Frau von Metodi G., die nebenan wohnt und beteuert, dass ihr Mann nicht der Anführer gewesen sei, er habe zwar den Kühllaster gekauft, "das stimmt, ich würde sonst lügen vor Gott", aber der Kopf sei ein anderer gewesen, der Afghane nämlich, der mit dem langen Namen, glaubt sie.

L. Samsoryamal, geb. am 06.01.1987 in Jalalabad, afghanischer Staatsangehöriger, whft in Budapest, Festnahme in Budapest am 27.08.2015, 5. Bezirk, Nyari Pal Utca 3/4/4.

Velichka, rotes Kleid, goldfarbene Fingernägel, wünscht sich nur noch, "dass es endlich zu Ende geht, dass endlich Anklage erhoben wird". Dann kriege ihr Mann 5, 10 oder 20 Jahre, und sie werde auf ihn warten. "Der Tag wird kommen, an dem ich

ihn vom Gefängnis abhole, und dann werden wir sehen, wie viel Zeit uns bleibt, bis wir sterben: 100 Tage, 10 Monate oder 10 Jahre."

Am nächsten Morgen sitzt Methodis Bruder Svetli vorm Haus und dreht sich eine Zigarette. "Mein Bruder ist ein Idiot", sagt Svetli. "Jeder hier hat Flüchtlinge über die Grenze geschleppt. Aber nur die Blödmänner lassen sich erwischen."

Leiche Nr 51: GAILANI Zinah Amer Ismael, 23, weiblich, Irak

Leiche Nr 52: RAHM Ahmad Shad, 6, männlich, Afghanistan

Leiche Nr 53: AL OBAIDI Mahmood Abdulmugheth, 29, männlich, Irak

Leiche Nr 54: RAHM Khuda, 37, männlich, Afghanistan

Die Fragen der Angehörigen

"Das Brutalste an meiner Arbeit", sagt Erwin Kepic, der Forensiker, "ist der Kontakt mit den Angehörigen." Er erinnert sich, wie in den Tagen nach dem Unglück eine Frau aus dem Irak in die Veterinärhalle kam, in der Kepic und seine Kollegen in ihren weißen Schutzanzügen die Habseligkeiten der Toten sichteten. Die Frau, eine Diplomatin, wie Kepic erfährt, kam mit dem Flugzeug und vermisst ihren Sohn. Sie entnehmen eine Speichelprobe aus ihrer Mundhöhle, wenige Stunden später ist bewiesen, dass ihr Fleisch und Blut, der Sohn, den sie geboren hat, unter den Toten ist. Die Mutter bleibt gefasst. Kepic wundert sich, warum die Mutter einen Flieger nehmen konnte, während ihr Sohn monatelang auf der Flucht war und sich in einen Laster zwängen musste. Er stellt ihr keine Frage, das ist nicht sein Job. Er veranlasst die Überführung des Leichnams in den Irak.

Die Angehörigen, auch diese Frau, hätten immer dieselben Fragen, sagt Kepic:

Musste er leiden?

Wie schnell kam der Tod?

Können wir ihn sehen?

Kepic sagt, "da muss man schon bei der Wahrheit bleiben", und hier habe er nicht einmal eine Notlüge bemühen müssen: "Es ging alles schnell. Sie starben bewusstlos." Dann rät er den Familien davon ab, sich die Verstorbenen noch einmal an-

zusehen, zu entsetzlich sähen sie aus, entstellt vom Tod und von der Hitze, manche kaum noch zu erkennen als Menschen. Kopic sagt: "Fast alle halten sich daran."

Leiche Nr 55: AHMED Herish Dino, 22, männlich, Irak

Leiche Nr 56: GAILANI Ali Amer Ismael, 33, männlich, Irak

Leiche Nr 57: SEDIQI Ahmad Bashir Yusuf, 26, männlich, Afghanistan

70 von 71 Toten sind durch DNA-Proben identifiziert, 15 Leichen wurden in Österreich begraben, 56 in die Heimatländer überführt.

Noch heute, ein Jahr danach, holen Kopic die Bilder ein. Für ihn ist der Laster eine Art Zäsur, er habe, so glaubt er, zu einem Sinneswandel in den Köpfen der Europäer geführt. Hätte es die Toten im Kühllaster nicht gegeben, wären später nicht täglich Tausende ins Land gekommen, hätte es keine Welle der Hilfsbereitschaft gegeben. "Wenn der Tod dieser Menschen überhaupt einen Sinn hatte", findet Kopic, "dann der, dass er vielleicht Hunderttausenden anderen Flüchtlingen das Leben rettete." Ohne sie wären die Nachfolgenden womöglich nicht an ihr Ziel gekommen, jedenfalls nicht so schnell und sicher.

Leiche Nr 58: ABDULKAREEM Aso Hama Salihk, 24, männlich, Irak

Leiche Nr 59: MUSTAFA Hussein, 34, männlich, Syrien

Leiche Nr 60: NAZARIYAN Behzad, 27, männlich, Iran

Leiche Nr 61: MOUHMED Smean Nasr, 24, männlich, Irak

Warnungen, zu spät

Einen Tag nachdem Saeed Mohammed seinem Bruder Ahmad am Telefon gesagt hat, dass nun sehr bald die letzte Etappe bevorstehe, die Fahrt nach Österreich und Deutschland, erhält der Bruder in Sulaimanija einen Anruf von einer ausländischen Nummer, die er nicht kennt.

Es ist der 25. August, der letzte Tag, bevor Saeed Mohammed in den Laster steigen wird. Am Telefon ist Cousin Ary, der schon Wochen vorher, nachdem die Gruppe in Bulgarien getrennt wurde, nach Ungarn geflüchtet, aber erst jetzt in Österreich angekommen ist. Er spricht schnell und aufgeregt, erzählt von einem Laster, in dem er, eingepfercht mit 32 Männern, von Budapest nach Wien gefahren sei. Er berichtet, er

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

habe stundenlang kaum Luft bekommen, sei in Panik geraten, um ein Haar darin erstickt. Ary Mohammed sagt: "Sorgt dafür, dass Saeed in einem Auto fährt, auf keinen Fall in einem Laster!"

Leiche Nr 62: AL MAWLA Murtadha Zuhair Abdulsahib, 28, männlich, Irak

Leiche Nr 63: ALI Herish Guli, 21, männlich, Irak

Ahmad sagt, er habe keine Sekunde gezögert. Er wählt noch einmal die Nummer seines Bruders, um ihn zu warnen. Er probiert es 20-mal, aber Saeed geht nicht mehr an sein Handy. Vielleicht ist der Akku leer, vielleicht hat er es irgendwo verloren. Noch in derselben Nacht fährt Ahmad Mohammed zum Haus von Jamal Quamishi, der "Garantie", der Kontakt zu den Schleppern in Ungarn hält. Er übergibt ihm ein Bündel mit Geldscheinen, 700 000 Dinar, fast 600 Dollar. Dafür, so verlangt er, soll sein Bruder Saeed in einem Taxi nach Österreich reisen, nicht in einem Laster. "Bloß nicht in einem Laster, hörst du?" Quamishi nickt, er steckt das Geld in seine Tasche.

Leiche Nr 64: RAFO Dakheel Badal, 34, männlich, Irak

Leiche Nr 65: KALI Ali Alend, 16, männlich, Irak

Am frühen Morgen des 26. August zwischen 4.30 Uhr und 5 Uhr in einem Wald bei der ungarischen Stadt Domaszék nahe der Grenze zu Serbien steigen Saeed Mohammed und die 70 anderen Flüchtlinge in den weißen Kühllaster. Die Fläche im Kühlraum beträgt, wie Beamte später messen, 14,26 Quadratmeter. Jeder Person bleibt rechnerisch eine Standfläche von 0,2 Quadratmetern. Saeed Mohammed und alle anderen haben ungefähr so viel Raum zum Stehen wie auf einem Türvorleger. Die Schlepper schließen die Türen.

Nach Beladung des LKW Kühltransporters mit den Flüchtlingen verschlossen sie die doppelflügelige Hecktüre mittels drehbarer Verriegelung und steckten zwecks Verhinderung des Verdrehens der Verriegelungshebel bzw Öffnens noch Eisendrähte durch die Sicherungsösen.

Am Steuer sitzt Ivaylo S. Die Fahrt von Domaszék nach Wien dauert mit einem Auto ungefähr vier Stunden. Ivaylo S., ohne Führerschein, startet den Motor und fährt los. Ihm folgt, in einem Audi A4, Vencislav T., der Mann, mit dessen Kredit S. in seiner Heimatstadt vor ein paar Monaten erfolglos ein kleines Café eröffnet hatte. Ven-

cislav T. ist der Aufpasser, sein Wagen dient als Spähfahrzeug. Erst fährt er in einem Abstand von einer bis fünf Minuten hinter dem Kühllaster, bis er ihn kurz vor der Grenze zu Österreich überholt, um danach in kurzem Abstand vor ihm zu fahren: Ausschau halten nach Polizei, nach möglichen Grenzkontrollen, das ist T.s Aufgabe.

Hinten im Kühlraum sehen Saeed und die andern nichts als Dunkelheit, vielleicht manchmal erleuchtet durch den fahlen Schein eines Mobiltelefons, in dem sich ein paar Blicke treffen, die Gesichter dicht an dicht. Was in der ersten Zeit der Fahrt im Kühlraum geschieht oder gesprochen wird, ob geflucht wird, gebetet oder gar gelacht, weil einer vielleicht einen Witz macht gegen die ungeheure Lage, in der man sich befindet, wissen wir nicht.

Saeed Mohammed sieht nicht die Felder mit vertrockneten Sonnenblumen, die der Wagen passiert, nicht die Windräder, die Naturschutzgebiete, nicht die verheißungsvollen Ortsschilder mit dem goldfarbenen Sternenkreis der Europäischen Union, die an Ungarns Autobahnen stehen. Die Flüchtlinge, höchstwahrscheinlich, fahren vorbei am Autohandel Dejavu Crystal, wo die Schlepper den Wagen gekauft haben, der zum Massengrab wird. Sie fahren vorbei an Plakaten mit der Aufschrift "Time for a Break", vorbei an orangefarbenen Notrufsäulen, an Autobahnrasthöfen mit Acht-Euro-Betten die Nacht, an Filialen der Puffkette Paradiso, sie nähern sich Budapest.

Der Innenraum des Kühlaufbaus, welcher bauartmäßig luftdicht ausgeführt war, wies ein Volumen von circa 30,5 m³ an Luftinhalt auf. Es bestanden keinerlei Luftzufuhröffnungen.

Gab es Schreie? Es muss den Moment gegeben haben, da Saeed und die anderen in ihrem Gefängnis bemerken, dass ihnen der Sauerstoff ausgeht, dass es gefährlich wird.

Schreit auch Saeed? Oder verhält er sich ruhig, wie es immer seine Art war? Ängstigt er sich zu Tode, bevor er stirbt, oder raubt ihm der fehlende Sauerstoff so früh das Bewusstsein, dass er wenig bemerkt?

Fahrerkabine und Kühlraum des Lasters grenzen nicht aneinander, es gibt einen Zwischenraum, anders als beim Mercedes Sprinter, dem Auto, das die Schlepper wahrscheinlich auf anderen Fahrten nutzten. Es ist nicht klar, ob Ivaylo S. die Men-

schen, die er in den Tod fährt, hören kann, wenn sie geschrien haben sollten. Egal, ob das Radio läuft oder nicht.

Leiche Nr 66: AHMED Alan Hamad, 23, männlich, Irak

Leiche Nr 67: HAMAD Sarbaz Muaed, 28, männlich, Irak

Eine andere Schlepperfahrt

Einen Monat bevor Harald Seitz und sein Kollege den Kühllaster in Parndorf finden, nehmen österreichische Ermittler die Aussagen von Flüchtlingen auf, die mit großer Wahrscheinlichkeit von den gleichen Schleppern nach Österreich gebracht wurden, von Kassim S., Metodi G. und Samsoryamal S., deren Namen und Porträtbilder sich neben weiteren auch in den Ermittlungspapieren zu diesem Fall finden.

Diese Flüchtlinge, es sind über 50, fahren nicht in einem Kühllaster, sondern in einem weißen Transporter, einem Mercedes Sprinter.

Diese Flüchtlinge überleben, weil sie sich bemerkbar machen können. Der Fahrer, so die Zeugenaussagen, hält mehrmals an während der Fahrt, öffnet die Türen, reicht den Menschen Wasserflaschen. In Österreich aber streikt der Wagen, der Schleuser lässt ihn verschlossen stehen, auch in einer Pannenbucht auf der A4, und flieht. Die folgenden Sätze verschiedener Flüchtlinge zeigen, wie es sich anfühlt im Inneren eines Schlepperfahrzeugs auf Europas Autobahnen.

Hier sprechen die Lebenden für die Toten.

Letztendlich gelangten wir und andere Geschleppte in das Fahrzeug. Jedenfalls wurden wir richtiggehend hineingeschoben. Danach verschloss irgendwer von außen die Türen.

Auf der Ladefläche befanden sich auch viele Frauen und Kinder.

Ich gebe an, dass es sehr wenig Luft zum Atmen gab.

Nach einiger Zeit, es war sehr heiß und stickig, begannen die Leute auf der Ladefläche zu schreien, da sie Angst hatten zu ersticken.

Der Laderaum war völlig dunkel, und wir hatten kein Fenster und auch keinen Blick zur Fahrerkabine.

Einer der Fahrer rief hinein, dass wir alle ruhig sein sollen.

Ausgestiegen ist während der Fahrt niemand. Man hätte uns geschlagen.

Wir begannen, die Verkleidung im Inneren des Fahrzeugs herunterzureißen in der Hoffnung, dass dadurch mehr Luft in das Fahrzeug gelangt.

Da es sehr eng und stickig war, wir keine Luft bekamen und wir alle Angst um unser Leben und geschrien hatten, hielt das Fahrzeug an.

Die gesamte Fahrt dauerte meiner Meinung nach etwa sechs bis sieben Stunden.

Irgendwann kam das Fahrzeug zum Stillstand. Da nach 20 Minuten nichts geschah, brachen wir die Tür selbstständig auf.

Nach dem Ausstieg bemerkten wir, dass niemand da war, damit meine ich, dass keine Fahrer mehr anwesend waren.

Danach wurden wir von der Polizei aufgegriffen.

Um exakt 9.27 Uhr am 26. August, so erkennen die Ermittler später aufgrund der Mobiltelefondaten, ruft Vencislav T., der Aufpasser im Begleitfahrzeug, den Fahrer des Kühllasters an, Ivaylo S., der soeben die Grenze zu Österreich hinter sich lässt. Kurz darauf, um 9.35 Uhr, bringt S. den Laster in der Pannenbucht zum Stehen und erhält einen weiteren Anruf von T.

T. Vencislav wählte am 26.08.2015, um 09.35.12 Uhr, mit seiner bulgarischen Rufnummer +359 877547230 die ungarische Rufnummer +36 205804694 von S. Ivaylo und führte ein 32 Sekunden dauerndes Gespräch. Dabei war er im Bereich des T-Mobile-Senders 7111 Parndorf, Designer Outlet Straße 1, eingeloggt.

Ivaylo S. verlässt den Lkw und nimmt die Schlüssel mit. Er schließt die Führerkabine nicht ab, lässt aber die Türen des Kühlraums verriegelt. "Mit hoher Wahrscheinlichkeit", so die Akten, steigt er nun in den schwarzen Audi von Vencislav T. Die beiden fahren weiter Richtung Wien. Der Laster bleibt zurück.

Was die zwei Bulgaren am Telefon besprechen, ob sie einander nervös anschreien oder ruhig die nächsten Schritte besprechen, wissen wir nicht.

Möglich, dass sie bereits wissen, dass sie keine Flüchtlinge mehr auf der Ladefläche haben, sondern Leichen. Möglich ist auch, dass die Schlepper nicht wissen um den Tod ihrer Fracht. Vielleicht stellen sie sich die Frage gar nicht. Dass sie den Lade-

raum verschlossen zurücklassen, ist nicht untypisch, bei der Fahrt mit dem Mercedes Sprinter war das Vorgehen dasselbe.

Möglich, dass sie dachten: Die werden sich schon selber befreien, bloß weg von hier.

Die Schlepper haben ihren Teil des Deals erfüllt: Die Ware, mit der sie Handel treiben und die sie in Ungarn einladen, befindet sich nun in Österreich.

Leiche Nr 68: RAHM Mustafa, 11, männlich, Afghanistan

Der Tod durch Erstickten in einem abgedichteten Raum wie dem Laderaum des Kühllasters tritt ein, wenn der Sauerstoffanteil in der Atemluft zu tief und jener des Kohlendioxids zu hoch ist. Der Forensiker Erwin Kepic weiß aus dem Gutachten des Kfz-Sachverständigen, der die verfügbare Luft für die Anzahl der Personen berechnet: Schon eine "3/4 Stunde bis 1 Stunde" nach der Abfahrt aus Ungarn muss das hier der Fall gewesen sein. Die Flüchtlinge verenden noch vor Budapest.

Todeseintritt zwischen 04:45 Uhr bis spätestens 06:50 Uhr

Autobahn zwischen M5 Domaszék Strkm 164,7 und M5 Ócsa Strkm 29,3

Normale Atemluft enthält 21 Prozent Sauerstoff. Sinkt der Anteil auf 18 bis 11 Prozent, sind körperliche und geistige Leistungsfähigkeit beeinträchtigt. Die Lunge, so erklärt Kepic, kann den natürlichen Austausch von Sauerstoff und Kohlendioxid nicht mehr vollziehen. Der Anteil an CO₂ steigt, die Atmung wird schneller, die Pulsfrequenz erhöht sich. In diesem Stadium kann sogar so etwas wie eine kurze Euphorie ausgelöst werden. Bei einem Sauerstoffgehalt von unter 11 Prozent beginnt das Todesrisiko.

Eigentlich ist Ersticken ein langsamer, grauenvoller Tod. Doch die Wiener Pathologen fanden, anders als in ähnlichen Fällen, nichts, was auf einen langen und panischen Todeskampf schließen ließe, keine Kratzspuren, keine Hautpartikel unter den Fingernägeln, kein erhöhtes Adrenalin im Blut. Von den Mobiltelefonen wurden keine Notrufe abgesetzt, keine letzten SMS geschrieben.

Spurensucher Kepic und seine Kollegen haben den Laster mit Streulicht ausgeleuchtet und mit Lupen untersucht. Sie fanden keine Spuren, die darauf hindeuteten, dass die Opfer versucht hätten, die Tür aufzubrechen oder Löcher in die Innenwand zu

bohren oder zu treten. Kepic glaubt, dass sich die Flüchtlinge der Lebensgefahr, in der sie sich befanden, kaum bewusst wurden, und wenn doch, dann nur für kurze Zeit.

Bereits nach wenigen Minuten mit nur noch zehn Prozent Sauerstoff kann der Mensch das Bewusstsein verlieren. Kepic nimmt an, dass im Inneren des mit Menschen vollgepferchten Lasters eine Temperatur zwischen 50 und 60 Grad Celsius herrschte, was den Bewusstseinsverlust zusätzlich beschleunigte. Die Atmung schnappt, das Herz rast, dann setzt beides aus. Der Blutdruck fällt, es kommt zum Kollaps, Atemstillstand, Herzstillstand.

71 Menschen, soeben noch am Leben, dann plötzlich alle tot. Als hätte jemand einen Schalter umgelegt.

Leiche Nr 69: RAHM Lida, 10 Monate, weiblich, Afghanistan

Leiche Nr 70: RAHM Shakareh, 28, weiblich, Afghanistan

Fünf Tage vergehen seit dem letzten Anruf von Saeed bei seinem Bruder Ahmad in Sulaimanija. In der sechsten Nacht, als Ahmad Mohammed im Irak den Fernseher einschaltet, sieht er einen Bericht über 71 tote Flüchtlinge, gefunden in Österreich, erstickt in einem ungarischen Hühnerlaster. Er sieht Bilder von Menschen in weißen Schutzanzügen, Polizeiautos, Leichenwagen.

Noch eine ganze Woche bleiben Ahmad Mohammed, seine Eltern, Brüder und Schwestern im Ungewissen. Dann erhalten sie wieder einen Anruf aus Österreich. Ein Übersetzer der Polizei teilt ihnen mit, auch Saeed war in dem Laster, zusammen mit drei anderen Männern aus Sulaimanija. Sein Reisepass und Medikamente, ausgestellt auf seinen Namen, wurden gefunden.

Ahmad Mohammed sagt kein Wort. Er hält sein Handy in der Hand, aber er hört nicht mehr zu, versteht nur noch die Frage, ob Saeeds Leiche in Wien oder in Sulaimanija begraben werden soll. Am Abend ruft er die Väter und Brüder der vier Freunde vor Saeeds altem Haus zusammen, überbringt ihnen die Nachricht. Die Männer fallen auf die Knie und weinen. "Sie wollten an einen besseren Ort", sagt Ahmad, "jetzt hat Allah sie genommen."

Eine erloschene Kerze an der A 4

Wer die Parkbucht bei Parndorf zu Fuß erreichen will, muss eine Böschung hinunterklettern, durch ein Maisfeld laufen, unter einem wilden Apfelbaum durchs Gestrüpp kriechen. Dann steht man an einem metallenen Zaun, der die Parkbucht umschließt. Dort blüht Kamille. In den Zaun hat jemand ein paar bunte Blumen aus Plastik gesteckt. Auf dem Boden steht in einem Windlicht eine erloschene Kerze. Auf der Autobahn rauschen die Autos vorbei, auch weiße Laster.

Leiche Nr 71: MUSTAFA Raman Khalil, 21, männlich, Syrien

Am 19. September, drei Wochen nach ihrem Tod, werden die Überreste von Saeed Mohammed und der drei weiteren Männer aus Sulaimanija in einer Transportmaschine von Wien nach Kurdistan geflogen. Als der Sarg mit Saeeds Namen über das Gepäckband am Flughafen läuft, schreien seine Eltern auf. In weißen Leinentüchern werden die Toten einen Tag lang durch die Stadt getragen, mehr als zehntausend Menschen folgen ihnen. Ahmad Mohammed beerdigt seinen Bruder gemeinsam mit den anderen Verstorbenen auf dem höchsten Berg der Stadt, nebeneinander, mit dem Gesicht Richtung Mekka.

Vier Tafeln aus grauem Stein erinnern heute an ihr Schicksal.

Auf einer von ihnen steht in arabischer Schrift: "Saeed Othman Mohammed, geboren in Sulaimanija, getötet an der Grenze zu Österreich, Europa."

Herr Preuß schreibt Geschichte

Was treibt Menschen zu Pegida? Einer von ihnen ist Torsten Preuß. Er war: Dissident, Punk, Reporter, Surfer, Buchautor. Er hatte immer nur Sehnsucht und Wut. Jetzt scheint er eine Heimat gefunden zu haben.

Von Alexander Osang, DER SPIEGEL, 14.05.2016

Als Torsten Preuß mich schließlich anspricht, bin ich am unergründlichen Wesen des Dresdner Bürgers fast verzweifelt. Es ist ein kalter, sonniger Sonntagnachmittag. Am Königsufer der Elbe jubeln 8000 Pegida-Anhänger einem rechtspopulistischen Gruß zu, der von einer Videowand übertragen wird. Unten am Fluss spielt ein Mann mit einem Schäferhund. Am anderen Elbufer redet Katja Kipping gegen den Rechtsruck an. Die schönsten Plätze der Stadt sind von Pegida beziehungsweise ihren Gegnern blockiert. Der Demo-Plan, der heute der "Sächsischen Zeitung" beiliegt, erinnert an ein Brettspiel. Seit Monaten sehe ich mir das an, weiß aber immer noch nichts über die wahre Seele des Dresdners. Da ruft jemand in einer bauschigen blauen Jacke: "Mensch, Alex!"

Das ist Preuß.

Ich hätte ihn am anderen Elbufer vermutet. Der Torsten Preuß, an den ich mich erinnere, war ein langhaariger Chaot, der Grenzen hasste und nicht einforderte. Wir waren Mitte der Neunziger Reporter bei der "Berliner Zeitung". Preuß wollte keine Festanstellung, weil er die grauen Berliner Winter lieber in Thailand aussaß. Er hielt es nie lange irgendwo aus. Er schrieb ein paar bewegende Texte für unsere Zeitung, hatte kurzzeitig den Plan, den Ostberliner Wendepfarrer Thomas Krüger zum Bundeskanzler zu machen, und ging, als das nicht funktionierte, nach Australien. Er lebte acht Jahre lang dort, surfte und schrieb am großen Wenderoman.

Ich hatte noch ein Buch, das er mir mal geborgt hatte, weil es meinen Blick auf die Welt verändern würde, wie er sagte. "Grün ist die Hoffnung". Ein Kifferroman von T. C. Boyle. Das letzte Mal sah ich ihn, als er in einer Berliner Kneipe aus seinem im Eigenverlag erschienenen Roman las. Eine fast 700 Seiten dicke deutsche Liebesgeschichte. Neben ihm saß seine Frau Katrin, zu seinen Füßen lag ein riesiger Hund namens Boy. Es waren vielleicht 15 Leute da. Später kam noch jemand, der einen Joint gegen das Buch tauschte. Das ist neun Jahre her.

Was macht er hier? Bei Pegida?

"Es ging nicht anders", sagt Preuß.

Er ist randvoll mit Beweggründen, sie platzen nur so aus ihm heraus.

Er hat seit zwei, drei Jahren das Gefühl, in einer historischen Zeit zu leben, sagt er, vergleichbar mit der Zeit des Mauerfalls. Damals lebte er in Westberlin. Er war 1984, mit 20, ausgereist, um dem Osten zu entfliehen, dem verdammten Dresden, vielleicht auch seinem Vater, einem hohen Offizier. Preuß wohnte in Kreuzberg und arbeitete als Bühnentechniker für die Schaubühne. In jenen Stunden, als die Mauer fiel, saß er in einer Kneipe am Potsdamer Platz, schrieb seine Gefühle auf Bierdeckel und begriff, dass hier seine Berufung lag. Er ging zur "taz", besuchte die Münchner Journalistenschule und beschrieb fürs Fernsehen, für Zeitungen und verschiedene Magazine seine neue Heimat. Als alles erzählt war, ging er nach Australien. Bei seiner Rückkehr fühlte Preuß Gleichgültigkeit. Helmut Kohl, den er aus tiefstem Herzen bewundert, saß stumm im Rollstuhl. Dresden wurde von Durchschnittstypen regiert, die den Geist von 1989 nicht gekannt oder vergessen hatten. Die meisten waren Westdeutsche, die sich, so Preuß, schämten, Deutsche zu sein. Es ist eine Scham, die er nie empfunden hat.

"Wir leben im besten Land der Welt", sagt er.

Er wollte seinen Landsleuten etwas von diesem Nationalstolz vermitteln, den er fühlte.

Er schrieb hier und da kleine Texte, arbeitete ein bisschen an seinem "blauen Buch", einer Art Populärgeschichte der Deutschen; Marx, Hitler und all die anderen. Er schuf das Blog "The Preuss of Germany" und eine "Weltausgabe" seines Liebesro-

mans, aber beides funktionierte nicht richtig. Sein Sohn Paul zog nach Berlin, um Immobilienmakler zu werden, die Frau arbeitete, der Hund starb. Preuß wurde erst mal Mitglied der FDP. Das war vor drei Jahren. Er ließ sich die langen Haare abschneiden, kaufte sich einen Anzug und machte Wahlkampf in der Dresdner Neustadt, keine FDP-Hochburg, wirklich nicht. Preuß zog in seinem Anzug durch Feindesland, kämpfte, aber die Liberaldemokraten schienen genauso angstgetrieben zu sein wie alle anderen deutschen Parteien.

Bei Pegida fühlte er sich seit langer Zeit wieder zu Hause, sagt er. Hier traf er Leute, die sagten, was sie dachten. Leute, die das Gefühl hatten, ihre Heimat zu verlieren. Preuß fühlte genauso, ohne umreißen zu können, was ihm da eigentlich aus den Händen rutschte.

Deutschland? Ostdeutschland? Sachsen? Dresden?

Im letzten Sommer redete er zum ersten Mal auf einer Kundgebung vorm Schloss. Er verlas seinen Brief an Deutschland. Darin hieß es: "Wenn die Probleme von Ausländern wichtiger sind als die von Inländern, schafft sich ein Land ab."

Seine Frau hatte versucht, ihm das auszureden, aber Preuß wollte dabei sein, wenn dieser Zug losfährt, wie er sagt.

"Ich will mithelfen, Deutschland zu verändern. Ich habe die Augen der Zuhörer leuchten sehen, als ich ihnen sagte: ,Wir sind die Guten!' Ich habe mich echt gefühlt wie Jesus."

Sein Blick geht in den Sonnenuntergang. Ab und zu ist er schlecht zu verstehen, weil die Leute in unserem Rücken "Merkel muss weg!" brüllen beziehungsweise "Abschieben! Abschieben!"

Als am Ende die Nationalhymne angestimmt wird, singt Torsten Preuß nicht mit. Er kann das nicht, sagt er. Die Versammlung löst sich auf wie ein Fußballspiel. Die Menschen ziehen an der Elbe entlang nach Hause.

"So friedlich, so friedlich", ruft Preuß. "Das ist der Geist von 89."

Wir gehen über den Fußgängerboulevard der Neustadt, gesäumt von Plattenbauten, in denen früher die DDR-Oberschicht wohnte und heute Torsten Preuß. Er

ist in die Höhle des Löwen gezogen. Am Anfang des Boulevards steht das goldene Denkmal von August dem Starken, am Ende ist die Kneipe, in der Wladimir Putin verkehrte, als er hier für den KGB stationiert war. Irgendwo hier müssen auch die Abgesandten der PKK gestanden haben, die Pegida wachgeküsst haben. An denen lief, so Preuß, der Lutz Bachmann vorbei und dachte sich: Das kann doch nicht sein. Die kurdischen Terroristen sammeln mitten in einer deutschen Fußgängerzone Geld. Er würde mir Lutz Bachmann gern vorstellen, aber der ist irgendwie verschwunden. Vielleicht ausgebrannt, sagt Preuß. Es sei alles so groß geworden.

Ihm fällt Lothar Lange ein, ein niedersächsischer Fotograf, der heute Abend ganz in der Nähe eine Ausstellung eröffnet. Lange tigert durch das Foyer eines kleinen Theaters, zitiert Büchner und Marx und beschimpft die alte Bundesrepublik. "Ich will, dass die Geschichte die Mauertoten nicht schlimmer bewertet als die Vietnamesen, die sterben mussten, weil Richard von Weizsäcker Agent Orange produzierte", ruft er.

Dann gibt es Schnittchen und Wein. Die Bilder hat Lange in den Jahren 1990 und 91 in Dresden aufgenommen, sie zeigen, mit wie viel Hoffnung und Naivität die Ostdeutschen ihr neues Leben ausprobierten. Irgendwann kommen ein paar Linke aus der Neustadt, die Preuß umarmt. Er kaufe sein Gras bei ihnen, sagt er.

All das Unergründliche der Pegida-Demonstrationen, wo Israelfahnen neben Reichskriegsflaggen wehen, steckt auch in Preuß. Die Romantik und die Angst, das Bedrohliche und das Lächerliche, das Linke und das Rechte, der Kleinmut und der Großmut.

Zitieren Nazis Bukowski? Fürchten sich Surfer vor Überfremdung?

Nachts lese ich auf dem Hotelzimmer das Pegida-Buch, das mir die Dresdner Buchhändlerin Susanne Dagen empfohlen hat. Ihre Loschwitzer Buchhandlung ist im vorigen Jahr unter die fünf besonders herausragenden deutschen Buchhandlungen gewählt worden. Das Buch heißt "Spaziergänge über den Horizont", und so ist es auch. Die Moritat vom aufrechten Sachsen mit reichlich Wetterbeschreibung, auf Seite 118 erscheint Torsten Preuß: "Unfehlbar ist dieser Torsten Preuß, der jetzt auf dem Schlossplatz vom Pegida-Wagen zu den Versammelten spricht, nicht weit von der Stelle, an der ein Pflasterstein den Standort des Kaisers Napoleon bei der Truppenpa-

rade im August 1813 bezeichnet. Es gibt eben keine Zufälle im Leben, vorausgesetzt, man bleibt aufmerksam. Preuß ist einer der wenigen Heimkehrer unter den geborenen Dresdnern, der sich aus dem klebrigen Netz der Medienszene wieder herausgearbeitet hat."

Napoleon und die Lügenpresse.

Bei einem Frühstück erfahre ich, dass die beste Buchhändlerin Dresdens mit Pegida sympathisiert. Sie ist noch nie marschiert, aber sie hält die Bewegung für einen Ausdruck der nicht bewältigten Ost-West-Konflikte. Große Teile von Loschwitz gehören doch inzwischen Westdeutschen, sagt Susanne Dagen. Die bestimmten den Diskurs, nicht die Dresdner. Wenn ein Dresdner einen Roman schreibe, erklärten die westdeutschen Rezensenten, wie er zu verstehen sei. Das habe sie im Übrigen auch Innenminister Thomas de Maizière erzählt, der bei ihr seit Jahren Bücher kaufe.

Aber was ist mit dem Ausländerhass? Man muss ja nur einmal mit dem Zug durch die Innenstadt marschieren und sich anhören, was die Leute so über Kanaken und Kameltreiber erzählten, die klauen und hilflose deutsche Mädchen schänden.

"Ich habe auch zwei Töchter", sagt Susanne Dagen und schaut in ihren Tee.

Fragt man Torsten Preuß nach der Flüchtlingspolitik, antwortet er: "Das Problem sind nicht die Ausländer, sondern wir Deutschen. Wir sind nämlich keine mehr. Wir haben uns diesen ganzen Selbsthass der westdeutschen 68er aufzwingen lassen. Wir müssen wieder lernen, uns zu lieben."

Preuß sitzt in seinem schmalen Wohnzimmer, einbetoniert in die Möglichkeiten des späten DDR-Wohnungsbaus, im Bücherregal Videos, Plüschtiere, die "Bild"-Zeitung und Devotionalien von Dynamo Dresden. Er ist bei jedem Heimspiel, K-Block. Katrin, die Liebe seines Lebens, sitzt draußen auf dem Balkon, raucht und schaut auf die Spaziergänger.

"Ich habe zwölf Jahre in Kreuzberg gelebt, alle meine Buddys waren Türken", sagt er. "Meine Schwester hat einen Algerier geheiratet. Meine Neffen sind Muslime. Karim und Soufian Benyamina, beides Fußballer. Ich liebe die Jungs. Aber deswegen höre ich doch nicht auf, Deutscher zu sein. Wenn du keine Heimat mehr hast, keine Identität, dann bist du nichts mehr."

Er starrt. Eine Hand liegt auf dem Manuskript seines blauen Deutschlandbuchs, aus dem er gelegentlich zitiert wie aus einem Klassiker der Weltliteratur. Eine Lektorin von Ullstein hat es mal gelesen, hielt es aber für nicht druckbar. Zu roh. Preuß hat noch das Ablehnungsschreiben. Er hat die Empfehlungsschreiben der Münchner Journalistenschule an den "Stern" und an Günther Jauch. Preuß wird darin als einzigartiges Talent geschildert. Er hat auch einen Brief, in dem sich Helmut Kohl dafür bedankt, dass er ihm seinen Liebesroman zugeschickt hat. Kohl wünscht ihm viel Glück "bei seiner weiteren schriftstellerischen Arbeit". Der Briefbogen ist mit einer Plastikfolie geschützt, weil Torsten Preuß ihn oft herausholt.

Man fragt sich, was eigentlich seine Heimat ist. Nach all dem Rumgerenne.

Er redet vom Grünen Gewölbe, vom K-Block und der antifaschistischen Tradition der Ostdeutschen. Er vermisse Thailand, sagt er, aber das könne er sich im Moment nicht leisten. Er habe ja keine Einnahmen, außer der kleinen Rente, die er bekomme, weil ihm vor 30 Jahren mal ein Teil der Schaubühnen-Kulisse auf den Fuß gekracht ist. 500 Kilogramm schwer. Eine Peter-Stein-Inszenierung. Das Bein ist bis heute steif. Torsten Preuß redet sich aus dem Handicap heraus. Er redet von den neuen Männern, die das Land brauche. Er sei ein Kandidat. Im nächsten Jahr sei Bundestagswahl.

"Ich bin auf Kanzlertour", sagt Preuß.

"Beruhige dich mal wieder", sagt Katrin, als sie vom Balkon zurückkommt. Sie erzählt von der letzten Landtagswahl in Sachsen, 2014, als die FDP baden ging. Damals zeigten sie in den "Tagesthemen" ein Bild mit zwei fassungslosen Gesichtern. Ihres und Torstens. Daneben stand Caren Miosga und redete von Untergang.

"Dabei hab ich gar nichts mit der FDP zu tun", sagt sie.

"Katrin will sowieso nur wieder raus aus Deutschland", sagt Preuß. "Nach Australien oder Amerika."

Er kichert. Katrin nickt.

"Zieh dich lieber warm an, wenn du nachher rausgehst", sagt seine Frau. Sie hat in Australien bei Woolworth Regale eingeräumt, als das Geld alle war und ihr Mann glaubte, die deutsche Geschichte neu schreiben zu müssen. Als dann in den Zeitungen

stand, dass Uwe Tellkamp den großen Dresdner Wenderoman vorgelegt habe, sagte sie zu Preuß: Wolltest du den nicht schreiben?

Es ist wieder Montag, Pegida trifft sich heute vor der Frauenkirche. 3000 Leute kommen, vielleicht 4000. Preuß beredet mit Pegida-Star Tatjana Festerling, wann er das nächste Mal zum Volk spricht. Nach der Kundgebung trifft er sich mit ein paar Pegida-Gängern in einer Neustädter Kneipe: ein pensionierter Ingenieur, der Leiter eines Reisebüros, ein Mann, der eine Wohnungsvermittlung betreibt, ein Antiquar und ein westdeutscher Politologe, der zurzeit in Budapest lebt. Sie reden über Struktur und Ursprünge von Pegida wie über eine Gesellschaftsformation. Einer sagt, das Elbehochwasser habe sie zusammengeführt. Die Flut habe ihnen Selbstbewusstsein zurückgegeben und Identität. Am Ende sagt der pensionierte Ingenieur, dass seine Tochter ihn nicht mehr besuche, seit sie weiß, dass er zu Pegida geht. Das sei bedauerlich, weil er seine Enkelkinder nicht mehr sehen könne. Aber was soll er machen. Es klingt, als zöge er in einen "heiligen Krieg".

Torsten Preuß wirft ab und zu einen Spruch in die Runde. "Die Islamisierung hat lange angefangen!" – "Helmut Kohl ist doch hier gewählt worden, nicht im Westen!"

Er wirkt fremd. Zu laut, zu abgedreht, zu unberechenbar. Es sind nicht seine Leute. Aber wo sind die noch? Die "Dresdner Morgenpost", für die er früher ab und zu geschrieben hat, druckt nichts mehr von ihm, seit er bei Pegida ist. Auch die Landeszentrale für politische Bildung, für die er an Schulen über seine Flucht aus der DDR berichtete, bucht ihn nicht mehr. Ein paar Tage später kommt es zum Bruch mit der FDP. Als der Kreisparteitag sich von Pegida distanziert, explodiert Torsten Preuß.

"Mich kotzt diese Hetze an, mich kotzt diese Partei an", schreit er und verlässt den Saal.

Ein paar Tage später kommt Post vom Kreisvorsitzenden Holger Hase.

"Vielleicht ist die FDP ja wirklich nicht ‚Ihre‘ Partei", schreibt der Kreisvorsitzende. "Ich lege Ihnen deshalb einen Parteiaustritt nahe."

"Es ist wie im Politbüro", sagt Preuß.

Er denke gar nicht daran auszutreten. Sie müssen sich schon die Mühe machen, ihn rauszuwerfen. Dann gibt es wieder ein wenig Aufmerksamkeit, in die hinein

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

er erzählen kann, was ihm wichtig ist. Jetzt muss er erst mal nach Bautzen, wo die Bewegung "Wir sind Deutschland" ihn als Redner eingeladen hat. Katrin kann nicht mitkommen, sie hat sich den Arm gebrochen. Er nimmt das Moped.

Die 200 Bautzener Bürger auf dem Marktplatz scheinen überrascht, wie laut und emotional es wird, als Torsten Preuß die Bühne betritt. Er attackiert Sahra Wagenknecht, die "Hamburger Morgenpost", den Westen sowie den Kommunismus und verabschiedet sich nach 20 Minuten mit den Worten: "Mein Name ist Torsten Preuß, ich will Deutschland von Grund auf ändern."

Der Applaus ist verhalten.

In einem Café in der Fußgängerzone redet Preuß noch eine Stunde weiter. Ununterbrochen. Über Kommunisten, Kapitalisten, Trump, Merkel, Kohl, die Schönheit Sachsens und die Arschlöcher, die ihm das Sommermärchen schlechtmachen wollen, weil sie Deutschland nicht lieben können; über Dynamo, Putin, Muslime, ein ehemaliges Hotel in Laubegast, das in ein Flüchtlingsheim verwandelt wird, Francis Ford Coppola, seine Fußballkarriere und die seines Sohnes, über eine Nahtoderfahrung, die er in Australien hatte, über die Nacht des Mauerfalls und einen armenischen Juden, den er auf einem FDP-Parteitag getroffen zu haben glaubt, obwohl ihn sonst niemand sah.

Irgendwann kann ich nicht mehr mitschreiben. Ich sitze einfach da und habe das Gefühl, in den Bewusstseinsstrom von Pegida zu schauen, während es draußen langsam dunkel wird. Kurz vor Dresden wird "The Preuss of Germany" auf seinem kleinen Moped von der Nacht verschluckt.

Zwei Wochen später taucht er in Heidenau wieder auf, wie Bautzen ein Ortsname, der für das dunkle Ostdeutschland steht. Eine lokale AfD-Frau mit blonden zurückgepeitschten Haaren sagt ihn an. Vorm Rathaus stehen 40 Leute. Preuß richtet sich an Deutschland, wenn nicht an die Welt.

Er ist mit dem Vorortzug gekommen. Die Zulassung für sein Moped ist inzwischen abgelaufen, und er hat kein Geld für eine neue. Die letzten Stunden vor der Demo saß er in einem Stadtcafé, erklärte den anderen Gästen, dass er auf "Kanzler-tour" sei, und verteilte Visitenkarten, auf denen steht: Torsten Preuß, Journalist und

Verleger. Eine alte Frau bot ihm dafür einen Beutel Knochen an. Jetzt steht er auf dem Rathausbalkon von Heidenau, warnt vor Überfremdung und der Westpresse und erinnert die Menschen daran, dass der Kommunismus schlecht für sie war.

"Die Rothschild-Kapitalisten sind schlimmer", schreit ein Mann.

"Hör doch auf", sagt Preuß. "Wir sind keine Faschisten, wir sind die Guten."

Im Zug fahren wir an Dresden-Reick vorbei, wo Preuß groß wurde. Immer auf der Straße, sagt er. In seiner Autobiografie lernt man einen Jungen kennen, der sich nach Jeans sehnte, nach Lindenberg-Platten und Reisen in warme Länder, aber nicht nach bürgerlicher Demokratie und Pressefreiheit. Er geriet nicht mit der Diktatur aneinander, weil er Flugblätter verteilte, sondern selbst gemachten Schmuck verkaufte. Als er endlich in Westberlin ankam, hat er zu allererst ein Glas Nutella ausgelöffelt. Ein großes. Er ließ sich "auf Traumatisierung" krankschreiben und reiste in all die warmen Länder, von denen er geträumt hatte. Er schrieb Katrin, die in Dresden auf ihre Ausreise wartete, Karten aus Athen, Jerusalem, Kairo und Barcelona. Er sammelte Stempel aus allen Kontinenten in seinem Pass. Den Pass hat er noch. Er erinnert ihn an die guten Zeiten, jetzt, da er auf die Regionalbahn angewiesen ist.

Am Dresdner Bahnhof würde Preuß gern Elemir vorstellen, einen Rumänen, der hier manchmal schläft. Er hat dem Mann im Winter den besten Schlafsack gegeben, den sie besaßen. Es war so kalt. Elemir ist nicht da. Preuß zeigt das Handyvideo vom 65. Geburtstag des Mannes, den sie hier gefeiert haben. Der Bildschirm ist schwarz, man hört Gesänge von Menschen, einmal taucht Preuß' Gesicht aus der Dunkelheit auf. Betrunknen, aber glücklich. Er ruft: "Geil."

Manchmal erzählt er, wie verloren er sich fühlte, als er 1984 in Westberlin ankam. Mit 20. Katrin und Paul warteten in Dresden noch jahrelang auf ihre Ausreise. Der schlimmste Moment war, als er mit seinem zerschmetterten Bein im Krankenhaus lag. Die Ärzte redeten von Amputation, er bekam Morphium und einen Brief aus der Staatskanzlei von Franz Josef Strauß, den er gebeten hatte, seiner Familie bei der Ausreise zu helfen. Strauß' Büro schrieb: Es sieht schlecht aus. Preuß fühlte sich von allen alleingelassen. Er hasste die Ostfunktionäre, aber auch die Westbürokraten, die immer nur redeten. Das brennt immer noch in ihm. Die Enttäuschung über das gelobte Land.

Die Selbstsucht der reichen Verwandten. Besonders sauer ist er auf die Linken und die Grünen, die er Wasser-Prediger und Wein-Säufer nennt. Sie haben den Osten hängen lassen, sagt er.

Torsten Preuß ist ein Heimatvertriebener, der eigentlich nie eine Heimat hatte, sondern immer nur Sehnsucht und Wut. Das macht sein Schicksal so tragisch, berührend und gefährlich.

Am Dresdner Bürgerdialog im Mai nehme er nicht mehr teil, weil er Angst habe, die Kontrolle zu verlieren, sagt er. Er müsse jetzt den nächsten Schritt gehen.

Zu Hause wartet sein Vater. Er guckt mit Katrin "Let's Dance" auf RTL. Der Mann ist 82 Jahre alt, aber fit. Morgen will er an einem Zehn-Kilometer-Lauf durch die Dresdner Innenstadt teilnehmen.

Der Vater war operativer Offizier der DDR-Sicherheitskräfte, sagt er. Oberstleutnant zuletzt. Er ist mit Hans Modrow befreundet, der in der DDR Vorsitzender des Ministerrats gewesen ist, und hat Putin, als der noch für den KGB arbeitete, zum 70. Jahrestag der Oktoberrevolution einen Bildband von Dresden geschenkt. Nach der Wende hat er bei einer Berliner Sicherheitsfirma gearbeitet. Er hat seine biografischen Brüche offenbar besser verarbeitet als sein Sohn. Er lief und reiste und kümmerte sich um die Fußballkarriere der Enkel. Er war in 29 Ländern. Dabei hat er festgestellt: Deutschland hat das beste Sozialsystem. Das dürfe man nicht aufweichen.

"Die Ausländer müssen bei uns Verpflichtungen übernehmen", sagt der alte Preuß.

Sein Sohn nickt. Am Sonnabend gehen sie zu Dynamo, am Montag zu Pegida. Nach all den Jahren haben sie gemeinsame Interessen gefunden. Fußball und Deutschland. Torsten Preuß' Autobiografie ist dick, aber sein Vater taucht so gut wie nicht auf. Preuß ist einmal um die Welt gereist, hat alle Kontinente besucht, und im Ziel sitzt der Mann, vor dem er wegrannte.

"Ich finde es gut, dass Torsten sich engagiert", sagt der Vater. "Wichtig ist immer: mit welcher Zielstellung."

Torsten Preuß lacht, als verstehe er die Ironie der Geschichte.

Sotschis Soundtrack

Im Stimmengewirr des berühmten Kurorts: Was denken Russen über Russland?

Es sprechen: die listige Affenhalterin, der taxifahrende Bauarbeiter, der ansagende Busfahrer, die nutzlose Ehefrau, der wortkarge Georgier, die ehemalige Geschichtslehrerin, der mehrfache Hausbesitzer, der hitzige Ironiker, die beschürzte Marktfrau, drei ganz unterschiedliche Mütter, der lästige Papageihalter, die einheimische Patriotin, die bebrillte Sportbegeisterte, die zickige Skifahrerin, der einfallsreiche Sohn, der betrunkene Titanhändler, ein heiserer Vieltelefonierer, dazu warnende Ansager, exemplarische Zeitungsmeldungen und viele buntbemalte Schriftflächen.

Sie alle sprechen im russischen Kurort Sotschi. Es ist Ende Februar. Die Gipfel des Kaukasus sind verschneit, unten am Schwarzen Meer aber sind milde 15 Grad. Vereinzelt wird bereits gebadet.

Von Dmitrij Gawrisch, Reportagen, 07.04.2016

Aber plötzlich springt mich die Sehnsucht an. Dann gibt es kein Halten mehr und kein Zurück. Sofort steige ich ins Taxi.

Taxi?

Fahre zum Flughafen. Kaufe ein Ticket. Ich weiß auswendig, wann die Flüge gehen. Und drei Stunden später bin ich in Sotschi.

Nächste Haltestelle: 50 Jahre Sowjetunion.

In Sotschi besitze ich drei Häuser. Das sage ich nicht, um anzugeben.

Sotschi ist ein Dorf.

Abschleppzone.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mit knapp 150 Kilometern der längste Kurort der Welt.

Hier kennt jeder jeden.

Früher waren hier Sümpfe. Und Mücken. Schwärme von Mücken. Sommer für Sommer. Sommerlang.

Frisch gestrichen.

Aus Gründen der Sicherheit ist das Parken im Umkreis von 50 Metern ums Terminal nicht gestattet.

Zwangsarbeiter wurden in die Sümpfe geschickt. Die Mücken frassen sie mit Haut und Haar auf. Wer nicht gefressen wurde, der verreckte an Malaria.

Aber jetzt, schauen Sie sich das an. Schauen Sie sich nur diese Autobahn an. Vierspurig. Eins, zwei, drei, vier. Kaum zu glauben.

Strasse des Triumphes.

Was für die Deutschen der 9. November 1989 ist, das ist für Sotschi der 4. Juli 2007.

Als ich am frühen Morgen zu meinem Verkaufsstand im Kurörtchen ging... Sie werden es mir nicht glauben.

In sämtliche Süßwassergewässer, Flüsse, Teiche, Seen, wurden Gambusen ausgesetzt, Tausende von ihnen. Diese Karpfen sind winzig, aber in fünf Minuten fressen sie bis zu 300 Mückenlarven.

Ich konnte kein Auge zudrücken. Die sind die ganze Nacht auf und ab gefahren. Auf und ab. Die ganze Nacht. Gehupt. Gebrüllt. Fahnen geschwenkt. Skandiert: Russland, gewaltiges Russland. Diese Irren.

Sotschi ist eine Vielvölkerstadt, wie das antike Rom. Neben Russen leben hier Georgier, Armenier, Griechen. Man sagt, auch Ukrainer, aber Russen und Ukrainer, das sind doch ein Volk, wenn Sie mich fragen.

Ich war am nächsten Tag fix und fertig. Die Touristen haben die ganze Nacht gefeiert. Die Einheimischen aber, wir waren fix und fertig.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich hätte es filmen sollen. Ein sonniger Morgen. Fast windstill. Kaum Wellengang. Noch nicht zu heiss. Aber die Strassen? Leer.

Früher, stellen Sie sich nur vor, da verband eine einzige zweispurige Strasse, zweispurig, eins, zwei, die ganze Küste. 150 Kilometer Küste und eine einzige zweispurige, von Schlaglöchern übersäte Strasse, stellen Sie sich das einmal vor.

Die Cafés? Leer. Die Strände, diese immer vollen Stadtstrände: leer.

Entweder man holperte über die Schlaglöcher oder stand im Stau. Bei 40 Grad Hitze. Ohne Schatten. Stellen Sie sich das bitte einmal vor.

Leg deine Ersparnisse zum vorteilhaften Zins von 20,6 Prozent im Jahr an.

Natürlich gibt es Unzufriedene, wo auf der Welt gibt es die nicht? Aber die hatten ihre Chance. Schon lange bevor feststand, dass Sotschi die Winterspiele austragen würde, stand fest, wo die ganzen olympischen Bauten errichtet würden. Die Menschen wussten, dass sie ihr Land räumen müssten, sollte Sotschi den Zuschlag kriegen. Man gab ihnen einen Monat, um sämtliche Papiere in Ordnung zu bringen, einen ganzen Monat. Das reicht doch, selbst bei unserer Bürokratie reicht das.

Und jetzt, schauen Sie nur, brandneue Hotels, ganze Hotelstädte, so weit das Auge reicht. Vergnügungsparks, Achterbahnen, Delfinarien – Sotschi hat für jeden etwas. Fahren Sie Ski? Schnee, Lifte und Gondeln sind keine Stunde entfernt. Ich kann Ihnen auch eine Fahrt entlang der Küste empfehlen. Boote fahren direkt vom neuen Olympischen Hafen ab.

14. Dezember 2009. Das Datum wird kein Sotschiner jemals vergessen. Schrecklich.

Abschleppzone.

Wer den Monat genutzt und sein Grundeigentum legalisiert hat, wurde entschädigt und erhielt ein neues Grundstück. Alle anderen sind selber schuld, wenn Sie mich fragen.

Neuer Hafen, eine moderne Promenade und ein Strand, ein künstlicher Strand, stellen Sie sich das einmal vor. Mitten im Sumpfland.

Viele, die umziehen mussten, besaßen Häuser und Wohnungen direkt am Meer. Im Sommer, während der Badesaison, vermieteten sie Zimmer und machten so gute Geschäfte. Ja, man hat sie entschädigt und umgesiedelt. Aber weg vom Meer. Weg von ihrem Verdienst.

Frisch gestrichen.

Ich bin eigentlich Bauarbeiter.

Taxi?

Wieviel?

600 Rubel.

1 Euro = 86.90 Rubel

Der Bauboom ist vorbei. Ich halte mich als Taxifahrer über Wasser.

Du willst mich übers Ohr hauen.

Einmal Soldat, immer Soldat.

Jünger wirst du nicht. Willst du erst mit 30 das erste Kind kriegen?

23. Februar: Tag des Vaterlandverteidigers.

Herrschaften, kommen Sie näher, lernen Sie den sprechenden Papagei Wowa kennen. Wowa sagt die Zukunft voraus. Fotografieren Sie sich mit Wowa.

Die Geschichte von Sotschi teilt sich in zwei Epochen: Es gibt die gute alte Zeit vor dem 4. Juli 2007 und die schrecklichen Jahre danach.

Was hast du an Viktoria auszusetzen? Sie hat schöne Hände, ist gebildet. Wenn du sie noch länger zappeln lässt, schnappt sie dir ein anderer weg.

Das Olympische Komitee tagte in Guatemala-Stadt. Die Abstimmung wurde auf Grossleinwänden live übertragen. Die Touristen waren aufgeregt, die Einheimischen hatten Angst. Sotschi würde sich für immer verändern, alle wussten das.

Boulevard der Hoffnungen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In der ersten Runde lag noch das südkoreanische Pyeongchang vorne. Die Entscheidung zugunsten Sotschis fiel erst um 3 Uhr nachts, wegen der grossen Zeitverschiebung. Dann brach die Hölle los.

Weder das jährliche Formel-1-Rennen hier in Sotschi noch die kommende Fussballweltmeisterschaft sind mit der Olympiade zu vergleichen.

Abschleppzone.

Eine Zeitlang bin ich viel gereist. Ich habe Paris besucht, Berlin, London, Rom, Kiew, Tel-Aviv. Es sind schöne Städte, Städte mit Tradition, mit Geschichte. Aber in keiner dieser Städte möchte ich wohnen. Für mich gibt es nur Sotschi, hier bin ich geboren, hier möchte ich begraben werden. Aber in den letzten zwei Jahren vor der Olympiade, da habe ich diese Stadt gehasst. Ich wollte nur weg.

Die Baumaterialien sollten auf dem Seeweg nach Sotschi gelangen. Dafür bauten sie einen brandneuen Hafen. Doch dann kam der 14. Dezember 2009.

Das Klima hat sich in den letzten Jahren stark gewandelt. Nicht einmal im Gebirge fällt noch Schnee, ohne Schneekanonen wären wir hier aufgeschmissen.

Gazprom Galaxy: Berge, wo Träume wahr werden.

Ich bin in Krasnaja Poljana, dem Skigebiet hinter Sotschi, aufgewachsen. In meiner Kindheit war es nicht ungewöhnlich, dass in einer einzigen Nacht ein Meter Schnee fällt.

Trink nicht aus der Heilquelle. Davon kriegst du nur Halsschmerzen.

Ich erinnere mich noch an eine Nacht, da fing es in der Abenddämmerung zu schneien an, ganz leicht.

Der ist mir doch tatsächlich auf die Skier draufgefahren, der Saukopf. Das geht doch nicht, das ist doch unmenschlich, jemandem auf die Skier draufzufahren.

Am nächsten Morgen lagen zwei Meter Schnee. Es hat Stunden gedauert, bis Vater die Tür freigekriegt hatte. Den ganzen Tag schaufelte er den Weg zum Plumpsklo und zur Hauptstrasse frei. Es war Sonntag, ich war mir sicher, am nächsten Tag müsste ich nicht in die Schule. Aber in der Nacht kamen die Bagger, am Montag war das ganze Dorf schneefrei und die Schule offen. Ruhm der Sowjetunion.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sehen Sie die vierstrahlige Maschine am Himmel? Da fliegt er. Er hat in Sotschi Kraft getankt. Jetzt fliegt er zurück zu seinen Moskauer Amtsgeschäften.

Warten Sie nicht auf Regen.

Einen solchen Sturm haben wir in Sotschi noch nie erlebt. Ich habe alles gefilmt, die Aufnahme habe ich auf meine Facebook-Seite gestellt.

Wladimir Wladimirowitsch ist wie ein Wetterfrosch. Wenn er Sotschi besucht, scheint immer die Sonne.

Bitte vier Löffel Zucker. Es ist eine grosse Tasse.

Bagger, Kräne, die Bohrplattform, alles schweres Gerät, fest verankert, scheinbar nicht zu bewegen, kippte eins nach dem anderen ins Wasser. Wie Dominosteine. Ich habe alles aufgenommen. Sehen Sie sich unbedingt den Film auf meiner Facebook-Seite an.

Sie konnten nicht bauen, wenn es regnet. Also taten sie alles, damit es nicht regnet. Sie verstehen schon.

In jenem Sturm sank auch unser Kutter, drei Kollegen starben. Schrecklich. So etwas hat es hier nie zuvor und nie wieder gegeben.

Von einem Tag auf den anderen hatten wir, Sotschiner, in unserer eigenen Stadt nichts mehr zu sagen.

Der halbe neue Hafen war weggespült. Die ganzen Baumaterialien mussten sie nun per Lastwagen heranschaffen.

Abschleppzone.

Die Enthusiasten beschworen das goldene Zeitalter, das mit der Olympiade anbreche. Endlich käme das ganz grosse Geld in die Stadt. Endlich gäbe es Arbeit für alle. Endlich würde Sotschi zu anderen europäischen Kurorten aufschliessen.

Endlose Kolonnen von Lastwagen mit Nummernschildern aus ganz Russland. Überall Kräne, Staub, Dieselgestank.

Diesel: 34.70 Rubel pro Liter.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Olympiade war vom ersten Tag an Chefsache. Moskau übernahm das Kommando. Seitdem herrscht der Kreml in Sotschi.

Arbeit? Ja. Arbeit für die Einheimischen? Nein. Ohne die Usbeken und Tadschiken hätte es in Sotschi weder 2014 noch 2015 eine Olympiade gegeben. Oder sie hätte noch einmal 50 Milliarden Dollar verschlungen, mindestens.

23. Februar. Tag des richtigen Mannes.

Sehen Sie sich mal um. Was sehen Sie?

Es ist eine ökologische Katastrophe.

Viele der Wanderarbeiter wurden um den Lohn geprellt, das ist kein Geheimnis.

Strasse der Aufklärung.

Sotschi hat subtropisches Klima. Wir haben Februar, den kältesten Wintermonat, aber überall in der Stadt ist es grün. Kennen Sie diese Pflanze? Das ist eine Bananenpalme. Sie treibt schon aus, sehen Sie die jungen Blätter? Während Moskau im Matsch ertrinkt und in Petersburg die Sonne sich wochenlang kaum zeigt, geniessen wir milde zehn bis fünfzehn Grad.

Man hielt die Arbeiter hin. Sie wissen ja, wie sowas geht. Nächste Woche kriegst du deinen Lohn, sagte man ihnen. Morgen, versprochen. Jetzt habe ich keine Zeit, komm am Montag wieder.

Ihr Fussweg kann über Strassenabschnitte führen, die für Fussgänger nicht geeignet sind.

Mir bricht das Herz. All die Buchsbäume. Für immer verloren.

Aber unseren Machthabern war unsere grüne Stadt anscheinend nicht grün genug. Also kauften sie noch mehr immergrüne Bäume, sie kauften sie überall auf der Welt und brachten sie her.

Aber die Natur, sie lässt sich nicht an der Nase führen.

Ich kann dir helfen, Papa. Gib mir dein Telefon. Dann spiele ich so lange darauf herum, bis der Akku leer ist. Dann können sie dich nicht mehr erreichen.

In dieser Gegend wuchsen schon Buchsbäume, als die Dinosaurier noch über die Erde stapften. Dann verschwanden die Dinosaurier, die Buchsbäume blieben. Sie waren da, als die ersten Menschen in diese Gegend kamen. Sie waren da, als die Ebene überflutet wurde und das Schwarze Meer entstand. Eiszeiten, Kriege, Waldbrände, nichts konnte den Buchsbäumen etwas anhaben. Und dann kam unsere Olympiade.

Und am Montag war die Baustelle dann vom Sicherheitsdienst abgeriegelt. Kein Zutritt für Unbefugte. Über Nacht hatten sie neue Arbeiter geholt.

Die Olympiade habe ich am Fernseher verfolgt, von Moskau aus. Das war mir angenehmer als vor Ort zu sein. Obwohl ich in Sotschi lebe und diese Stadt über alles liebe.

Frisch gestrichen.

Die Natur ist kräftig. Wenn man sie ohrfeigt, schlägt sie zurück. Erst spülte das Schwarze Meer den neuen Hafen weg. Dann wurde Sotschi überschwemmt. Am 25. Juni 2015 war das, anderthalb Jahre nach Olympia.

Warum bitteschön kommen diese Menschen her, wenn es ihnen hier bei uns nicht gefällt?

Die welken Blätter und die abgenagten Triebe fielen nicht sofort auf. Wenn man den Buchsbaumzünsler früher entdeckt hätte, hätte man den Hain, der schon in der Ära der Dinosaurier hier war, vielleicht noch retten können.

Wenigstens hatten die Arbeiter genug zu essen. Und sie konnten in der Stadt wohnen.

Den ganzen Nachmittag regnete es in Strömen. Am Abend stand die halbe Stadt unter Wasser. Die Flüsse waren aus ihren Ufern getreten und hatten Bäume, Autos, ganze Häuser ins Meer gespült.

Inkompetenz, schiere Inkompetenz unserer Behörden, anders kann ich es nicht sagen. Die haben die Blätter besprüht, dabei hätten sie die Wurzeln behandeln sollen. Die Wurzeln waren befallen.

Militärische Erfolge Russlands – für die Ewigkeit.

In den Monaten vor der Olympiade wurde die Stadt von Auswärtigen gesäubert.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Abschleppzone.

Diese Säuberungen betrafen längst nicht nur Wanderarbeiter aus Asien. Auch Russen, die nicht in Sotschi wohnen, wurde nahegelegt, die Stadt für die Dauer der Olympischen Spiele zu verlassen.

Nächste Haltestelle: Ampel.

Eine Freundin von mir ist Ärztin beim Katastrophenschutz. Ihnen wurde verboten, die richtigen Opferzahlen zu melden. Über 500 Ertrunkene, das kann sich Sotschi am Höhepunkt der Badesaison nicht leisten.

Irgendwann fing die Polizei an, Parkplätze abzuklappern. Autos mit Nummernschildern aus anderen Städten und Gegenden wurden aus der Stadt geschafft. Die Besitzer wurden benachrichtigt, sie konnten sie dort abholen und wegfahren.

Abschleppzone.

Das ist die Präsidentenausfahrt.

Der Zünsler breitet sich immer weiter aus. Er wütet jetzt in Abchasien und bald ist Georgien dran. Wenn nicht schnell etwas getan wird, alle Anrainerstaaten gemeinsam, wird es in einigen Jahren entlang der Schwarzmeerküste keine wildwachsenden Buchsbäume mehr geben. Das ist die traurige Wahrheit.

Die Olympiade ist seit zwei Jahren vorbei. Wann hören sie endlich auf, diese hässlichen Maskottchen durch die Strassen zu treiben?

Wladimir Wladimirowitsch hat in Sotschi drei Datschen.

Stalin hatte in Sotschi eine Datscha.

Wladimir Wladimirowitsch ist ein wunderbarer Mensch, eine Ausnahmeerscheinung, Spitzensportler, Diplomat.

Frisch gestrichen.

Eine Datscha hat er in der Stadt, eine beim Riviera-Park, eine in Krasnaja Poljana. Medwedew hat auch welche in der Gegend. Wo in Russland haben sie keine

Datscha, mittlerweile sogar auf der Krim. Und nicht nur in Russland, sie haben Datschen auf der ganzen Welt.

Oder sie kommen her und haben dann nichts Besseres zu tun, als unseren Wladimir Wladimirowitsch zu beleidigen.

70 Jahre des Sieges.

Wenn er sich in Sotschi erholte, bestieg Josef Wassarionowitsch oft den Berg Achun.

Berg? Wo hast du in Sotschi einen Berg gesehen? Ein Hügel, Achun ist höchstens ein Hügel.

Eines Tages befahl er, und was Josef Wassarionowitsch befahl, das wurde auch sofort erledigt, er befahl, einen Turm zu bauen, auf den höchsten Gipfel von Sotschi diesen Aussichtsturm zu setzen, und da sitzt er noch heute und erfreut Besucher von nah und fern. Riechen Sie es? Frisch aufgebrühter Tee und Fleisch am Spiess.

Wer kein Fleisch am Spiess gegessen hat, hat Sotschi nicht gesehen.

Wem es hier bei uns nicht gefällt, wer unsere Regierung, unser Land kritisiert, der soll wieder nach Hause gehen. Unzufriedene Menschen brauchen wir in Russland nicht.

Ich unterrichtete Geschichte, mein Mann Zeichnen.

Ich verstehe nicht, was diese Episode mit Dmitrij Medwedew sollte. Ein schwacher Führer, wenn Sie mich fragen, und ich kenne mich da aus, mit meinen 66 Jahren habe ich schon einige überlebt.

Wir hatten zwei kleine Söhne. Es ging nicht mehr, wirklich nicht. Wir waren Lehrer aus Leidenschaft, wir hätten gern weiter unterrichtet. Aber wenn der Staat marode war und monatelang keine Gehälter zahlte? Wenn die Geschäfte leer waren? Die Menschen um uns herum liessen sich etwas einfallen. Wir zögerten erst.

Gorbatschow hat ein frisches Lüftchen gebracht und sich danach entspannt. Man darf sich in Russland aber nicht entspannen. Niemals. Unser Volk braucht eine starke Hand, die es führt.

Schade, dass Opa nicht hier ist. Der würde einmal brüllen und schon stünden alle in Reih und Glied.

Wenn ich jemandem die Augen auskratzen würde, dann Boris Jelzin. Ein widerlicher Clown. Der hat alles vor die Hunde gehen lassen, was das sowjetische Volk in 70 Jahren mühevoll errungen hatte. Das Einzige, was man ihm zugutehalten kann: Er hat Wladimir Wladimirowitsch zu seinem Nachfolger bestimmt. Seitdem kriegt unser Land wieder den Respekt, den es verdient.

Strasse 65 Jahre des Sieges.

Mitte der Neunziger bin ich zum ersten Mal in die Türkei gereist. Damals vertrugen wir uns noch mit den Türken, wir vertrugen uns mit der ganzen Welt, auch mit den Ukrainern. Das ist heute leider anders.

Wenn ich jemanden nicht leiden kann, dann sind es Amerikaner.

Baden verboten. Wassertemperatur unterhalb der Norm.

Das Verteidigungsministerium wird in den kommenden fünf Jahren die Jugend mit Festivals und Wettbewerben zu Patrioten erziehen.

John Kerry versteht, was in Syrien vor sich geht. Er war selbst im Krieg. Sein Präsident dagegen ist ein Waschlappen.

Baschar al-Assad ist nicht nur ein stattlicher Mann, er ist auch unglaublich intelligent. Wie viele Sprachen er spricht. Was er alles studiert hat. Ich habe neulich seine Biografie gelesen. Kein Wunder, dass Wladimir Wladimirowitsch und er sich so gut verstehen. Sie haben viel gemeinsam.

Das Verteidigungsministerium pflanzt der Jugend die richtige Einstellung zur Wehrpflicht ein.

Frisch gestrichen.

Alle Gäste fühlen sich in Sotschi sehr wohl.

Frisch gestrichen.

Bis auf die Amerikaner. Die Amerikaner haben an allem was auszusetzen. Zu billig, zu teuer, zu voll, zu kalt, zu heiss, zu neu, nicht neu genug, das war, entschuldigen Sie, zum Kotzen.

98er Benzin: 42,24 Rubel pro Liter.

Ebenso ist geplant, historische Forschung so zu koordinieren, dass man unsere Geschichte nicht mehr verdrehen kann. Das betrifft insbesondere den russischen Sieg über den Faschismus im Grossen Vaterländischen Krieg.

Amerika ist eine junge Nation. Da ist es verständlich, dass ihr Fehler unterlaufen. Mit dem Alter wird man weise. Und begreift, dass man mit den Jungen nachsichtig sein muss. Für ihre Naivität können sie nichts.

Unsere Preise ergeben sich kampflos.

Die Amerikaner sind Zombies. Ihre Medien sagen ihnen, was sie glauben sollen, und das glauben sie dann auch, von sich eingenommen und ihrer Wahrhaftigkeit überzeugt. Die Amerikaner halten sich für das auserwählte Volk. Sie werden noch ihr blaues Wunder erleben.

Abschleppzone.

Früher rief mein Mann an und bat mich, die Brandung zu beschreiben. Dann entschied er, ob er fischen geht. Heute ruft er nicht mehr an, er betrachtet den Wellengang über Webcams. In ganz Sotschi sind welche installiert, sie senden Tag und Nacht.

Natürlich baut Russland wieder U-Boote, wir rüsten ja wieder auf. Ich liefere das Titan dazu. Kaufe es sogar in Deutschland, trotz Sanktionen, und bringe es her. Aber schsch, ist alles geheim.

Wollen Sie dem Äffchen nicht die Hand schütteln?

In der Ukraine gibt es keine Opposition, weil die Ukraine eine Diktatur ist. In einer Diktatur gibt es nie eine wirkliche Opposition.

Jetzt hat er mich doch tatsächlich rechts überholt. Früher oder später wird Wladimir Wladimirowitsch solchen Leuten ein Ende setzen. Ich hoffe, ich werde diesen Tag noch erleben.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Fern sehe ich nicht mehr, die Aggression, mit der es uns bombardiert, ertrage ich nicht.

Verehrte Besucher, wenn Ihnen vergessene Gepäckstücke auffallen, bitte benachrichtigen Sie umgehend einen Mitarbeiter des Parks. Vielen Dank.

In der Türkei kauften mein Mann und ich Strandartikel: Sonnenschirme, Schwimmringe, Schnorchel, Badetücher. Billiges Zeug, das schnell kaputtgeht, aber in Russland hatten wir nicht mal das. Das brachten wir dann mit dem Auto über Georgien und Abchasien nach Sotschi und fingen an zu handeln.

Je mehr Sprachen du sprichst, desto mehr Mensch bist du.

Frisch gestrichen.

Eine Woche später fuhren wir wieder in die Türkei und holten Nachschub. So wurden aus einer Geschichtslehrerin und einem Zeichnungslehrer Händler.

Glückwunsch zum Tag des Vaterlandverteidigers.

In Paris sind wir natürlich auf den Eiffelturm gestiegen. Unten waren diese Händler, allesamt Schwarze, die irgendwelche Souvenirs verkauften. Ich blieb stehen und lauschte. Mit den Franzosen sprachen sie Französisch, mit dem Amerikaner Englisch, mit den Israelis Hebräisch, mit unserer Reisegruppe Russisch. Da habe ich mich geschämt. Ich, eine weisse Frau mit Hochschulabschluss, spreche bloss eine Sprache, während diese Schwarzen beim Eiffelturm sich in allen Sprachen der Welt verständigen können.

Im Sommer darauf verkaufte jeder türkisches Strandzubehör. Und auch die Chinesen warfen ihre Produkte auf den Markt, die waren noch billiger. Weil ich mich gut und gern schminkte, dachte ich auf einmal: Kosmetik! Der Einfall hat unsere Familie gerettet. Ich weiss nicht, was sonst aus uns geworden wäre.

Riechen Sie die Farbe in der Luft? Sotschi bereitet sich schon im Winter auf den Sommer vor. Jedes Jahr das gleiche Prozedere.

Ihr da im Westen, spürt ihr die Sanktionen, die wir gegen euch verhängt haben?

Am 15. Mai wird mit einem grossen Fest die Badesaison in Sotschi offiziell eröffnet.

Das wird Sotschis Sommer. Die Türken wollen uns nicht mehr. In weiter entferntes Ausland, gar nach Europa, können wir mit dem schwachen Rubel nicht mehr reisen. Die Krim? Solange die Ukrainer ständig den Strom abstellen und keine Tomaten liefern... Wer im Sommer in einem warmen Meer baden will, hat keine andere Wahl als zu uns zu kommen.

Wer will sich mit Lenin fotografieren lassen?

Die Badesaison dauert bis zum 15. September. Früher stiegen die Männer dann in ihre Gummistiefel, packten die Metalldetektoren aus und zogen an den Strand.

Jeder Quadratmeter Boden ist verbaut, man kann kaum noch atmen.

Seien Sie wachsam. Melden Sie verdächtige Gegenstände und Personen umgehend der Polizei. Vielen Dank.

Also wir spüren eure Sanktionen. Offiziell gibt es keiner zu, aber den Leuten, vor allem Händlern, geht es seit zwei Jahren ziemlich beschissen.

70 Jahre des Sieges. Ewige Erinnerung.

Sehen Sie sich nur dieses hässliche Hochhaus aus Glas und Metall an. Das mag vielleicht nach New York oder Tokio passen, aber doch nicht nach Sotschi. Und vor allem, sehen Sie nur: Es wurde mitten in den Innenhof eines alten Gebäudes gepflanzt. Haben Sie eine solche Schändung der Vergangenheit schon anderswo erlebt?

Ringe, Ohrringe, Anhänger, Spangen, Ketten: Als die ganze Union hier urlaubte, jedes Jahr Millionen Touristen, war die Goldsuche ein einträgliches Geschäft.

Abschleppzone.

Viele der neu gebauten Eigentumswohnungen sind noch immer nicht verkauft. Wir haben keine Industrie – wozu brauchen wir die ganzen Büroflächen? Und die Ladenlokale, für die die Kleinhändler aus dem Weg geräumt wurden – man kann doch nicht ständig einkaufen. Aber unsere Machthaber wollen das nicht verstehen.

Wohnung in Sotschi – eine Sache von Prestige.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Für ein Gramm Gold, ich erinnere mich noch genau, erhielt man 17 Rubel, ein kleines Vermögen zu Sowjetzeiten. Die Hauptabnehmer waren Deutsche und Polen. Deutsche und Polen, die waren verrückt nach sowjetischem Gold.

Ich will dir die Welt zeigen. Aber du? Flennst nur rum.

Seit Jahren verschwinden in der ganzen Stadt Parkplätze. Die Bevölkerung wächst und wächst, die Parkplätze aber werden weniger. Das ist doch paradox, nicht? Offiziell begründen sie das mit Naturschutz, mit dem Ausbau der Bahntrasse. Aber natürlich geht es nur um Geld. Es gibt wie bei jeder Entwicklung jemanden, der daran verdient. Im Fall von Sotschi ist es die Frau unseres lieben Bürgermeisters.

Ich weiss nicht, was aus uns wird, wenn diese Krise nicht bald aufhört.

Haben Sie die Ironie gehört? Wir Sotschiner hassen ihn. Aber daran ändern können einfache Menschen nichts: Bürgermeister werden im Kreml bestimmt, die Stadtparlamente winken den Wunschkandidaten nur noch durch.

Alles wird teurer. Getrockneter Fisch kostet seit gestern 235 Rubel pro Kilo. Mal sehen, wie lange noch.

In der Blüte meines Lebens als Geschäftsfrau hatte ich fünf Kosmetikbuden, darunter sogar eine im Kurörtchen. Das Geschäft lief gut, die Touristen kauften bei mir ein, die Miete von 5000 Dollar pro Saison holte ich locker raus.

Das Wertvollste, was der Mensch besitzt, ist das Leben.

Kaufen Sie ja keinen Rauchkäse, der ist nur mit Rauch bestrichen. Kaufen Sie in Russland am besten überhaupt keinen Käse, der schmeckt wie Pampe und ist dazu noch vollgepumpt mit krebserregendem Palmöl.

Dann kam die weltweite Krise und die Urlauber wurden weniger. 2008 war das. Aber anstatt dass Mieten sanken, stiegen sie immer weiter. Aus 5000 Dollar pro Saison wurden 15000 Dollar. Aber den Betreibern des Kurörtchens reichte das offenbar nicht. Nicht nur verdreifachten sie die Mieten, sie stellten auch immer mehr Buden auf. In der Saison habe ich von morgens bis abends gearbeitet, irgendwann brach ich zusammen.

70 Jahre des Sieges. Wir vergessen nicht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Frau unseres lieben Bürgermeisters, jetzt hören Sie die Ironie, nicht wahr?, ihr gehört der Abschleppdienst. Immer mehr Autos, immer weniger Parkplätze, und der Frau des Bürgermeisters gehört der Abschleppdienst. Verstehen Sie? So funktioniert Wirtschaft in Russland.

Das Leben, du bist wunderbar.

Eine Bude blieb mir, in Bahnhofsnähe, gute Lage, Stammkundinnen, keine schlechten Umsätze. Aber Olympia rückte näher und näher. Und unsere Buden passten nicht ins Stadtbild.

Patriotische Unternehmer gratulieren den Veteranen zum Tag des Sieges. Ewige Dankbarkeit.

Schauen Sie nur, wie das Plastik von der Hausfassade abbröckelt. Meine Schwiegermutter hatte Glück: Ihr Haus gehörte zu denjenigen, die im Zuge der Olympiade totalsaniert wurden, bessere Isolation, komplett neue Aussenwände, Putz. Sie musste ein bisschen was zuzahlen, aber den Grossteil der Kosten übernahm der Staat. Aber hier, sehen Sie, wurde ein hässlicher Wohnblock aus den Siebzigern für die Olympiade einfach mit Plastik abgedeckt. Es kriegt langsam Risse, durch herabfallende Splitter wurden schon Menschen verletzt. Das ist wie zu Sowjetzeiten: Damals stürzten schlecht befestigte Balkone ab, jetzt sind es Teile der billigen Plastikfassaden.

Die Masche kennt man: Erst kamen irgendwelche Kurzgeschorenen in Lederjacken zu uns Händlern, sagten, die Stadt habe sie geschickt. Sie boten uns an, Ladenflächen in neuen Einkaufszentren zu mieten, für den zehn- bis zwanzigfachen Preis.

Das Leben ist zu kurz, um es mit Kriegen zu vergeuden.

Wir weigerten uns, unsere Plätze zu räumen, schrieben Briefe an den Bürgermeister, die bis heute nicht beantwortet sind, demonstrierten. Dann brannte es.

Vor ein paar Jahren habe ich Berlin besucht, den Reichstag, das Brandenburger Tor, den Treptower Park. All die Orte, an denen sich unsere Jungs 1945 verewigt haben.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nächste Haltestelle: Roter Sturm.

Der Brand wurde schnell gelöscht, es entstand nur geringer Sachschaden. Tags darauf rückte die Feuerwehr an, warf von weitem einen Blick auf unsere Stände und fuhr wieder weg. Es hiess, wir hätten Brandvorschriften verletzt, zu unserer eigenen Sicherheit müssten die Stände geräumt werden.

Fordere heraus, erringe den Sieg.

Wieder protestierten wir, aber die Stadtverwaltung liess nicht mit sich reden. Sie schickte Bagger, die unseren Marktplatz plattwalzten. Während die erste Reihe abgerissen wurde, waren Händler der hinteren Reihen, darunter ich, noch damit beschäftigt, die Waren aus den Buden zu schaffen. Dann wurden auch unsere Buden abgerissen. Eine Entschädigung haben wir nie bekommen.

Sotschiner verlassen die Stadt. Wer geht nach Krasnodar, wer nach Moskau, andere nach St. Petersburg. Die wenige Wirtschaft ist fest in der Hand einiger Geschäftsleute und Ketten. Mit deren Produkten und Preisen können wir nicht konkurrieren. Und als einfache Arbeitskräfte sind wir schlicht zu teuer, sie holen sich lieber irgendwelche Leute aus Sibirien oder Fernost, die es nicht besser wissen und sich mit dem halben Lohn zufriedengeben.

Die Waren, die ich vor dem Abriss retten konnte, brachte ich nach Hause. Es dauerte zwei Sommer, bis ich sie loswurde. Teilweise verschenkte ich sie, Hauptsache, es kam alles weg. Dann hielt ich an und zog Bilanz: 18 Jahre habe ich im Verkauf gearbeitet, dabei bin ich nicht nur verdummt, ich habe auch meine Söhne kaum aufwachsen gesehen. Ich änderte nochmals mein Leben.

Entschuldigen Sie, dass ich so unrasiert, ungeduscht und mit dieser Fahne neben Ihnen sitze.

Ich stellte die Ernährung um, nahm zwanzig Kilo ab. Hier, schauen Sie, das bin ich vor fünf Jahren. Erkennen Sie mich wieder?

Ich war nie in der Armee.

Sind Sie ein Mann? Also sind Sie ein Verteidiger. Herzlichen Glückwunsch.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wenn in Russland ein Problem noch ungelöst ist, dann ist es die Korruption. Die Polizei, die Gerichte, alle bestechlich. Wer genug Geld hat, kann jedes noch so grausame Verbrechen vertuschen.

Wissen Sie, wie Sie überprüfen können, ob Ihre Kleider wirklich aus Wolle bestehen oder ob Kunstfasern beigemischt sind?

Meine Frau mag Sotschi nicht. Sie bleibt lieber in St. Petersburg.

Reissen Sie einen Faden aus und zünden Sie ihn an. Wenn er nicht übermässig raucht und zu weisser Asche verbrennt, dann war es echte Wolle.

Nächste Haltestelle: Forellenzucht.

Mir ist es auch lieber, dass sie in St. Petersburg bleibt, wenn Sie verstehen.

Wenn es raucht, zischt und stinkt, dann war Synthetik drin. Feuer hat schon immer die Wahrheit ans Licht befördert.

Die hätten mich fast nicht an Bord gelassen, in meinem Zustand, wenn Sie verstehen. Zum Glück ist meine Nichte Majorin der Polizei.

Lassen Sie flüssigen Honig vom Löffel laufen. Wenn er eine durchgehende Schnur bildet, noch so dünn, ist er echt. Wenn er klumpt oder tropft, dann ist er mit etwas angereicht, was da nicht reingehört.

Ich rief meine Nichte an, reichte das Telefon dem Sicherheitsbeamten, sie erklärte ihm, was Sache ist, und er liess mich einsteigen.

Mit frischer Windel atmet es sich leichter, nicht wahr, mein Pfötchen?

Aber bald ist die Sehnsucht gestillt. Nach einer Woche, zehn Tagen habe ich genug von Sotschi.

Taxi!

Ich steige wieder in den Flieger und kehre zurück in mein Leben.

Kindeskind

*Jana ist Schülerin, große Schwester, Praktikantin. Und Mutter.
Als sie schwanger wird, ist sie 17 Jahre alt.
Was geschieht eigentlich, wenn das Ich noch gar
nicht fertig ist, bevor ein kleines Du dazukommt?*

Von Nadia Pantel, Süddeutsche Zeitung, 06.08.2016

Wäre Paul ein Mädchen, würde er Violet Hailey heißen, das war ausgemacht. Bei den Jungsnamen war es komplizierter. Lange schien es auf Mitch Tyler herauszulaufen, dann standen Thor und Achilles auf der Liste, einen kurzen Moment lang wäre auch „Jack Daniels“ möglich gewesen. Am Ende war es Paul.

„Wenn wir ihn Thor genannt hätten, und er hätte sich für Fußball interessiert, das wäre ja total scheiße gewesen. Tor! Tor! Da hätten ihn ja alle verarscht. Ich wollte gerne Mitch, so hieß der Sänger von ‚Suicide Silence‘. Kennst du die? Marcel durfte sich den zweiten Namen aussuchen. Und da wollte er Tyler. Und Tyler geht gar nicht. Das ist voll der Asi-Name. Marcel hat dann Jack Daniels vorgeschlagen, weil wir beide Jack Daniels mögen. Aber dann würde Paul wie Alkohol heißen. Das wäre ja völlig bescheuert. Als Kind hab ich immer zum Einschlafen ‚Die drei ???‘ gehört, die finde ich richtig gut, und da kommt halt einmal ein Paul vor.“

Jana war 17 Jahre alt, als sie merkte, dass sie schwanger ist. Sie war im vierten Monat, zum Abtreiben war es zu spät. Das Kind wegzugeben konnte sie sich nicht vorstellen. Sie war damals mit Marcel zusammen, ihrer ersten großen Liebe. Marcel war auch 17. Erst haben sie sich gefürchtet, vor diesem kleinen Menschen, der da in Jana heranwuchs. Marcel trennte sich von ihr und kam wieder zurück. Sie begannen sich zu freuen, und sie begannen, sich Namen auszudenken. Paul war ein Jahr alt, als Marcel eine andere kennenlernte und mit Jana Schluss machte. Eigentlich heißt Marcel anders, aber er möchte nicht, dass sein Name in diesem Text vorkommt.

Jana Fangmann ist inzwischen 21, wenn Leute ihr Alter raten, glauben sie eher, dass sie 15 ist. Sie ist so dünn, dass sie ihren Rock in Größe S an der Taille mit einer Haarklammer enger gemacht hat. Aus den Haaren wächst gerade eine kupferfarbene Tönung heraus, damals, als sie schwanger wurde, waren ihre Haare blau. Im linken Ohrläppchen steckt ein weißer Tunnel, durch den man durchs Ohr durchschauen kann, rechts hängt ein schwarzer Schnörkel. Langsam könnten Menschen anfangen, sie Frau Fangmann zu nennen, aber in Janas Leben gibt es nur sehr selten Situationen, in denen sie Frau Fangmann sein könnte. Wenn sie mit ihrer kleinen Schwester Tini zusammen unterwegs ist, sagen ihre Freunde „da kommen die Fangmänner“. Aber sonst ist Jana einfach Jana. Jana, die Schülerin, die Schwester, die Praktikantin, und für Fahrgäste in der Straßenbahn ist sie das Kind mit dem Kind auf dem Schoß.

In Deutschland kriegen mehr Frauen mit 40 ihr erstes Kind als mit 17. Weniger als drei Prozent der Frauen werden in Deutschland vor ihrem 18. Geburtstag schwanger. Im Durchschnitt sind Frauen knapp über 30, wenn sie sich entscheiden, ein Baby großzuziehen. Der Nachwuchs ist dann entweder lange herbeigesehnt oder sorgfältig getimt. Die Mütter und Väter haben Berufsfindung, lange Reisen, Studium, Ausbildung und die ersten Beziehungen hinter sich. Sie basteln viele Jahre an ihrem Ich, bis sie ein kleines Du hinzufügen.

Die Statistik in Janas Familie liest sich anders. Hier passen drei Generationen in knapp 40 Jahre. Janas Mutter war selbst gerade 20 Jahre alt geworden, als Jana auf die Welt kam. Janas Vater arbeitete bei der Feuerwehr, Janas Mutter brach ihre Ausbildung zur Reisekauffrau ab und wurde Hausfrau. Aus der jungen Liebe wurde keine junge Familie. Janas Vater ging, ein Stiefvater kam, dann eine Halbschwester. Einige Patchwork-Jahre später, mit 38, wurde Janas Mutter Oma.

Wie viel Sicherheit muss man einem Kind bieten, damit es unbeschwert aufwachsen kann? Wie viel Chaos kann man als Mutter aushalten, bis man sich das Kind wegwünscht? Und wer kümmert sich um die einzelnen Mensch-Atome, wenn die Kleinfamilie implodiert ist?

Ihre Mutter und ihre Schwester waren dabei, als Jana den Schwangerschaftstest machte. Komm, wir verarschen Jana, hatten sich sie vorgenommen, wir sagen ihr, dass sie schwanger ist. Dann schauten sie auf den Test. Jana war wirklich schwanger. Sie

fingen alle drei an zu weinen. Nicht vor Freude. Doch einen Tag später, sagt Janas Mutter, war sie stolz. „Ich werde Oma!“, hat sie auf Facebook gepostet. Ihre Freunde haben angeklickt, dass ihnen das gefällt.

Als Jana Paul zum ersten Mal auf dem Arm hielt, hatte sie noch keine schützende kleine Welt gebaut, in die sie Paul hineinwachsen lassen kann. Sie hatte keine eigene Wohnung, keinen Plan für die Zukunft und eine beste Freundin, die auf einmal verschwand, statt ihr Massage-Gutscheine oder Kräutertee zu schenken. „Eine Schwangerschaft passt nicht zu dir, ich kann damit nicht umgehen“, sagte die Freundin. Jana sah das ähnlich. Sie hatte nur keine Alternative, außer sich mit diesem wachsenden Bauch zu arrangieren.

Jeder, der zum ersten Mal ein Kind bekommt, muss sein Leben umbauen. Aber wer selber noch Kind ist, hat ohnehin mehr Umbau als Leben. Jana nimmt Paul nicht behütend an die Hand, eher stolpern sie beide gemeinsam los. Das Problem dabei ist weniger das Stolpern an sich, sondern die geringe Geduld, die Jobcenter, Chefs und Vermieter mit Stolpernden haben.

Jana und Tini wuchsen, materiell gesehen, mit allem auf, was Kinder brauchen. Eigene Zimmer, Spielzeug, Ausflüge ans Meer, Geburtstagsfeste. Auch Paul geht nie ohne sein Kuschelpferd aus dem Haus, neben seinem Bett liegen Bilderbücher, und auf seinen kleinen weißen Turnschuhen steht an der Ferse Nike. Privilegierte und nicht-privilegierte Kinder trennt weniger die Frage: Markenklamotten oder keine Markenklamotten. Sie trennt die Frage, ob sie es sich leisten können, Fehler zu machen.

Jana sagt, sie war 14, als sie angefangen hat zu trinken. „Wir waren damals eigentlich fast nie mehr zu Hause“, sagt Tini. Es gibt Kinder, die zahlen für eine pubertäre Nullbock-Phase, indem sie zum Nachhilfeunterricht verdonnert werden oder indem sie nach ein paar Abstürzen aufs Internat geschickt werden. Jana und Tini haben bezahlt, indem sie vor lauter Fehlstunden beinah den Hauptschulabschluss nicht geschafft hätten.

Fast jede junge Frau, die minderjährig schwanger wird, begreift das zunächst als einen Fehler. Mehr als 90 Prozent der Teenager-Schwangerschaften sind laut einer

Studie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung ungeplant, und mehr als 60 Prozent der Schwangeren gaben an, dass sie verhütet hatten. Allerdings kann man dabei einiges falsch machen: die Pille unregelmäßig einnehmen, das Kondom vor Nervosität nicht richtig überziehen oder zu früh wieder abnehmen. Dem Mann vertrauen, der sagt, er habe alles unter Kontrolle. Diese Pannen passieren Hauptschülerinnen fünfmal so häufig wie Gymnasiastinnen. Doch selbst wenn ein Mädchen auf dem Gymnasium ungewollt schwanger wird, ist es unwahrscheinlich, dass sie das Kind auch bekommt. In der Studie der Bundeszentrale heißt es: „Sozial benachteiligte Teenager werden besonders häufig schwanger, und wenn sie schwanger werden, werden sie besonders häufig Mütter.“

Warum? Weil Menschen oft früh fühlen, wie leicht oder schwer sie es haben werden. Oder, wie die Bundeszentrale es zusammenfasst: „Ausbildungs-, Berufs- und Karriereperspektiven sind die stärksten Barrieren gegen die Entscheidung ‚Austragen‘. Diese Barrieren entfallen bei den Benachteiligten, weil sie diese Perspektiven nicht haben.“ Sprich: Wenn ohnehin alle Statistiken gegen einen sind, kann man immerhin ein niedliches Baby herumtragen.

Ein Einkaufszentrum in Bremen-Vahr. Zwischen den Handyläden im Obergeschoss steht ein kleines Karussell. Hier fährt Paul gerade für 50 Cent im Kreis. Er hält sich konzentriert am Hals eines Plastikpferdes fest, das in Schrittgeschwindigkeit seine Runde dreht. Als Paul absteigt, ist ihm schwindelig. „Na, Tiger?“, sagt Jana, und Paul rennt schwankend zu ihr.

Das Karussell ist für Paul nicht die Hauptattraktion im „EKZ Berliner Freiheit“. Die Hauptattraktion ist Oma, die bei Rossmann an der Kasse sitzt. Lange war Janas Mutter arbeitslos, seit drei Jahren arbeitet sie als Aushilfe im Drogeriemarkt. Kurzes Familientreffen beim Seife kaufen. Jana, ihre Schwester Tini und Paul: Für die Menschen weiter hinten in der Schlange sieht es aus, als würden drei Geschwister ihre Mutter besuchen. Nach dem Stopp bei Oma schieben Jana und Tini Pauls Buggy zum Supermarkt. Fruchtzwerg für Paul, Cola für Jana und Tini. Gleich vor dem Supermarkt-Ausgang ist ein McDonald's. Jana holt sich einen Burger und eine Pommesgabel für Paul, damit er den ersten Fruchtzwerg essen kann. Keine Cola

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

für Paul, das ist wichtig. Und überhaupt, gleich müssen sie nach Hause, damit es Paul rechtzeitig um acht ins Bett schafft.

„Es denken immer alle, dass junge Mütter asozial sind, oder so. Wie bei RTL 2. Aber wir kümmern uns auch um unsere Kinder, wir sind auch lieb zu denen. Bei den älteren Müttern ist manchmal alles so ernst. Da müssen die Kinder immer lernen, lernen, lernen. Und bloß keinen Spaß haben. Bei mir ist das lockerer. Und wenn Paul dann in die Pubertät kommt und es ihm scheiße geht, dann weiß ich noch, warum das so ist, dann weiß ich, wie es ihm geht.“

Asozial ist für Jana das fieseste Schimpfwort, sie findet viele Dinge asozial. McDonald's zum Beispiel, eigentlich völlig asozial. Ihre Nachbarn: asozial. Bei Paul hängt die Hose schief über der Windel? „Mensch, Paul, das sieht ja voll asozial aus.“

Was allerdings überhaupt nicht asozial ist, ist ökologische Ernährung. Deshalb arbeitet Jana drei Tage die Woche im Bioladen. Sie bekommt kein Geld dafür, dass sie Regale einräumt, das Lager sortiert und den Kunden Dinkelgebäck in Tüten packt. Offiziell ist Jana hier seit fast zwei Jahren Praktikantin. Theoretisch ist das eine Weiterbildungsmaßnahme, die dazu führen soll, dass Jana eine Ausbildung beginnen kann. Praktisch ist es eine gute Möglichkeit, um dreimal die Woche Joghurt, Brot, Marmelade und Käse als Dankeschön vom Chef, „von Erwin“, mit nach Hause zu nehmen. Die Arbeitsgeschwindigkeit in Erwins Laden stammt aus einer Zeit, als Ökos noch Menschen waren, die die Muße hatten, sich jede Socke selbst anzufertigen. Manchmal, so wie heute, sitzt Jana einfach eine Stunde lang im Hinterzimmer mit den Frauen, die hier als Aushilfe arbeiten, und frühstückt. Die anderen trinken Kaffee, Jana Kakao.

„Ich hab hier noch nie einen Schwarzen oder eine Frau mit Kopftuch gesehen.“

„Hm, stimmt.“

„Komisch, oder?“

„Na ja, das ist hier halt eher was für Alternative, also für reichere Leute.“

„Also, ich bin auch nicht reich. In der Schule haben sie uns erzählt, dass 90 Prozent von uns später keinen Job haben werden.“

„Was, warum erzählen die euch denn so was?“

„Weil das stimmt.“

„Okay, krass.“

„Wenn du ein Kind hast, dann stellt dich keiner ein. Das ist, als hättest du eine Krankheit. Schlimmer als Aids.“

Wer nicht der Norm entspricht, ist sich dessen bewusst. Ob es nun um Geschlecht, Herkunft, Hautfarbe oder Religion geht. Zu glauben, man sei normal, ist ein Zustand, der, vom sozialen Status her betrachtet, erst in der Mittelschicht einsetzt. Vor drei Monaten sind die Kindheitserinnerungen des französischen Philosophen Didier Eribon auf Deutsch erschienen. Eribon beschreibt, wie er in einem heruntergekommenen Vorort von Reims in einer Arbeiterfamilie aufwächst und wie sehr diese Herkunft für ihn mit Scham besetzt ist. Und wie er sich über sich selber ärgert, dass er zwar einerseits Karl Marx verschlingt, sich aber andererseits für die Armut und Stumpfheit seines Vaters geniert.

Er beschreibt, wie seine Mutter ihn und seinen Bruder mitnahm, wenn sie putzen ging, und wie er schon als Kind spürte, was ihn von denen, die putzen lassen, statt zu putzen, unterscheidet: „Das Ausbleiben eines solchen Klassengefühls“ kennzeichne eine bürgerliche Kindheit. Das Interesse daran, über die Zementierung sozialer Ungleichheit nachzudenken, ist in Deutschland so groß, dass „Rückkehr nach Reims“ innerhalb von wenigen Wochen in die zweite, dann in die dritte Auflage ging. Was Eribon auf mehr als 200 Seiten ausbreitet, fasst Tini, Janas kleine Schwester, in einem Satz zusammen: „Zum Glück bekomme ich bald Bafög und nicht mehr Hartz IV, das klingt weniger asozial.“

Tini ist 19 Jahre alt und geht seit einem Jahr auf die Erwachsenenschule, wo sie ihren Realschulabschluss macht. Sie hat ihre Augenbrauen zu einem schmalen Streifen gepupft und ihre Haare schwarz gefärbt. Bis Tini einem Fremden zulächelt, muss erst mal ein bisschen Zeit verstreichen. Auf dem Papier ist Tini zwei Jahre jünger als Jana, aber meistens wirkt es, als sei es umgekehrt. Seit Paul da ist, ist Tini Janas Steuerfrau, Janas Schutzmacht, Janas engste Komplizin. Seit Januar wohnen sie zusammen. Mutter, Schwester, Kind.

Wenn Jana zählen soll, wie oft sie schon umziehen musste, ist sie sich nicht sicher. Acht Mal, vielleicht auch neun. Erst waren ihre Eltern noch zusammen, dann nicht mehr, dann kam der Stiefvater, dann ging der Stiefvater, dann war sie immer bei Marcel, dann hat sie sich mit allen gestritten, dann hatte Marcells Mutter die Idee, sie könne doch ins Frauenhaus ziehen, dann hat sie sich was Eigenes gesucht, mit Tini, und jetzt wollen sie hier am liebsten wieder weg, weil die Nachbarn „total asozial“ sind. Ihre Wohnung liegt in Bremen-Gröpelingen, im April kamen sie abends nicht mehr zu ihrem Haus. Die Polizei war beim „Emir von Gröpelingen“, einem bekannten Salafisten, zur Razzia angerückt und hatte die Straße gesperrt.

Zum Traum vom Wie-alle-anderen-Sein gehören der Realschulabschluss, der Bio-Einkauf und eine Adresse weit weg von Gröpelingen. Allerdings malt eine alleinerziehende Hartz-IV-Empfängerin mit ihrer kleinen Schwester und deren Katze keine kleinen Hier-wäre-es-schön-Kreuzchen auf den Stadtplan. Sie zieht dahin, wo eben gerade die nächste Sozialwohnung frei ist.

In der Gröpelinger Wohnung gibt es ein Spielzimmer für Paul, ein Wohnzimmer mit großem Fernseher, zum „Game of Thrones“-Gucken, und ein Schlafzimmer. Jana, Tini, Paul und die Katze schlafen alle gemeinsam in einem Bett.

Jana kann kaum eine Geschichte erzählen, in der Tini nicht vorkommt. Und Tini sagt, sie würde eigentlich gerne mal ins Ausland, aber jetzt haben sie ja Paul. Paul selbst sagt wenig, aber Paul hat gebastelt: Neben dem Fernseher stehen zwei Herzen aus Draht in einer kleinen Vase. Das Muttertagsmitbringsel aus der Kita. Die anderen Kinder haben nur ein Herz gemacht, Paul brachte zwei nach Hause. Eins für Mama, eins für Tante Tini.

„Als ich klein war, hatte ich das Gefühl, dass ich für niemanden wirklich das Wichtigste bin“, sagt Tini. Die Eltern suchten sich jeweils neue Partner, die wiederum eigene Kinder mitbrachten. Es ist nicht so, als wäre nie jemand da gewesen, es war eher zu unklar, wer eigentlich wann und für wen da ist. Sie versteht sich wieder gut mit ihrer Mutter, seitdem sie ausgezogen ist, sagt Tini, sie ist ihr nicht böse. Sie will nur, dass es für Paul anders wird, als es für sie war, dass sich nicht immer alles ändert. Jana, Paul und sie bleiben jetzt für immer zusammen, sagt Tini:

„Alle glauben, das wird nichts. Dass wir uns streiten, sobald eine von uns einen neuen Typen hat. Aber das stimmt nicht. Ich will das nicht, dass ich immer weg bin, nur weil da ein neuer Mann ist. Wir machen das jetzt zusammen. Wenn später eine von uns einen Freund hat, dann kann der ja auch bei uns wohnen.“

Auf ihren linken Arm hat sich Tini drei Rosen tätowieren lassen, eine für Jana, eine für ihre Halbschwester und eine für Paul. Jana hat sich in ihren Nacken einen Anker stechen lassen, für Tini.

Sonntagnachmittag in Gröpelingen. Es passiert wenig, außer, dass Paul der dösenden Katze eins überzieht. Die Katze flieht auf den Schrank, später setzt sie sich wieder neben Paul. Jana und Tini sind ins Sofa gesackt. Tini schaut auf ihr Smartphone.

„Ach krass.“

„Was?“

„Marcel ist wieder Single.“

„Hm.“

„Der hat gerade seinen Status geändert bei Facebook.“

„Na ja, dann hat er morgen wieder eine andere.“

„Oder sie kommen in 'ner Woche wieder zusammen.“

„Ne Freundin von mir glaubt, dass man im Internet die wahre Liebe finden kann.“

„Ich glaube gar nicht, dass es das gibt, die wahre Liebe.“

„Na ja, bei Oma und Opa schon.“

„Ja, okay, ich glaub auch, dass die sich irgendwie lieben. Die trennen sich halt einfach nicht, weil sie schon immer zusammen sind. Das ist anders bei denen. Aber ich glaub' das nicht, dass man dafür gemacht ist, immer bei einem Menschen zu bleiben. Das ist doch nicht logisch.“

Jana hat in wenigen Monaten hinter sich gebracht, was andere eher innerhalb einiger Jahre erleben. Schule fertig machen, das erste Mal schlimmen Liebeskummer

haben, schwanger werden, zu Hause ausziehen. Wenn sie von dieser Zeit erzählt, gehen die Einzelheiten ein bisschen durcheinander. In der Schule war sie selten, irgendwann schaffte sie knapp den Hauptschulabschluss. Sie ging damals täglich zum Bremer Hauptbahnhof, dahin, „wo die Emos abgehangen haben“. Sie hat viel Whiskey getrunken, sagt sie. Mit ihrer Mutter hat sie dauernd gestritten, worüber genau, weiß sie eigentlich gar nicht so richtig. Manchmal, sagt sie, „werde ich einfach so krass wütend“.

In all dem Chaos gibt es nur ein Datum, bei dem sie sich ganz sicher ist. Der 17. Februar 2012, „so zwischen 19 und 20 Uhr“, da hat sie Marcel zum ersten Mal gesehen. Einen Tag später, zwischen 19.40 und 20 Uhr, im Fernsehen lief gerade „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“, hat Marcel sie gefragt, ob sie mit ihm zusammen sein will. Marcel hatte auf der einen Seite schwarze Haare, auf der anderen blonde und an der Unterlippe zwei Piercings. Er war groß und schlank und hatte „richtig Muskeln und so ganz, ganz tolle blaue Augen“.

Jana hat Marcel lange geliebt. Marcells Mutter hat Jana einen Dackel genannt, weil sie Marcel immer hinterherlief, weil sie alles gut fand, was er machte. Sie waren eigentlich immer zusammen, zwei Jahre lang. Außer wenn sie gestritten haben und Marcel sagte, er verlässt sie.

In so einer Phase merkte Jana, dass sie schwanger ist. Sie hat es ihm per Whatsapp gesagt, er hat per Whatsapp geantwortet, dass er das Kind nicht will. Zehn Minuten später hat er sich entschuldigt.

Heute nimmt Marcel Paul jedes zweite Wochenende. Er ist nett zu Paul, sagt Jana. Und er ist viel mit ihm draußen. Paul hat immer Sand in den Schuhen, wenn er von Marcel zurückkommt. Das beruhigt Jana.

Seit Paul ein Jahr alt ist, geht er in die Kita. Und Jana geht wieder zur Schule. Immer montags und donnerstags, wenn sie gerade nicht bei Erwin beim Bio-Praktikum ist. „Spagat: Berufsvorbereitung für jugendliche Mütter“ nennt sich die Kombination aus Praktikum und Schule. Am Ende des Projekts soll sich das Praktikum in einen Ausbildungsplatz verwandeln. Bei einem Drittel der Spagat-Absolventinnen klappt das. Jana wird zu den anderen zwei Dritteln gehören, der

Bioladen bildet nicht aus. Es war allerdings der einzige Praktikumsplatz, der Jana gefiel.

Vor dem Schultor hängt eine Blechdose, Jana drückt ihre Zigarette am verrosteten Dosenrand aus, bevor sie ins Gebäude geht. In den Fluren ist es still, der Boden ist linoleumblau, an den Wänden hängen von Schülern nachgemalte Keith-Haring-Bilder, die wirken, als würden sie dort seit den 90er-Jahren übersehen. Auf die Allgemeine Berufsschule am Stadtrand von Bremen kommen diejenigen, für die schon der Hauptschulabschluss ein Kampf war. Schulverweigerer, Sonderschüler und junge Mütter. In der Zentrale der Berufsschule, im Zentrum von Bremen, kommen die Flüchtlinge hinzu.

Im Schul-Jahrbuch präsentiert sich auf jeder Seite eine andere Klasse. Mädchen, die freundlich lächeln, Jungs, die Grimassen schneiden. Nur auf einem Foto sind statt Gesichtern nur Hinterköpfe zu sehen. Das sind Janas Klassenkameradinnen, die jungen Mütter. Sie hätten an dem Tag einfach keine Lust gehabt, sich fotografieren zu lassen, sagt das Mädchen, das im Unterricht neben Jana sitzt.

Vermutlich wäre die Fotolaune auch an keinem anderen Tag groß gewesen. Wie groß das Stigma Teenie-Mutter ist, lässt sich auf dem Mädchenklo in der Zentrale der Berufsschule erahnen. Die Wände sind voll mit Beschimpfungen. Schlampe. Fotze. Hure. Es geht hier nicht gegen die jungen Mütter, es geht gegen jedes junge Mädchen, das Sex hat. Es geht eigentlich einfach gegen jedes junge Mädchen, dem es nicht gelungen ist, unsichtbar zu werden.

Wenn Jana über ihre Freundinnen redet, dann geht es um Feiern, Trinken, Kiffen. Langweilig sein wäre das Schlimmste. Aber es übertrieben zu haben, ist genauso schlimm. Eine, die vor ein paar Wochen noch die Coolste war, ist jetzt „wie McDonald's, billig und immer offen.“ Am Einfachsten wird man den Schlampen-Vorwurf los, indem man ihn weiterreicht.

„Bei mir war das früher auch so, wenn ich eine gesehen hab, die war noch voll jung und schon schwanger, dann hab ich auch gedacht, wer war in der schon alles drin. Aber als Frau bist du halt die Gearschte. Die Jungs kriegen einfach eine verfrühte Midlife-Crisis und hauen ab. Wer will schon so jung ein Kind?“

Mit 17 Jahren ein Kind zu bekommen, ist wie eine Blitz-Radikalisierung in Sachen Feminismus. Ganz ohne Alice Schwarzer, Twitter-Betriebsnudeln und Gleichstellungsbeauftragte. In Janas Schulklasse sind alle Mädchen alleinerziehend, manche haben einen neuen Freund, mit dem Vater des Kindes ist keine mehr zusammen.

Vanessa Jones arbeitet seit 13 Jahren als Sozialpädagogin mit den Teenie-Müttern zusammen. Sie hält die Kontakte zum Jobcenter, sie versucht Arbeitgeber zu überzeugen, dass eine Ausbildung auch in Teilzeit gut funktionieren kann, und sie überredet die Mütter, nicht bei jeder Kleinigkeit das Kind wieder aus der Kita zu holen. Jones hat diesen halb amüsierten, halb traurigen Pädagogen-Blick und bunte Ohrringe, damit alles etwas fröhlicher wirkt. Als die Schule im vergangenen Jahr immer mehr Flüchtlinge aufgenommen hat, hat Jones viel darüber nachgedacht, was in einer Biografie alles schiefgehen kann. Manchmal sind es die extremsten Lebenswege, die am einfachsten zu entschlüsseln sind. Wenn der Angriff von außen kommt, durch Krieg und Verfolgung. Bei anderen sind die Probleme nicht so krass, nicht so offensichtlich, aber dennoch schmerzhaft. „Manchmal“, sagt Jones, „liegt das Trauma eben in der Familie, im Alltag.“ In Deutschland wird nicht nur Geld vererbt, sondern auch Status, Bildung und damit Selbstvertrauen. Der schwierigste Schritt ist es nicht, den jungen Müttern eine Ausbildung zu vermitteln. Der schwierigste Schritt ist es, ihnen das Gefühl zu geben, dass sie so eine Ausbildung auch schaffen können. Dass Erfolg nicht immer nur das ist, was die anderen haben.

Die Was-willst-du-mal-werden-Frage ist bei Jana so offen wie in einem Grundschul-Poesiealbum. Vielleicht zur Feuerwehr, wie ihr Vater. Oder Fotografin. Vielleicht auch Sekretärin. Kaum ist die Idee ausgesprochen, beginnt Jana selbst, sie auseinanderzunehmen. Was, wenn sie zu klein ist für die Feuerwehr, nicht kreativ genug für Fotografin, nicht gut genug in der Schule für Sekretärin? Einmal sollte Jana im Unterricht erzählen, was sie für Interessen hat. Sie hat Zocken gesagt. Es war die falsche Antwort, Computer spielen sei kein Interesse. „Was stellen die sich denn vor?“ Jana verschränkt die Arme vor der Brust, „Dass ich Cha-Cha-Cha tanzen gehe?“

Bremen im Hochsommer. Regenjacke, Mütze, Schal. „Alter, das nervt so“, sagt Jana, und Paul lehnt mit dem Kopf an der Balkontür und schaut den Tropfen zu. Das

Gute ist, dass das Wetter zurzeit das Schlimmste ist. Vor zwei Wochen kam ein Brief. Zwar kein Ausbildungsplatz, aber zum Herbst hin wurde Jana an der Erwachsenenenschule aufgenommen, sie macht, so wie Tini, ihren Realschulabschluss nach. Das andere Gute ist, dass Paul den Regen nicht mehr in Gröpelingen, sondern in Bremen-Nord beobachtet. Jana, Tini und Paul sind in das Dachgeschoss des alten Häuschens ihres Opas gezogen.

Paul hat zum dritten Geburtstag eine eigene Matratze geschenkt bekommen. Die Katze hat einen neuen Kratzbaum. Neben der abblättrenden Tapete im Flur hängen 15 Babyfotos von Paul und ein Poster, auf dem alle großen Gangster-Rapper von der West- bis zur Ostküste versammelt sind.

Auf einem Anbau hinter dem Haus ist so etwas wie ein überdachter Balkon. Ein breiter Streifen Teerpappe, vorne kein Geländer, dafür Blick über die verwilderten Gemüsebeete. Jana zündet sich eine Zigarette an, Paul isst neben ihr einen Himbeerjoghurt. Vorhin wollte er lieber ein Brötchen. Es war Janas Brötchen. „Mach die Augen zu, Paul, dann weißt du, was dir gehört.“ Jana redet mit Paul meistens so, wie sie mit Tini redet. Sie macht schlechte Witze, sie sagt, was sie will, sie findet es vernünftiger, dass Paul sich jetzt selbst einen Löffel holt, als dass sie extra aufsteht, um ihm irgendwas hinterherzutragen. Wenn Paul müde ist, legt sie ihn sich auf den Bauch und deckt ihn zu. Wenn Paul sein Lieblingslied hören will, freut sie sich, weil es ein Lied ist, das sie selber auch in Ordnung findet. Es ist ein Hip-Hop-Song, bei dem Paul den Refrain mitsingen kann. „Nie wieder!“, skandiert der Rapper. „Nie wieder!“, krakeelt Paul. Es geht ums Kiffen.

Jana und Tini haben sich für Paul keine neuen kleinkindkompatiblen Identitäten zugelegt. Sie sind zu Paul einfach nur so nett, wie sie können. Was wäre denn, wenn Paul nicht wäre? „Dann würde ich jetzt auf der Straße leben“, sagt Jana. „Dann würdest du Crack nehmen“, sagt Tini. Tatsächlich kifft Jana noch nicht einmal. Das Obdachlosen-Szenario ist unrealistisch, das mit dem Crack sowieso, aber es ist eine Möglichkeit, um zu sagen: Es ist gut, dass es Paul gibt. Es ist gut, dass sie für jemanden da sein können. Und müssen.

Carlota

Ein Mann begehrt eine Frau. Sie will ihn nicht. Eine Geschichte über Angst.

Von Erwin Koch, *Reportagen* #27, 04.02.2016

Raumpflegerin gesucht, 30% - Carlota N. wählt die Nummer, aber ich stamme aus Portugal, sagt sie. Aber sie habe drei Kinder, das jüngste seit zehn Tagen. Und sie arbeite schon anderswo, Käserei F. in U., stundenweise, ich hoffe, das stört Sie nicht.

Aber putzen, fragt die Stimme, das können Sie?

Carlota lacht.

Sie fährt an den Rand des Dorfs, Mai 2004, ich bin hier der Chef, sagt ein Mann, die Arbeit im Heim, selbst das Putzen, sagt er, sei eine sehr besondere, gedacht für Menschen seines Vertrauens.

Am nächsten Morgen ruft er an, x Leute hätten sich beworben, sagt der Chef, ob sie den Job nun wolle.

Carlota N., dreissigjährig, Ausländerausweis C, beginnt am 24. Mai 2004, Montag, Regionales Sonderheim für jugendstrafrechtliche Massnahmen, WC-Schüssel mit Spülmittel reinigen, ebenso Klosettbrille (auch in den Scharnieren); WC-Besen und Ständer (heiss) reinigen; Böden feucht aufnehmen, auch hinter Schüssel wie auch in den Ecken; Wände/Ecken/Decken sind von Spinnweben zu säubern; Schmutzflecken werden regelmässig entfernt; Wände ab und zu feucht reinigen.

Der Chef bestellt sie ins Büro, der Chef sitzt auf seinem Stuhl, schweigt und schaut, wie sie putzt, seinen Tisch, das Regal, den Boden.

Und Ihr Mann?, fragt er.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hilfsarbeiter, hier und dort.

Er ruft die Käserei an, Juni 2004, verlangt Frau N., er möchte ihr, sagt der Chef, nur schnell sagen, wie froh man sei, sie als Putzkraft im Heim zu wissen, und haben Sie je ein Problem, Frau N., egal welches, zögern Sie nicht, mit mir darüber zu reden, es gibt für alles eine Lösung.

Manchmal, kaum hat sie sein Büro geputzt, steht er auf, leckt sich den Finger feucht, führt ihn über den Sims und lächelt, wir sind hier nicht in Portugal, Frau N.

Aber eigentlich, sagt der Chef zur Putzfrau, könnten wir uns du sagen.

Carlotas Brust ist voller Milch, sie sollte stillen, Carlota sperrt sich in die Toilette, wartet und weint vor Schmerz, putzt dann weiter.

Und dein Mann, hat er endlich eine Stelle?

Sie trägt eine blaue Uniform, an ihrem Gürtel ein Gerät, Telefon und Funk, manchmal ruft der Chef sie ins Büro, er habe gehört, der Spiegel im ersten Stock sei voller Striemen, Carlota, wer hier arbeitet, ist Vorbild.

Wieder ruft er die Käserei an, ich wollte nur wissen, lacht er, ob du dort bist.

Nein, ihr Mann, der Arme, sei noch immer arbeitslos, ob vielleicht sie, fragt Carlota, ob sie im Heim vielleicht ein paar Stunden mehr putzen dürfe.

Das entscheide nicht er, sagt der Chef, sondern der Direktor in D., der Direktor aller öffentlichen Kinder- und Jugendheime im Kanton.

Sie nehmen den Zug, den Bus, reisen in die Stadt, lass uns, bevor wir zum Direktor gehen, zuerst etwas trinken, sagt er, ich kenne ein hübsches Lokal. Endlich sitzen sie in einer Bar, die Fenster verdunkelt, müde Männer an den Tischen, der Chef trinkt Cola, Carlota Kaffee, eigentlich wollte ich wissen, ob ich mehr arbeiten kann.

Es gibt für alles eine Lösung, sagt der Chef.

Er legt die Finger um die Flasche, reibt ihren Hals, immer schneller, gehen wir zu mir?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Carlota, 22 Franken Stundenlohn brutto, rennt aus dem Raum, sie weiss nicht, wo sie ist, hält ein Taxi an und fährt zurück ins Dorf, siebzig Franken, Carlota hat nur zwanzig, bittet die Nachbarin um den Rest.

Am nächsten Morgen fragt der Chef, wie geht es deinen Kindern?

Er schaut zu, wie sie putzt.

Hat dir schon einmal jemand gesagt, dass du schöne Lippen hast?

Der Chef wählt Carlotas Nummer, befiehlt sie in den Sitzungsraum, zu dem nur er und sie einen Schlüssel haben, er wartet auf einem Stuhl, das eine Bein über dem andern, der Chef steht auf, sagt etwas, das Carlota nicht versteht, der Chef fasst sie an den Armen, streichelt ihr Gesicht, drückt sie an die Wand, küsst sie, drückt sie an die Wand und greift ihr an die Brust, zwischen die Beine, Carlota möchte schreien, aber dann hört es vielleicht das ganze Heim, er fasst ihr in die Hose, zieht sie auf Carlotas Knie, öffnet seinen Schlitz, du bist so was von geil, Carlota, es gibt nichts Geileres als dich, er dringt in sie ein, Personalnummer 490284, und stöhnt, hoffentlich, denkt Carlota, geht jetzt der Funk nicht los, geht der Funk jetzt los, hört es das ganze Haus.

Der Chef schliesst seinen Schlitz, Carlota ringt um Luft, dann heult sie leise, wankt zum Spiegel, sieht man mir an, was ich tat?

Der Jüngste ist krank, er schläft nicht, Carlota N. schläft nicht mehr.

Ich bin für dich da, sagt der Chef im Heim am Rand des Dorfes.

Manchmal, wenn sie zur Arbeit kommt, findet sie eine Karte im Fach, Leben ist das, was passiert, während Du eifrig dabei bist, andere Pläne zu machen, John Lennon; Der Weg hinaus ist durch die Tür, wie kommt es, dass niemand diesen Ausgang benützt?, Konfuzius; Wenn Dir das Leben eine Zitrone reicht, mach Limonade draus!

Der Arzt verschreibt Antidepressiva.

Er findet die Tabletten in ihrer Tasche, hält ihr drei Blätter hin, zwei Sätze gelb übermalt, Sollten Sie schwanger sein, fragen Sie Ihren Arzt bzw. Ihre Ärztin, ob Sie dieses Mittel einnehmen können. Während der Behandlung sollte bei gebärfähigen Patientinnen eine wirksame Empfängnisverhütung durchgeführt werden.

Jetzt kneift er sie in den Arm, zupft sie am Haar, was für einen schönen Arsch du doch hast.

Der Jüngste muss ins Krankenhaus.

Liebe Carlota, liebe Familie N., ein Gruss aus dem Kanton Jura, auf der Rückseite die Fürbitte Abrahams, Chorfenster, Pfarrkirche St. Stephan, Mainz, von Marc Chagall.

Der Chef befiehlt in den Sitzungsraum, es gefällt dir doch auch.

Sie wisse nicht, weshalb sie sich nicht wehre, sagt Carlota, als sie bei der Psychologin sitzt und weint – eigentlich wisse sie es doch.

Weil sie keine Wahl habe.

Weil sie sich noch nie habe wehren können, selbst ihren Mann habe sie nur deshalb geheiratet, weil ihre Mutter dies gewollt habe. Weil ich so bin, wie ich bin.

Was, Frau N., ist die schönste Erinnerung an Ihre Kindheit?

Sie schweigt.

Mein erster Schultag vielleicht, der Schulthek, darauf zwei Hasen, einer rot, einer grün.

Du hast das Zeug zur Erzieherin, sagt der Chef, Sommer 2006. Sie besucht den Einführungskurs der Dienststelle Soziales, beginnt die neue Arbeit am 1. Oktober 2006, Einreihungsklasse 11, Besoldungsklasse 7, rechtlich korrekte, menschenwürdige, verhältnismässige und erzieherische Erfüllung der Pflichten unter Berücksichtigung der Hausordnung, des Führungshandbuchs, der Dienstanweisungen und internen Regelungen, es gefällt dir doch auch.

Carlota öffnet Zimmer, weckt junge Männer, begleitet sie zum Frühstück, in die Klassenräume, setzt sich mittags an ihre Tische, plaudert, lacht und schimpft, kocht und bastelt, abends, bevor sie nach Hause geht, reicht sie jedem die Hand, gute Nacht, Senhor, wir sehen uns morgen wieder.

Manchmal findet sie Schokolade in ihrem Schrank, Für Dich, D. B. Dein Boss.

Hast du schon einmal Sperma geschluckt?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er sitzt am Bildschirm, sieht sie, erfasst von einer Kamera, durch die Gänge gehen, er sieht sie im Speisesaal, im Werkraum, Keller – Carlota, vorhin, im ersten Stock, hab's genau gesehen, hast du mit dem X. gelacht.

Der Chef schenkt eine Karte, Glück entsteht oft durch Aufmerksamkeit in kleinen Dingen, Wilhelm Busch.

Carlota N., Mutter von drei Kindern, bittet um die Versetzung in ein anderes Heim des Kantons, lass uns darüber reden, sagt der Chef, aber nicht hier, sondern in der Stadt.

Es ist Samstag, Herbst, im Auto fährt sie nach D., trifft den Chef in einem Restaurant, fünf Minuten neben seiner Wohnung. Er sagt, sie werde täglich schöner.

Chef, sagt Carlota, ich will das nicht. Dass du mir solche Dinge sagst.

Was willst du dann?

Arbeit in einem anderen Heim.

Er trinkt Wasser, bestellt ihr einen Drink, trink das, das tut dir gut, eine Margarita, Margarita, sagt sie, ist die liebste Pizza meiner Kinder.

Nachts erwacht sie auf seinem Bett, Carlota wankt zur Toilette und erbricht, sie dreht sich zu ihm, sieht, wie er in ihrer Tasche wühlt.

Frau N., sagt die Psychologin, lassen Sie nicht länger zu, was Sie nicht wollen.

Ich kann das nicht, sagt Carlota. Und selbst wenn ich es könnte – ich habe drei Kinder.

Der Chef kauft ein portugiesisches Wörterbuch, nennt sie manchmal anjo, Engel. Verweigert sich Carlota im Sitzungsraum, befiehlt er sie in die Toiletten, mach hier nicht nur sauber, sondern rein.

Liebe Carlota, ich wünsche Dir einen wunderbaren Tag. Diese Blumen sollen Zeichen sein, dass es auch schöne Dinge gibt im Alltag. Die Schokolade (Herz), dass ich bei Dir bin.

Der Arzt meint, Carlotas Jüngster sei verzögert in seiner Entwicklung.

Ein Trottel, ein Krüppel, sagt ihr Mann.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Chef schickt Karten aus Berlin und Dresden, Liebe Carlota, hat es einen Grund, dass Du das Telefon nicht abnimmst, wenn ich Dich anrufe? Habe ich Dich beleidigt, oder habe ich sonst einen Fehler gemacht?

Liebe Carlota, es ist schön, dass es Dich gibt.

Manchmal, erzählt sie der Psychologin, habe sie Angst.

Angst wovor?

Ich weiss es nicht. Nur Angst. Eine Angst ohne Kleider und Namen.

Wer ist die Dame, der du alles erzählst?, fragt der Chef.

Er folgt Carlota heimlich zur Psychologin, notiert ihren Namen, rennt weg, als die Frau ihn sieht.

Gib jedem Tag die Chance, der schönste Deines Lebens zu sein!

Der Arzt schreibt sie krank, es ist Juli 2008, Venlafaxin 37,5 mg, Xanax 2 mg.

Liebe Carlota, mailt der Chef, lieber Engel. Ich möchte gern mit dir zu Mittag essen. Ich möchte in den Löwen. Das ist das Restaurant bei der Brücke. Kommst du mit?, 09.07.2008, 06:13.

Liebste Carlota. Wenn du das Mail gelesen hast, rufe mich doch an. Möchtest du mich heiraten?, 09.07.2008, 07:02.

Sie öffnet die Tür nicht, wenn er klingelt, befiehlt den Kindern, keinen in die Wohnung zu lassen, plötzlich steht er im Garten und winkt und lacht, es ist August oder September 2008, Carlota schreit auf, der Chef rennt weg.

Unser Zeichen rem, Datum 25. September 2008, Liebe Carlota. Hast du schon deine kommenden Ferien geplant? Wann besuchst du mit den Kindern den Zoo? Wie lange liegt der letzte Ausflug nach Rust zurück? Hast du schon daran gedacht, wo du mit den Kindern Ski fahren gehst? Fragen über Fragen. Keine Sorgen, keine Probleme. Carlota, ich wünsche Dir eine gute erholsame Zeit mit Kindern und Ehemann.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie gibt die Scheidung ein, ich kann nicht mehr, desculpe-me, du bist mir fremder denn je, sie wagt es nicht, vom Mann zu fordern, was ihr gehört.

Am 3. November 2008 nimmt Carlota N., Erzieherin im Heim am Dorfrand, ihre Arbeit wieder auf, der Chef empfängt mit einer Karte, darauf, schwarz-weiss, eine alte steinerne Treppe, mit freudiger Hoffnung auf eine gute, konstruktive Zusammenarbeit.

Sie geht nicht mehr in den Sitzungsraum.

Sie sind auf gutem Weg, sagt die Psychologin.

Ende Februar 2009 ruft die Mutter aus Portugal an, ein Schweizer habe sie gestern besucht, Carlotas Chef, ein sehr netter Mann. Wenn er schon zufällig im Alentejo sei, habe der Herr gesagt, dann möchte er doch Carlotas Familie kennenlernen, Carlota sei seine beste Mitarbeiterin überhaupt, seine klügste und schönste. Dein Zimmer wollte er sehen, dein Bett, die Schule, das Gymnasium. Ein netter Herr, sei gut zu ihm.

Liebe Carlota, leider muss ich feststellen, dass das Büro um 17.05 noch immer nicht gereinigt ist. Du hast zwar versucht, mich darauf hinzuweisen, dass ich ein absolut grosses Arschloch bin, aber dies gelingt dir sicherlich nicht, denn ich weiss inzwischen, wie die Portugal-Frauen sind. Denn ich war ja in deinem Heimatland, 06.03.2009, 17:06.

Er sitzt auf seinem Stuhl und schaut, wie ich putze.

Er sitzt auf dem Stuhl, den Bildschirm vor sich, und verfolgt mich durch die Gänge, im Speisesaal, im Keller, überall.

Und wenn Sie Ihre Stelle kündigen?, fragt die Psychologin.

Von was sollen wir leben?

Verlangen Sie von Ihrem Ex, was Ihnen zusteht.

Carlota N. zieht um, legt dem Chef die neue Adresse hin, Carlota, ich will nicht, dass du jemandem erzählst, wo du jetzt wohnst, dass du geschieden bist, klar?

MAB vom 30.4.09, Mitarbeiterbeurteilung, Ziel: Während der Arbeitszeiten und innerhalb des Heims werden keine privaten Themen besprochen. Carlota N. hat sich

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

strikt an ihren beruflichen Auftrag zu halten. Fragen seitens Kollegen diesbezüglich werden nicht zum Anlass für ein Gespräch genommen.

Sie bittet den Leiter aller öffentlichen Kinder- und Jugendheime des Kantons um ein Gespräch, Carlota fährt in die Stadt, sitzt endlich vor dem Mann, möchte reden und erzählen, Carlota zittert und sagt, wie froh sie sei, ihre Stelle zu haben im Heim am Rand des Dorfs.

Sie wechselt die Nummer des Handys, der Chef ruft ihren Arzt an, es sei sehr dringend, gleichsam ein Notfall, bitte nennen Sie uns die neue Nummer von Frau N.

Zwei Jahre braucht der Mensch, um das Sprechen, ein Leben lang, um das Schweigen zu lernen, Ernest Hemingway.

Der Chef fragt, hast du schon einmal mit zwei Männern geschlafen?

Am frühen Abend, mit seinem Wissen, fährt sie in die Stadt, Sprachschule Bénédict, Diplom B1, er ruft die Sekretärin an, sitzt Frau N. tatsächlich in der Klasse?

Betreff: Alles Gute zum 1. Mai

Gesendet: 01.05.2009, 09:10

Hallo, du Stern meines Alls

Carlota, warum gebe ich nicht auf? Ich gebe nicht auf, weil ich zur dir Vertrauen habe, weil du mich noch nie verraten hast, weil ich mit dir auch viel Spass habe, weil du schon viele Schicksalsschläge erleiden musstest, und darum auch eine wirkliche «Tiefe» hast, weil du nicht so leicht zu erobern bist, aber auch weil du sehr attraktiv bist, weil ich noch mit keiner Frau schönere erotische Momente erleben konnte.

Carlota, es gäbe

noch mehr aufzulisten, aber bei dir besteht die Gefahr, dass du wieder einschnappst.

Also, du Licht meiner Augen, ich grüsse dich.

Carlota, mailt der Chef am 8. Juni 2009, wenn es unsere Beziehung rettet, dann verspreche ich hoch und heilig, dass ich meine Stelle aufgebe. Carlota, ich liebe dich!

Wagen Sie es, sagt die Psychologin.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zweimal fährt Carlota N., Personalnummer 490284, in die Stadt, im Gepäck die Briefe ihres Chefs, 16. und 20. November 2009, dies sei vielleicht ihr schwerster Gang, sagt sie einer Frau. Dann legt sie die Akten auf

den Tisch, seine Karten, Mails und Schwüre, die Frau vom Amt, Leiterin Personal, ruft den Vorgesetzten, Frau N., es ist wohl besser, wenn Sie morgen nicht zur Arbeit gehen.

Bin ich entlassen?

Keine Angst, bleiben Sie zwei, drei Wochen zu Hause.

Am liebsten, sagt die Psychologin, würde ich Sie nun umarmen.

Als Carlota N. nach Weihnachten 2009 zur Arbeit kommt, sitzt ein neuer Chef im Büro des alten, der Stellvertreter von einst, Carlota öffnet Zimmer, weckt junge Männer, begleitet sie zum Frühstück, in die Klassenräume, setzt sich an ihre Tische, plaudert, lacht und schimpft, kocht und bastelt, der alte Chef, sagt der neue, sei seit einem Monat fort.

Fort?

Wenn jemand weiss, weshalb, dann doch wohl du.

Der 27. April 2010 ist ein Dienstag. Carlota N., noch im Pyjama, macht Kaffee, ruft dann den Mann an, von dem sie geschieden ist, bring heute bitte du die Kinder zur Schule. Es ist zehn vor sieben, jemand läutet an der Tür, drei Polizisten stehen im Flur, eine Frau und zwei Männer, einer streckt einen Zettel hin, Hausdurchsuchung, dürfen wir?

Was ist los?, fragt Carlota.

Sie antworten nicht, gehen von Raum zu Raum, öffnen alle Schränke, der Jüngste beginnt zu schreien, flieht ins Bett und deckt sich zu, aber was suchen Sie?, was habe ich getan?

Dann sagt einer, Frau N., Sie müssen mit uns kommen.

Wohin?

Zum Polizeiposten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich muss das Heim anrufen. Dass ich heute später zur Arbeit komme.

Ist nicht nötig, sagt der Polizist, bitte ziehen Sie sich an.

Die Polizistin folgt ihr ins Zimmer, ins Bad, Protokoll über die Hausdurchsuchung bei N. Carlota, 27.04.2010, 0650 bis 0750, bei dieser Hausdurchsuchung wurden die folgenden Gegenstände sichergestellt: Klarsichtmappe mit div. Schriftlichkeiten, 4 Briefumschläge mit div. Schriftlichkeiten, div. Notizen (zerrissen), Medikament Venlafaxin retard (150 mg/98 Kapseln), Computer (Desktop) Marke ML 5410 (Gehäuse schwarz), Handtasche, Mobiltelefon Nokia N95 (8 GB) mit Ladekabel; Besondere Vorkommnisse: Keine bzw. 3 Kinder u. Ex-Mann anwesend.

Sie dreht sich zum Jüngsten, ich bin gleich zurück, keine Angst, alles wird gut.

Endlich fahren sie los, der Polizeiposten ist neben dem Heim am Rand des Dorfs, drei Männer sind dort, der Direktor aller öffentlichen Kinder- und Jugendheime, sein Sekretär, Carlotas neuer Chef, Frau N., bitte nehmen Sie Platz.

Es besteht, sagt der Direktor, der dringende Verdacht, Frau N., dass Sie mit zwei Jugendlichen sexuelle Handlungen vornahmen. Und dass Sie einen, der möglicherweise Drogen besass, vor einer Razzia warnten, was ihm ermöglichte, das Zeug wegzuschaffen, was sagen Sie dazu?

Carlota schweigt.

Ihr Gesicht ist plötzlich heiss, ihre Brust, der Bauch.

Mir fällt nichts ein, sagt sie.

Nichts davon ist wahr.

Die Polizistin führt Carlota N. in eine Zelle, ich muss Sie kontrollieren, Leibesvisitation, sie greift ihr in die Scheide, in den Anus, dann schliesst sie die Tür, Carlota N. setzt sich auf eine Bank, sie sitzt auf einer Bank und will nicht weinen, es ist dunkel hier, fast schwarz, was ist das für eine Mutter, die vor den Augen ihrer Kinder verhaftet wird?, sie sitzt und weint, was ist das für eine Mutter?

Sie weiss nicht, was sie denkt, Carlota weint und wartet und beisst in die Finger, bis alle bluten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Irgendwann öffnet jemand die Tür, jemand sagt, sie dürfe jetzt nach Hause, der Staatsanwalt habe so entschieden, ein Verfahren sei trotzdem am Laufen, es ist halb vier Uhr, 27. April 2010, Dienstag, Carlota N., 36 Jahre alt, geht durch die Strassen des Dorfs, sucht das Haus, in dem sie wohnt mit ihren drei Kindern, findet es nicht.

Gegen Mitternacht ruft sie die Psychologin an, ich weiss nicht, wer ich bin.

Name: N.

Vorname: Carlota

Bezeichnung: Erzieherin

Lohnreglement/Klasse: 02/12

Jahresgrundlohn (13 Mte.): Fr. 78'624.00

Beschäftigungsgrad: 100%

Verfügung: Das Arbeitsverhältnis mit Frau Carlota N. wird unter Einhaltung der dreimonatigen Kündigungsfrist auf den 31. August 2010 aufgelöst. Die Auflösung gilt als verschuldet. Bis zum Ende des Arbeitsverhältnisses ist Frau Carlota N. freigestellt. Nicht bezogene Ferien und Mehrzeiten gelten als bezogen bzw. kompensiert.

Begründung: Auch wenn die strafrechtliche Untersuchung gegen Frau N. noch nicht abgeschlossen ist und selbst wenn es zu keiner Verurteilung kommen sollte, so ist allein der Umstand, dass offenbar ein hinreichender Anfangsverdacht zur Einleitung einer Strafuntersuchung vorlag, Grund genug, das Arbeitsverhältnis aufzulösen.

Sie isst nicht, sie schläft nicht, der Arzt schreibt sie krank.

Mitte Mai liegt ein Brief des Staatsanwalts im Kasten, Carlota wagt nicht, den Brief zu öffnen, und reisst den Umschlag nach Tagen erst auf, sie habe mit einer Einvernahme zu rechnen, wohl frühestens im Herbst 2010, Carlota ruft an, fragt, was das sei, eine Einvernahme, der Staatsanwalt, freundlich und leise, rät ihr, einen Anwalt zu nehmen, es kommt da einiges auf Sie zu.

Venlafaxin 300 mg/tgl, Xanax 0,5 mg/tgl.

Die Kündigung, wehrt sich der Anwalt am 28. Juni 2010, sei zur Unzeit erfolgt, weil Carlota, als sie die Kündigung erhalten habe, arbeitsunfähig gewesen sei. Das Departement Volkswirtschaft und Inneres gibt ihm recht.

Und jetzt?

Kämpfen wir weiter, sagt der Anwalt.

Jeden Morgen weckt sie ihre Kinder, schickt sie zur Schule, legt sich ins Bett, wartet, bis es Mittag ist.

Die Beamtenversicherungskasse verlangt ein vertrauensärztliches Gutachten, zweimal setzt sich Carlota den Fragen eines Psychiaters aus, 7. und 8. Juli 2010, Frau N. wirkt tiefgreifend erschüttert und orientierungslos und auch nachhaltig erschöpft. Die Konzentration ist gestört. So kann sie Texte nicht mehr normal lesen, sondern muss es wiederholt tun, um den Inhalt zu verstehen. Das Ereignis der Hausdurchsuchung, in Anwesenheit der Kinder, und der Verhaftung bedeutete für sie einen schwersten psychischen Schock und eine schwerste psychische Krise. An der völligen Arbeitsunfähigkeit ab 27. April 2010 kann kein Zweifel bestehen, unabhängig davon, ob Frau N. unschuldig oder schuldig ist.

Carlota schreckt auf, wenn das Telefon schellt, geht nicht mehr auf die Strasse, Carlota hat Angst vor der Nacht.

Donnerstag, 16. September 2010, 08.32 Uhr, sie sitzt vor dem Staatsanwalt, ist Ihnen klar, Frau N., worum es heute geht?

Ja, ich habe das verstanden.

Sie zittert, hält sich am Tisch, der vor ihr steht, nichts stimmt, was mir vorgeworfen wird.

Ob sie im Zimmer bleiben möchte, fragt der Staatsanwalt, wenn nun die Zeugen kämen.

Ja, das möchte ich, 09.36.

Herr C., wann und wo haben Sie Frau N. kennengelernt?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Im Jugendheim, wo ich damals wohnte, sie war Erzieherin.

Hat Carlota N. je etwas von Ihnen gewollt oder etwas mit Ihnen gemacht, das Sie nicht wollten?

Nie. Sie war immer sehr korrekt. Zu allen wie auch zu mir.

Sie haben schriftlich erklärt, es sei zwischen Carlota N. und Ihrem Mitbewohner R. zu sexuellen Handlungen gekommen. Was genau wissen Sie diesbezüglich?

Das habe ich so gehört, von R.

Zu welchen sexuellen Handlungen kam es?

Ich war nicht dabei. R. sagte mir, sie hätten Geschlechtsverkehr gehabt.

Wo fand dieser statt?

Das weiss ich nicht.

Wann fanden diese statt?

Schauen Sie, ich weiss nicht einmal, ob dies überhaupt stimmt.

Zu den beiden von Ihnen verfassten Briefen – stimmt der Inhalt des ersten Briefes?

Das weiss ich nicht. Ich habe aufgeschrieben, was R. mir gesagt hat.

Stimmt der Inhalt des zweiten Briefes?

Ich habe das Ganze, so glaube ich, falsch aufgenommen oder falsch verstanden.

Was meinen Sie damit?

Ja eben, Sie, falsch verstanden.

Haben Sie in diesen Briefen die Wahrheit aufgeschrieben?

Wie schon gesagt, ich habe dies alles verdreht, falsch aufgenommen, falsch verstanden.

Im zweiten Brief behaupten Sie, dass es zwischen Ihnen und Frau N. zu Umarmungen und körperlichen Annäherungen gekommen sei.

Dies war wohl alles nur so spasshalber. Ich habe das wohl alles falsch interpretiert.

Kam es zu Umarmungen oder Küssen?

Zu beiden muss ich sagen, nein. Umarmungen kann man dies nicht wirklich nennen. Vielleicht hat sie mich einmal, als es mir schlecht ging, versucht zu trösten. Vielleicht hat sie den Arm um meine Schultern gelegt. Umarmen kann man dies nicht nennen.

Wie erklären Sie sich, dass R., den Sie als besten Kollegen bezeichnen, fast als Bruder, der Polizei gegenüber erklärte, der Inhalt Ihres ersten Briefes stimme nur zu 10% und sei im Übrigen eine faszinierende Geschichte?

Ich habe nur das gesagt, was er mir erzählt hat. Wenn er so gut lügen kann, gut. Wenn er so gut Geschichten erfinden kann, gut. Ich habe keinen Grund, so etwas zu erfinden.

Was war der Anlass, diese beiden Briefe zu schreiben?

Ich wurde vom Heimleiter in einer gewissen Weise unter Druck gesetzt.

Wie?

Er sagte mir, wenn ich nicht aussagen würde, könnte gegen mich ein Strafverfahren wegen Drogenbesitzes eröffnet werden.

Hat Ihnen der Heimleiter zu verstehen gegeben, dass er davon absehen könnte, wenn Sie diese Briefe schreiben würden?

Ja. Er sagte, er wisse schon sehr viele Sachen über Frau N., ich solle es jetzt aufschreiben. Falls ich es nicht aufschreiben würde, so könnte er auch ganz anders werden.

Waren Sie in dieser Zeit, als Sie diese Briefe schrieben, im Bunker bzw. im Arrest?

Ja, ich war im Bunker. Ich sage, der Heimleiter hat dies gemein ausgenützt.

Ende der Einvernahme von Herrn C.: 10.23 Uhr

Frau N., fragt der Staatsanwalt, bleiben Sie weiterhin hier?

Herr R., kam es zwischen Carlota N. und Ihnen zu Berührungen?

Nein.

Kam es zu Küssen?

Nein.

Zu sexuellen Handlungen?

Nein.

Haben Sie festgestellt, dass Carlota N. mit anderen Heimbewohnern sexuelle Handlungen vorgenommen hat?

Nein.

Haben Sie je von so etwas gehört?

Auch nicht, nein.

Wissen Sie etwas davon, dass Frau N. Ihren Mitbewohner C. vor einer Drogenrazzia gewarnt haben soll?

Sie, bei uns im Heim gab es nie eine Razzia. Wir konnten kiffen, wie wir wollten.

Sie ruft die Psychologin an, ich glaube, ich sterbe.

Am 5. November 2010 stellt die Staatsanwaltschaft das Verfahren gegen Carlota N. ein.

Die Älteste schwänzt die Schule, sie schneidet sich die Arme auf.

Am 9. Dezember 2010, 9 Uhr, lädt die Dienststelle Soziales zur Aussprache, eine Frau, Leitung Personal, schiebt Papier über den Tisch, das Anstellungsverhältnis mit Carlota N. wird im gegenseitigen Einverständnis auf den 31. August 2011 aufgelöst, Carlota N. bekommt eine Abfindung von vier Monatslöhnen, die Parteien vereinbaren Stillschweigen über die vorliegenden Austrittmodalitäten und die Gründe, welche zur vorliegenden Auflösung im gegenseitigen Einvernehmen geführt haben.

Was heisst das?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Dass Sie niemandem erzählen dürfen, weshalb Sie Ihre Stelle verloren.

Carlota schweigt.

Das unterschreibe ich nicht.

Wieder liegt eine Karte in ihrem Kasten, Das Paradies, Chorfenster, Pfarrkirche St. Stephan, Mainz, von Marc Chagall, Carlota, anjo, ich kann dich nicht vergessen.

Die Dienststelle schlägt jetzt vor, Carlotas Freistellung, bei vollem Lohn, um drei Monate zu verlängern und ihr bei der Suche nach einer neuen Stelle zu helfen, mit höchstens fünftausend Franken.

Wichtiger als Geld, sagt Carlota N., ist mir eine Entschuldigung.

Manchmal ruft die Mutter aus Portugal an, Mama, hier ist alles gut, mach dir keine Sorgen. Ja, Mama, dem Kleinen geht's besser.

Aber ich höre doch, wie schlecht es dir geht.

Es ist die Verbindung, Mama, die schlecht ist.

Ende Februar 2011 schluckt Carlota N., geboren am 19. Juni 1974 in Montemor-o-Novo, Tochter eines Landarbeiters, alle Tabletten, die sie hat – wieder wünscht sich die Beamtenversicherungskasse ein Gutachten, 7. März 2011, diagnostisch sei der jetzige Zustand der Versicherten als schwere Depression (F32.2) zu klassifizieren. Zudem bestehe – als Folge der Verhaftung und der Kündigung - eine schwere posttraumatische Belastungsstörung (F43.1). Für den aussenstehenden Beobachter erscheint es kaum verständlich, dass man einzig aufgrund weniger verlässlicher Auskunftsquellen und offenbar auch wenig präziser Angaben eine derart extreme Intervention (Hausdurchsuchung und Verhaftung) durchführte.

Carlota ruft ihren Anwalt an, bitte bringen Sie das Ganze zu einem Ende, Hauptsache, es ist vorbei.

Manchmal, allein zu Hause, beisst sie ihre Finger wund, sie wagt sich nicht ans Fenster, wartet, dass etwas geschieht.

Ich weiss nicht, worauf ich warte. Ich sitze da und warte.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Am 12. April 2011 legt die Dienststelle den dritten Entwurf einer Abrede vor, Carlota N. gilt nun als berufsinvalid, in Anerkennung einer moralischen Verpflichtung richte man ihr einen Betrag von 35 000 Franken aus – er kann nicht nachträglich gekürzt werden -, und man bedauere die Entwicklung, die zu den gesundheitlichen Problemen der Arbeitnehmerin geführt habe.

Fünf Wochen später eine vierte Version, das Amt kürzt von 35 000 auf 30 000 Franken und bedauert die Entwicklung, die zu den gesundheitlichen Problemen von Carlota N. führten, nicht.

Hauptsache, es ist vorbei.

Nachts schiebt er eine Karte in den Kasten, Auch eine Enttäuschung, wenn sie nur gründlich und endgültig ist, bedeutet einen Schritt vorwärts, Max Planck.

Carlota N. unterschreibt am 31. Mai 2011.

Wir haben Frau Carlota N. als eine pflichtbewusste, zuverlässige und flexible Mitarbeiterin kennengelernt. Ihre Aufgaben erledigte sie mit viel Engagement, Freude und Sachverstand. Mit ihren Leistungen waren wir stets zufrieden. Sie instruierte die Heimbewohner sachlich und befähigte sie zu den diversen Arbeiten in ihren Verantwortungsbereichen. Ihr Verhalten gegenüber Vorgesetzten und Mitarbeitenden war stets freundlich und korrekt. Wir danken ihr für die geleistete Arbeit und wünschen ihr für die berufliche und private Zukunft alles Gute und viel Erfolg.
Dienststelle Soziales, Departement Volkswirtschaft und Inneres.

Wenn Sie sich etwas wünschen könnten, Frau N., was wäre das?

Wünschen?, fragt Carlota. Wozu?

Im Sommer 2012 ein Brief der Beamtenversicherungskasse, Sehr geehrte Frau N., wegen zu Unrecht erbrachter Leistungen bitten wir Sie um die Rückzahlung von Fr. 17 834.40 innert 30 Tagen.

Manchmal, bereits im Pyjama, ruft Carlota die Psychologin an, ich habe Angst vor der Nacht.

Was kann denn passieren?

Alles.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es ist Nacht, November 2014, Carlota N., vierzig Jahre alt, nimmt den Jüngsten an der Hand und fährt zum Spital am Rand des Dorfs, ich brenne, sagt sie, ich spinne, ich sterbe. Der Arzt beschliesst eine FU, Fürsorgerische Unterbringung, Carlota B. bleibt neun Wochen, redet mit Therapeuten, Psychiatern, redet und schweigt und schläft und beisst ihre Finger blutig, Cipralext, Inderal, Lyrica, Wellbutrin, Xanax, Sirdalud, Sequase, Constella.

Am Sonntag kommt der Kleine, eine Zeichnung in der Hand – Blume, Auto, Monster.

Für Mama.

Wieder wechselt sie die Nummer des Handys, es ist jetzt Sommer oder Herbst –

Erwin Koch (1956) nutzt für seine Geschichten Kopf und Bauch: Er ist studierter Jurist, was seine Akribie beim Sammeln von Fakten erklärt. Und mit viel Gefühl findet er starke Geschichten. So wie bei Carlota. Immer wieder gelingt es ihm, Menschen sehr nahe zu kommen und sie respektvoll zu porträtieren.

Mein Leben als Avatar

Die virtuelle Realität wird immer echter. Unsere Autorin war dort.

Von Eva Wolfangel, Reportagen #30, 18.08.2016

Noch wirkt alles ganz harmlos. Ein Sonnenstrahl landet direkt vor meinen Füßen, er hat eine weite Reise hinter sich, auch wenn es ihn eigentlich gar nicht gibt. Der Sonnenstrahl hat sich seinen Weg durch dicke Wolken vor dem Fenster gebahnt, er ist gereist auf winzigen Regentropfen aus dem Himmel bis hier zu mir. Warm und weich kitzelt er jetzt meinen Fuss auf dem Parkettboden. Ich schaue mich um: Der Raum ist würfelförmig, an drei Seiten begrenzt durch riesige Glasfronten. Die vierte Wand ist fast in der gesamten Breite ausgefüllt von einem riesigen Display, auf dem ein Film läuft. Einige Männer stehen davor und lachen.

Wo bin ich? Ich bin in der Zukunft. Und zugleich bin ich im Hier und Jetzt. Ich bin in der Realität. Und zugleich in etwas gänzlich anderem, etwas von der Qualität eines Traumes. Ich bin in der virtuellen Realität. Es heisst, die virtuelle Realität sei unsere Zukunft und dass wir uns in zehn oder zwanzig Jahren hier begegnen werden, statt weite Reisen anzutreten zu unseren Liebsten. Noch sind nur wenige Menschen unterwegs in dieser Welt, die es eigentlich nicht so richtig gibt, die auf mich aber in diesem Moment verdammt echt wirkt.

In der nichtvirtuellen Realität stecke ich gerade unter dicken Kopfhörern und einer grossen Virtual-Reality-Brille, die sich zuerst auf meinem Kopf schwer angefühlt hat, und stehe in meinem Wohnzimmer. Aber was ist schon wirklich: Kaum habe ich den würfelförmigen Raum mit den Glasfronten betreten, der nur in der Brille existiert, verschwindet die andere Realität. Das Headset drückt nicht mehr, ich stehe nicht mehr im Wohnzimmer, ich bin in diesem lichtdurchfluteten Raum mit dem Display an der Wand. Mache ich einen Schritt auf meinem Wohnzimmerboden, gehe ich auch in dem virtuellen Raum einen Schritt. Neige ich den Kopf, tut das auch mein

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Avatar, in dessen Körper ich die andere Welt erlebe. Ich drehe mich um mich selbst und wundere mich, wie real das alles wirkt: oben, unten, links, rechts – egal, wohin ich schaue, die Illusion ist so perfekt, dass mein Wohnzimmer und mit ihm die ganze andere Welt versinkt. Ich staune über die Bäume vor dem Fenster, die sich im Wind wiegen, als wären sie echte Bäume, an ihnen vorbei plätschert friedlich ein kleiner Fluss und mündet in einen Wasserfall. Wenn ich mich dem Ausgang nähere, wird das Plätschern lauter, und auch das Vogelgezwitscher und das Rauschen der Blätter, die Gespräche der Männer im Hintergrund werden leiser. Das hier ist die «Hangout Area»: Ich habe diesen Raum im Menu gewählt, weil er nach Feierabend klingt, nach guter Laune, Smalltalk, Leute kennenlernen und Seele baumeln lassen. Ich spüre die Sonnenstrahlen auf meiner Haut, auch wenn das tatsächlich nicht sein kann. Hier werden so viele Sinne bedient, dass mein Körper den Rest einfach ergänzt. Ein Frieden breitet sich in mir aus, von dem ich nicht weiss, ob er vielleicht auch nur virtuell ist.

Plötzlich wird der Sonnenstrahl von einem Schatten verdunkelt, ein grosser roter Mann steht vor mir, ich habe ihn nicht kommen sehen, aber jetzt höre ich ihn atmen, direkt neben meinem Ohr, viel zu nah. Hier stimmt etwas nicht. Seine Hand kommt näher, ich schaue an mir herunter, sehe mein blaues Kleid und seine Hand an meinem Busen. Ich habe einen weiblichen Avatar gewählt – vielleicht ein Fehler? Mein Avatar hat eine Wespentaille und sieht ansonsten aus wie ein schmaler Roboter, mit runden, leeren Augenhöhlen, die beim Reden aufleuchten. Mein weiblicher Avatar hat den Mann dazu gebracht, mich betatschen zu wollen. Ich will schreien. Aber wer würde mich hören? In welcher Welt käme mein Schrei an? Der rote Mann steht vor mir, breitschultrig, seine grünen Augen blitzen angriffslustig, er grapscht an mir herum und sagt nichts. Er blickt mir direkt in die Augen. Prüfend? Grinst er ein bisschen? Weidet er sich an meiner Hilflosigkeit? Will er testen, was jetzt passiert, wie ein kleines Kind? In dieses Gesicht lässt sich alles hineininterpretieren. Das fühlt sich scheisse an. Ich will einen Schritt zurücktreten. Aber da sind Treppen. Was ist, wenn ich stolpere? Sind diese Stufen echt? Oder bewege ich mich auf dem ebenen Wohnzimmerfussboden der anderen Welt?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ich versuche mir zu sagen, dass das alles nicht real ist. Wie durch zähflüssigen Zement schieben sich die Gedanken durch meinen Kopf. Dieser Raum wirkt zu echt. Aber was ist schon echt? In meinen echten Händen halte ich zwei Controller, schwarze Ringe in der Grösse von Armreifen. Sie übertragen meine Bewegungen in die virtuelle Welt. Dort habe ich also keine Hände mit Fingern, sondern nur zwei Ringe. Ich versuche den Mann wegzuschieben, aber die Controller gleiten durch ihn hindurch. «Look!», ruft er zur Seite, «schau!», ein zweiter Mann kommt hinzu, ähnlich rot, ähnlich gross, jetzt stehen sie beide da und lachen. Ich höre sie Luft holen, der eine näher an meinem rechten, der andere näher an meinem linken Ohr, der eine lacht so laut, dass er husten muss. Das alles dringt in meinen Kopf, als stünden echte Menschen neben mir. Und sie sind echt. Diese Männer stehen wie ich irgendwo auf der Welt in einem Wohnzimmer, sie haben genau diese Stimmen, sie husten in Wirklichkeit, und sie grapschen soeben einer fremden Frau an den Busen, als wäre es das Normalste der Welt. Ihre Avatare tragen metallische Augenbinden, die beim Reden aufleuchten. Anders als ich haben sie Hände: Statt der Controller nutzen sie eine Technik, die Bewegungen ihrer echten Hände und Finger filmt und in die virtuelle Realität überträgt. Der zweite Mann macht ein Zeichen: ein Kreis aus Zeigefinger und Daumen, der Zeigefinger der anderen Hand sticht in die Mitte. «Ficken», hiess das bei uns in der Schule früher. Ich drehe mich weg.

Es ist nicht so, dass mich niemand gewarnt hätte. In unzähligen Gesprächen mit Entwicklern, Philosophen und Psychologen habe ich vor allem eines immer wieder gehört: Die virtuelle Realität wirkt echt, fast zu echt. Gamer berichten von allzu brutalen Killerspielen, manche haben Probleme, einen virtuellen Mord zu verarbeiten, andere warnen mich: Missbrauch in dieser Realität fühlt sich so echt an, dass Menschen Traumata davontragen – die sich in der echten Welt fortsetzen. Wieder andere schwärmen von den Möglichkeiten der sozialen Interaktion, gerade so wie im richtigen Leben. Forscher versichern mir: In Zukunft, wenn diese neue Technologie massentauglich wird, dann werden wir nicht nur dreidimensionale Computerspiele spielen. Menschen, die zu weit auseinander leben, um sich real zu treffen, können in dieser virtuellen Welt gemeinsam Abenteuer erleben, musizieren, Filme anschauen oder einfach nur reden. Raum und Zeit werden überwunden. Ich denke bei diesen Gesprächen immer an meine Freundin in Neuseeland und meinen Bruder in Brasilien,

mit denen ich nur wenig Kontakt habe, weil mir beim Telefonieren, Mailen und Chatten etwas fehlt. Social Virtual Reality – das klingt wie ein schöner Traum.

Wie fühlt sich diese Zukunft an? Ich will es wissen und finde: AltspaceVR, den bisher grössten Chatroom der virtuellen Realität, klein noch, doch von grossem Optimismus getragen. Optimismus nicht nur seiner ersten Nutzer, sondern vor allem US-amerikanischer Risikokapitalgeber. Die virtuelle Realität scheint ihnen eine super Investition für ihr völlig unvirtuelles Geld. Über ein Forum suche ich Nutzer von AltspaceVR, ich frage: Wer ist hier die Zukunft? Keiner möchte sich mit mir im echten Leben treffen. Einer schreibt: «Wenn du wissen willst, wer die Zukunft ist, musst du unbedingt Crystal treffen! Sie ist sehr bekannt in der Community.» Crystal, die Zukunft, das klingt geheimnisvoll. Ich nehme mir vor, Crystal zu finden, und begeben mich auf eine Reise in diese weit entfernte andere Welt.

Die nächsten Tage verbringe ich atemlos. Ich werde wieder zum Kind mit täglich wechselnden Spielkameraden: Wir erkunden die vielen verschiedenen Räume in Altspace, den Welcome-Bereich, eine Taverne, wir entdecken, was wir mit unseren Avataren alles machen können, beamen und fliegen, irren durch ein Labyrinth und kämpfen Schwertkämpfe, die auch in echt den ganzen Körper beanspruchen: Wenn ich ein Schwert in der Taverne schwingen, schwingen ich auch in Wirklichkeit in meinem Wohnzimmer meinen Arm mit dem Controller. Durchbricht ein anderer Kämpfer meine Deckung, ducken ich mich weg und kauere auf dem Wohnzimmerboden, der für mich momentan nicht existiert, schliesslich stehe ich auf den knarrenden Holzdielen der Taverne. Zum Glück schaut grad keiner zu in dieser echten Welt, denke ich manchmal, wenn sich die Erinnerung an mein anderes Leben kurz in den Vordergrund drängt.

Manche Nutzer sind so begeistert von der Technik, von ihren Fähigkeiten und Möglichkeiten in der virtuellen Realität, dass sie jegliche Grenzen überschreiten. Sie rennen durch andere Nutzer hindurch, fuchteln mit ihren Händen unmittelbar vor den Gesichtern anderer Nutzer herum oder begrapschen fremde Frauen. Ich werde besser darin, mich wegzubeamen, das ist der Notausgang in der virtuellen Realität: Ich muss nur mit meinen Controllern auf eine Stelle im Raum zeigen und einen Knopf drücken, schon lande ich an genau dieser Stelle.

Das kann gefährlich sein: Eines Tages habe ich mich gemeinsam mit meinen neuen Spielkameraden auf einen Felsen gebeamt, vor meinen Füßen geht es hunderte Meter in die Tiefe. Unten sehe ich die Pyramide, die gestern noch riesig und unüberwindlich vor mir stand, jetzt sieht sie winzig klein aus, die Menschen auf ihr wie Läuse. Ich drehe vorsichtig den Kopf: Hinter mir ist der Fels, keine Fluchtmöglichkeit. Ich zittere, kann mich nicht bewegen, denke kurz an diese andere Welt, die so weit weg ist, in der ich auf einem soliden Wohnzimmerfussboden stehe. Oder doch nicht? Der Gedanke beruhigt mich nicht. Das hier fühlt sich zu echt an. Ich erstarre. Mein Körper signalisiert mir: Gefahr!

Auch das wusste ich und konnte es trotzdem nicht glauben. Viele Spieler und Psychologen haben mich vor diesem Effekt gewarnt. Unzählige Male habe ich den Satz gehört: «Das wirkt so echt, das kannst du dir nicht vorstellen.» Jetzt muss ich sagen: Stimmt. Gleichzeitig bietet genau das, was mich hier an meine Grenzen bringt – obwohl ich im echten Leben nicht besonders ängstlich bin –, für andere Menschen grosse Chancen: Angststörungen aller Art könnten in Zukunft so therapiert werden. Erste Experimente laufen bereits, mit vielversprechenden Ergebnissen: Menschen mit Höhenangst üben den Blick in virtuelle Abgründe, Menschen mit Platzangst fahren in virtuellen Aufzügen und durch Tunnels, Patienten mit Sozialphobie treffen auf virtuelle Menschen und lernen, das auszuhalten. Die Therapie der Zukunft.

Aber ich suche nicht nur die Therapie der Zukunft, nicht nur Abenteuer und Spiele der Zukunft – ich suche das soziale Leben der Zukunft! Wo steckt nur diese Crystal? Wieso habe ich sie in all den Stunden, die ich bereits in der anderen Welt verbracht habe, noch nicht getroffen? Schon ihr Name klingt vielversprechend – wird sie mir Klarheit bringen, beim Blick in die Kristallkugel helfen? Ist sie eine, die schon heute so lebt, wie wir es in der Zukunft tun werden?

Eines Abends schaue ich mir gerade den beeindruckenden virtuellen Himmel an, die dicken Wolken mit ihren ausgefransten Konturen, in denen ich viele Phantasiegestalten entdecke, gerade so wie in echten Wolken. Die Sonne strahlt durch die Lücken zwischen den Wolken. Hier und da stehen Grüppchen von Leuten und unterhalten sich. Eine lila Frau reisst mich aus meiner verträumten Stimmung. Ihre runden Augen leuchten sanftrosa auf, als sie sich als «Sana» vorstellt und mich fragt,

wer ich bin. Sie hat eine warme, weiche Stimme. Obwohl ich ihre Mimik nicht sehe, habe ich das Gefühl, dass sie mich anlächelt. Sie spricht langsam und bedacht. Es sind kleine Signale, die sie sehr aufmerksam wirken lassen. Ihr leicht geneigter Kopf, das sanfte Nicken, das aus dem echten Leben in die virtuelle Welt übertragen wird, die kaum hörbaren «Hmms». Ich erfahre, dass sie aus Ägypten stammt, eine gläubige Muslimin ist und jeden Tag nach dem Fastenbrechen von der echten in die virtuelle Welt reist. Und du? Ah, eine Deutsche. Anfangs habe sie Vorurteile gegen Deutsche gehabt, gegen Europäer, eigentlich gegen Westler allgemein. «Fühl dich bitte nicht angegriffen», sagt sie höflich, «aber ich dachte lange, dass Westler keine Manieren haben, dass sie sich danebenbenehmen, dass sie gewalttätig sind und überall Dreck rumliegen lassen. Aber ich habe hier viele sehr liebe Europäer kennengelernt.»

Die virtuelle Realität kann auch das: Menschen aus verschiedenen Kulturkreisen zusammenführen. Durch die Avatare herrscht eine grosse Toleranz, gezwungenermassen: Es gibt eine begrenzte Auswahl an Modellen für unsere virtuellen Körper, nur die Farbe kann man wählen, äusserlich sind alle mehr oder weniger gleich. Erst im Gespräch und vor allem durch die Stimme kommt der echte Mensch hinter dem Avatar zum Vorschein. Erstaunlich schnell vergesse ich, dass die Menschen, mit denen ich hier rede, aussehen wie Roboter.

«Komm, ich zeig dir meinen Raum», sagt Sana. Nutzer von AltspaceVR können hier eigene Zimmer selbst gestalten. Sie sind teilweise recht kreativ, abhängig davon, wie viel Programmiererfahrung die Einzelnen haben und wie viel Lust, zu experimentieren. Die Zimmer sind offen für alle, man kann sie nicht abschliessen. Ich wähle im Menu «Sanas Time Machine», Sanas Zeitmaschine, der Rechner braucht ein paar Sekunden, dann stehe ich in einem grossen Zimmer mit einem Kamin, ein gemütliches Feuer knistert, an der Wand hängen Malereien und Fotografien mit arabischen Schriftzeichen, eine Märchenszene und Schwarz-Weiss-Bilder zweier kleiner Kinder mit grossen, dunklen Augen. Sana ist schon da, sie bittet mich auf den Balkon: «Willkommen in meinem Reich, schau dich um.» Der Himmel ist lila, ihre Lieblingsfarbe, in der Luft schweben kleine Lichtkugeln, Sterne, so gross wie Schneeflocken, immer wieder fliegt eine zwischen uns vorbei. Es ist fast ein bisschen romantisch. Zum ersten Mal in Altspace habe ich das Gefühl, zur Ruhe zu kommen.

Sanas Zeitmaschine ist ein Gegenentwurf zur Hektik in den anderen Räumen, zu den rastlosen Spielen in der Taverne und im Labyrinth und zu den kurzen oberflächlichen Gesprächen mit vielen verschiedenen Nutzern.

Ich will mehr über Sana erfahren. Aber sie ist auf einmal sehr schweigsam. Ihr Alter will sie nicht verraten. «Die Leute hier verurteilen dich, alles über 30 kommt ihnen uralt vor.» Sie verrät, dass sie nicht arbeitet – «unsere Religion sieht das nicht vor. Jetzt hast du sicher Vorurteile. Aber wozu arbeiten? Mir hat das keinen Spass gemacht.» Wir plaudern über verschiedene Kulturen, ihre Erlebnisse, ihre Freunde hier. Da steht auf einmal ein grosser, schwarzer Avatar mit neongrünen Augen in der Terrassentür. «Hey, Evildoer», ruft Sana, «das ist Eva, sie ist Journalistin. Und das ist Evildoer, ein guter Freund. Er hat meinen Himmel programmiert. Er kann hier alles!» Der schwarze Mann zwinkert freundlich mit seinen neongrünen Augen und sagt verlegen. «Na ja, es macht mir halt Spass.»

Sana erklärt mir, dass sie selbst das Feuer nicht sehen kann: Sie ist mit einer anderen Virtual-Reality-Brille hier als ich und sieht nur die Holzscheite. «Aber Evildoer arbeitet daran.» Ihre Stimme klingt sanft, ein bisschen wehmütig. Für Sana ist er keiner, «der Schlechtes tut», wie die wörtliche Übersetzung seines Namens lautet, im Gegenteil: Er tut Gutes. Er schmückt Sanas Raum mit Kunstwerken. Als er vor einer Wand steht, taucht dort auf einmal ein weiteres Gemälde auf: Das Ziffernblatt einer Uhr, es scheint auf dem Meeresgrund zu liegen und golden aus der Tiefe heraufzuleuchten. Sana und ich gehen über ihren grünen Blumen-Retro-Teppichboden zu Evildoer, der vor dem Kunstwerk steht. Sana liest die arabische Schrift. «Mein Gedicht», sagt sie nachdenklich. Was steht da?

«Es ist schwer zu erklären, weil es die Symbole im Englischen nicht gibt», sagt Sana. Sinngemäss übersetzt, lautet das Gedicht: «Die Zeiger der Uhr fallen herunter und stechen mich wie ein Skorpion. Das Gift bleibt in meinem Körper.» Die Gedanken kreisen in meinem Kopf: Die Zeit, das Gift, die Zeitreisen – in Sanas Raum geht es um irgendein Thema, das ich noch nicht ganz verstehe. Ich traue mich nicht zu fragen, es erscheint mir zu persönlich für den Stand unserer Freundschaft. «Wieso heisst dein Raum Zeitmaschine?», frage ich stattdessen, unverfänglicher. «Ach, ich bin ein Bücherwurm, ich liebe Zeitreisen.» «Science-Fiction?» «Nein, nur Zeitreisen.»

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Im Laufe des Abends kommen immer wieder Besucher, Sana sagt zu jedem freundlich: «Willkommen in meinem Raum!» Sie fragt jeden, in welche Zeit er reisen möchte und wieso. Viele fliehen gleich, sie sind solche Fragen nicht gewohnt in Altspace. Manche schauen sich nur schweigend um, reagieren nicht auf Sanas Worte und verschwinden lautlos wie Geister. «Warte, bleib noch ein bisschen!», ruft sie ihnen hinterher und klingt traurig dabei. Mit den wenigen, die bleiben, ergeben sich philosophische Gespräche über den Sinn von Zeitreisen, ob man besser in die Zukunft oder die Vergangenheit reisen sollte – und ob es erlaubt sein sollte, in der Vergangenheit Dinge zu ändern.

Evildoer ist rastlos, ständig sucht er nach neuen Stellen in Sanas Raum, die er noch verschönern kann. Spät am Abend kommt auch er zur Ruhe. Wir stehen vor einem weiteren Kunstwerk, das er soeben programmiert hat. «Wer bist du in Wirklichkeit?», frage ich ihn. Allzu viel will er nicht verraten. Eric sei sein richtiger Name, er komme aus Kanada, arbeite als Freelancer mit Computern, das Alter spiele keine Rolle. Was gefällt ihm hier? Sanas Raum zu gestalten. Und das Soziale. «Im echten Leben bin ich sehr schüchtern, ich habe nicht viele Freunde. Mein Avatar ist wie eine Maske, hier traue ich mich mehr und habe Freunde gefunden.» Auf dem Gemälde, vor dem wir stehen, sind Karnevalsmasken im Sand abgebildet, sie wirken schon etwas verwittert. Daneben arabische Schriftzeichen. «Wir alle verstecken uns hinter Masken, weil wir alle etwas Zerbrochenes in uns tragen», liest Sana vor. «Manche geben das zu, andere verdrängen es, weil dieses zerbrochene Etwas schmerzt.» Wir schweigen. «Tja, ich bin ein düsterer Mensch», sagt Sana.

Was macht sie so traurig?

Am nächsten Tag sitzt mir die Melancholie der Nacht wie ein ausladender Hut mit breiter Krempe über dem Kopf. Die Melancholie schirmt mich ab gegen die oberflächlichen Strahlen der Realität. Ich denke an meine neue Freundin und ihre Welt, die sie sich im Virtuellen aufgebaut hat und die sie der realen Welt offenbar vorzieht. Ich rätsle, was dieses Zerbrochene in ihr sein könnte, das sie dazu bringt, sich hinter einer Maske zu verstecken. Wobei – tut sie das überhaupt? In ihrer virtuellen Welt wirkt sie sehr wahrhaftig. Sie ist aus ihrem Alltag emigriert, einem Alltag, der ihr womöglich zusetzt. Gäbe es Zeitreisen, wäre sie vielleicht längst schon weg,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

irgendwohin in die Vergangenheit. Bis dahin scheint die virtuelle Realität ihre Zuflucht zu sein.

Ich schiebe den Melancholiehut beiseite und setze mir die Virtual-Reality-Brille auf, um nach Zerstreuung zu suchen in der Welcome Area von AltSpace. Zur Abwechslung hätte ich nichts gegen ein wenig harmlosen Smalltalk. Ich treffe auf einen Deutschen, der in einer Ecke steht und im Auftrag von AltSpace aufpasst, dass sich keiner unflätig benimmt. Ein sogenannter Moderator. Ich erzähle ihm von meiner Begegnung mit dem roten Mann am ersten Tag. «Hier in der Welcome Area ist immer jemand von uns», sagt er. «Wir kümmern uns darum, solche Leute fliegen hier raus. Komm nächstes Mal hierher!» Das ist sein erster virtueller Job, immer vormittags, wenn Amerika schläft. Virtuelle Jobs, die Zukunft braucht auch das: virtuelle Türsteher, virtuelle Ordnungshüter. «No tolerance» ist die Parole in AltSpace, wenn es um Rassismus und Sexismus geht. Ohne Vorwarnung werden Nutzer, die gegen die Regeln verstossen, erst rausgeworfen, dann gesperrt, zunächst für 48 Stunden, beim dritten Mal wird ihr Account gelöscht.

Das scheint ein mühsamer Kampf zu sein. «Die rätselhafte Anziehungskraft des doppelten X-Chromosoms», sagt der deutsche Ordnungshüter geheimnisvoll. Er schätzt den Frauenanteil in AltSpace auf 20 Prozent. «Und nicht alle sind offen für Flirts» – ein Problem für flirtwillige Männer. Vor allem jüngere Frauen gebe es wenig, «und wenn, dann sind sie aufgedreht wie diese Crystal». Mein Herz klopft: DIE Crystal? Ich will ihn weiter ausfragen, aber seine Schicht ist zu Ende. Im echten Leben warten Termine.

Nach der ersten Woche ziehe ich Bilanz: Ich bin übersättigt von gefühlt hunderten gleichförmigen Gesprächen: Wer bist du? Woher kommst du? Was machst du hier? Mit welchem Gerät bist du hier? Ich bleibe einige Tage offline, ziehe mich in mein echtes Leben zurück und überlege, wie es weitergehen kann. Ich würde gerne Beziehungen knüpfen, intensiver mit einzelnen Nutzern zusammenkommen. Wenn, dann ist das doch die Zukunft! Ich beschliesse, Sana zu suchen. Ein paarmal bin ich in ihrem Raum, aber sie ist nicht da. Ich würde ihr gerne eine Nachricht hinterlassen, aber das ist in AltSpace nicht vorgesehen. Hier gibt es keine Postits, keine Pinnwände, auch kein Telefon. Entweder man trifft jemanden, oder eben nicht. Freundschaften zu

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

pflegen, das ist gar nicht so einfach in der virtuellen Realität. Ich gewöhne mir an, abends immer kurz zu schauen, welche Nutzer gerade online sind. Das geht einfach über die App auf meinem Handy, ich muss selbst nicht einmal in der virtuellen Realität anwesend sein. Ich fühle mich wie ein Spion bei meinem abendlichen Scan der Liste aus der anderen Welt. Als Sanas Name auftaucht, setze ich schnell mein Headset auf und klicke auf ihren Namen. Ich lande direkt neben ihr unter einem Baum am Rande der Welcome Area.

Sana erkennt mich sofort. «Hey, willkommen zurück! Wie schön, dass du wieder da bist!» Sie unterhält sich gerade mit ihrer Freundin Lun aus Kroatien. Luns Avatar ist komplett pink, Sanas lila, meiner blau. Wir reden über das echte Leben und das virtuelle, über Männer, die ewige Treue schwören – und nie wieder auftauchen. Wir lachen, weil Lun erzählt, wie sie das sogar hier erlebt hat mit einem, der unbedingt ihr treuer Freund werden wollte. Danach ist er verschwunden. «Seither wartet Lun darauf, dass er zurückkehrt», kichert Sana.

Mir fällt Evildoer ein, der Sana jeden Wunsch von den Augen abzulesen scheint, der ihr sogar das Feuer im Kamin entzünden will, das für sie hier nicht vorgesehen ist. Und auch wenn Sana und Lun gerade so kichern über die Begegnung mit Luns Verehrer: Ich spüre, dass sie über das Thema schon oft gesprochen haben. Wenn unser soziales Leben in der virtuellen Realität stattfindet – dann muss es dort auch Liebe geben. Da fällt mir eine Frage ein, die mich beschäftigt, seit ich hier bin: «Fehlt euch hier nicht eine Ebene? Jemanden zu umarmen beispielsweise?» Lun und Sana schauen sich an. Sie wiegen die Köpfe hin und her. «Vielleicht», sagt Lun leise.

Zu diesem Zeitpunkt weiss ich noch nicht, dass Crystal mir bald sanft über das Gesicht streicheln wird.

Unser lila-rosa-blaues Frauengrüppchen am Rand der Welcome Area fällt auf. Immer wieder kommen Männer und unterbrechen uns, stellen die «Wer seid ihr und was macht ihr hier»-Frage, einer will wissen, ob wir Schwestern seien. Wenn Frauen hier schon selten auftauchen, dann sind Frauengruppen nahezu einmalig. Lun erzählt uns von ihren beiden kleinen Kindern, die nun schlafen, und von ihrem Mann, einem Segler, der seit Monaten auf dem Meer ist. Mir scheint immer mehr, dass die virtuelle Realität vor allem ein Ort für Menschen ist, die im echten Leben in dieser Zeit nichts

verpassen, die nicht einfach ausgehen können. Lun mit ihren kleinen Kindern und dem ständig abwesenden Mann. Sana mit ihrem strengen muslimischen Glauben.

Aber was will ich eigentlich in dieser anderen Realität? Nach jedem Besuch fühle ich mich leerer. Es macht Spass, all die verrückten Spiele auszuprobieren, Alt-space mit all seinen kleinen Details ist mit viel Liebe programmiert. Es ist nett, mit den Menschen hier zu plaudern. Aber am Ende des Tages, wenn ich das Headset absetze, bohrt sich eine Frage in meinen Kopf: Was mache ich hier mit diesen fremden Leuten? Ein Gefühl der Leere verfolgt mich aus der virtuellen in die echte Welt. Ich fühle mich einsam. Dabei habe ich doch echte Freunde in der unvirtuellen Welt! Ich vernachlässige sie für das virtuelle Abenteuer. Das kann nicht die Zukunft sein.

Ich genieße einen Tag offline. Aber dann vermisse ich Sana ein wenig und schreibe ihr eine Mail: «Können wir uns morgen treffen?» Die Antwort kommt prompt. «Gerne. Ich bin abends da, nach dem Fastenbrechen.»

Ich finde Sana in ihrer Zeitmaschine, allein, sie steht da und schaut nachdenklich auf die Wand mit den Zeichnungen aus dem Kinderbuch. Ein Junge und ein Mädchen sind zu sehen, sie umarmen sich, aber vor jedes Bild scheint ein Netz aus Stacheldraht gespannt zu sein.

Auf einmal steht Evildoer da, Sana nickt, es scheint, als habe sie auf ihn gewartet. Typisch für ihn, gleitet er in ihrem Raum auf und ab, betrachtet die Wände aus allen Perspektiven. «Und?», fragt er schliesslich, als er neben Sana steht, und deutet mit dem Kopf in Richtung der Szene auf der Wand. «Ist gut geworden», sagt Sana mit ihrer sanften Stimme. «Was hast du darauf geschrieben?», fragt er mit Blick auf die arabischen Schriftzeichen. «Eine Geschichte über Menschen, die gegangen sind», liest Sana vor, «und wir warten auf sie, obwohl sie nicht wiederkommen.»

Sana hat leider keine echte Zeitmaschine, die sie zu denen bringt, die gegangen sind und nicht wiederkommen. Sie vermisst irgendjemanden offenbar so sehr, dass die virtuelle Realität für sie eine Krücke ist, um die echte Realität zu ertragen. Für sie bietet diese Welt hier die Chance auf ein zweites Leben. Ein virtuelles Leben, das alles ausgleicht, was die Realität nicht für sie bereithält. Oder um die Dinge zu vergessen,

die in der echten Welt schiefgegangen sind. Ich schleiche davon und bin froh, dass Evildoer bei ihr ist. Er scheint sie trösten zu können mit seiner blossen Anwesenheit.

Trotz der traurigen Begegnung bin ich am nächsten Tag zufriedener als zuvor in diesen beiden Wochen. Vor meinem inneren Auge fügt sich langsam ein Puzzle zusammen: unsere virtuelle Zukunft. Vielleicht ist diese Zukunft ein neuer Raum für alle und alles, für Träume und Visionen. Für Menschen, die nur spielen wollen. Und für andere, die hier ihr soziales Leben aufbauen, weil das in der Realität für sie nicht funktioniert. Ein tröstlicher Gedanke irgendwie. Da taucht in meinem Postfach eine Mail von der Altspace-Pressestelle auf: Man sei glücklich, mir eine Poweruserin als Interviewpartnerin vermitteln zu können. Sie sei immer abends online: Crystal aus Las Vegas. Crystal! Die Frau aus der Zukunft! Jetzt bin ich aufgeregt. Ich rechne: neun Stunden Zeitverschiebung. 20 Uhr in Las Vegas ist 5 Uhr bei mir.

Der grosse Tag beginnt für mich müde. In meiner echten Welt schlafen alle noch, als ich mein Headset aufsetze und auf Crystal treffe. Sie ist überdreht, redet wie ein Wasserfall in schnellem amerikanischem Englisch: «Hey Eva, how are you, nice to see you, komm, ich zeig dir alles, es ist so wundervoll hier, ich habe hier einen riesigen Spass, es ist wie im echten Leben, nur besser, ich habe wahnsinnig viele Freunde hier und kann es kaum erwarten, wenn wieder Wochenende ist und ich eine neue Party organisieren kann. Die sind immer wahnsinnig voll, deshalb gibt es jetzt Anmeldungslisten.»

Erst als ich aus dem Redeschwall auftauche und mir Crystal genauer anschau, fällt mir auf, dass sie genauso aussieht wie Sana. Auch sie hat den zierlichen lila Avatar mit der Wespentaille gewählt. Verwechslungen sind dennoch ausgeschlossen. Im Gegensatz zu Sana kann Crystal nicht still stehen, sie tänzelt um mich herum, lacht und plappert laut und atemlos. Aber irgendwie hat sie eine mitreissende Art, so dass ich ganz vergesse, dass ich um diese Zeit eigentlich zu müde bin für derartige Auftritte. Ich erfahre, dass Crystal auch in Wirklichkeit so heisst, 26 Jahre alt ist und in Las Vegas als Arzthelferin arbeitet. Jeden Abend und das ganze Wochenende verbringt sie hier. «Das ist mein soziales Leben», sagt sie, «das ist wie die echte Welt.» Was sagen ihre echten Freunde, die aus der anderen Welt, dazu? «Ich habe keine Freunde im echten Leben», erwidert Crystal entwaffnend offen. Sie habe ein

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Problem mit Nähe, eine Angststörung. «Wenn mir Menschen gegenüberstehen, fange ich an zu schwitzen und zu zittern, ich ertrage das nicht.» Und hier? «Hier ist es einfacher. Notfalls drehe oder beame ich mich weg.»

«Fehlt es dir nicht, die Menschen anfassen zu können?», frage ich. Sie kommt näher und streicht mir mit ihrem Zeigefinger sanft über die Wange. Sie nutzt die gleiche Technik wie der grosse rote Mann, der mir an den Busen gegripscht hat: Eine Kamera überträgt ihre echten Hände in die virtuelle Realität. «Aber das fühlt man doch nicht!», protestiere ich. «Ich fühle das schon», sagt sie. Dann nimmt mich Crystal mit auf eine wilde Tour durch Altspace. Wir beamen uns hierhin und dorthin, auf einmal stehen wir unter einem atemberaubenden Sternenhimmel. Mir schwirrt der Kopf vor so viel morgendlichem Input. «Welcome to the campsite», ist auf einem Plakat zu lesen, daneben brennt ein Lagerfeuer. «Das hat ein Freund programmiert für meine letzte Party», sagt Crystal. Ihre Partys dauern immer zwei Tage, damit alle Freunde aus den verschiedenen Zeitzonen teilnehmen können. «Auf dem Campingplatz können sie schlafen.» Wie schlafen? «Leg dich hin.» Ich lege mich auf den Boden, in der einen Welt auf den Wohnzimmerboden, in der anderen in das saftige Gras des Campingplatzes, und sehe durch die Brille Sterne, Kometen, die Milchstrasse. Ich will gar nicht wieder aufstehen, so schön ist dieser Himmel. Aber wie kann man feiern, wenn man in Wirklichkeit allein zu Hause sitzt? «Ich mach mir immer was zu essen und stelle Alkohol bereit. Wir trinken zusammen! Ich meine, andere gehen auch in den Club und trinken Alkohol. Das hier ist eben mein Club.»

Als ich die Brille von den Augen nehme, scheint draussen die Sonne. Im Park vor dem Haus sammeln sich Erstklässler für den Schulweg. Herrlich harmlos, die echte Welt. Es ist 8 Uhr. Für heute habe ich genug erlebt.

Einige Stunden später kommt eine Mail von Sana: «Hallo meine liebe Freundin. Bist du heute Abend da? Lass es mich wissen, dann komme ich auch.»

Als ich abends in Sanas Zeitmaschine ankomme, ist Sana noch nicht da. Ich schlendere unschlüssig durch den Raum, da blicke ich plötzlich in die vertrauten neongelben Augen von Evildoer. Er steht vor dem Gemälde mit den beiden sich umarmenden Kindern. «Wer sind die Kinder?», frage ich. «Ach, frag mal lieber Sana, ich weiss nicht, ob sie das verraten will.»

Ist sie eine enge Freundin? Evildoer zögert. Da flüstert auf einmal Sanas sanfte Stimme in mein Ohr: «Das ist das Magische an der virtuellen Realität: Du fühlst dich den Menschen hier so nah.»

Sie ist nach Hause gekommen und umarmt mich zur Begrüssung, ich spüre es wie ein warmes Kribbeln.

Draussen grollt der Donner, Regen platscht aus dem lila Himmel, das Kaminfeuer knistert. «Ich kann das Feuer jetzt sehen!», sagt Sana. Sie klingt sehr glücklich. Wir reden an diesem Abend über Gott und die Welt. Ob man Kinder lieber religiös erziehen oder ihnen die freie Wahl lassen sollte. Wie sie ihre Tochter in der Pubertät zum Kopftuch gezwungen hat und dass sie das jetzt bereut. Evildoer hört meistens nur zu und nickt hin und wieder wissend, irgendwann verschwindet er lautlos.

Spät in der Nacht, als wir ganz allein sind, frage ich Sana: «Wohin willst du reisen mit deiner Zeitmaschine?» «Ich würde gerne zurückreisen in die Zeit, in der mein Mann noch lebte. Er fehlt mir so sehr.» Ich würde sie jetzt gerne umarmen. Aber sie sitzt in Ägypten, weit entfernt und ganz allein. Virtuell ist die Realität noch schwerer zu ertragen als im echten Leben.

Panama Painting

Im Offshore-Geschäft ist Geld alles, aber die Währung wandelbar: Superreiche legen ihr Vermögen gerne auch in berühmten Kunstwerken an. Über einen von den Nazis geraubten Modigliani, der vor seinem rechtmäßigen Eigentümer versteckt wird. Vielleicht nicht mehr lange

Von Katrin Langhans, Frederik Obermaier, Bastian Obermayer und Kia Vahland, Süddeutsche Zeitung, 9.04.1016

Ein Bild, das als verschollen gilt, taucht nach 52 Jahren wieder auf. Es wird verkauft. Und verschwindet wieder. Die Suche nach dem wahren Eigentümer führt über Pariser Archive, Londoner Auktionshäuser und Schweizer Kunstbunker bis vor ein New Yorker Gericht. Der Enkel des längst verstorbenen Besitzers legt sich mit einem der bekanntesten und umstrittensten Kunsthändler der Welt an. Er will das Bild zurück, das von den Nazis enteignet worden war.

Ein Team von Journalisten aus Deutschland, Frankreich, Kanada und der Schweiz ist den Spuren des Gemäldes gefolgt, die hineinführen in eine Schattenwelt. Kunstwerke verschwinden jahrelang in Briefkastenfirmen, und Anwälte versuchen, die Wahrheit zu verschleiern. Am Ende fügen sich die Dinge zu einem stimmigen, logischen Ergebnis – zu einem Beweis. Was wird der wert sein?

Der Brief

Oscar Stettiner setzt im Frühjahr 1946 in Paris ein Schreiben an das Zivilgericht in der Rue du Cherche-Midi auf. Der Krieg ist gerade erst vorbei und die Hungersnot überstanden. Die Nazi-Herrschaft ist Geschichte, die neue Zeit beginnt sich zwischen den Trümmern zu sortieren. Nur ein paar Straßen von der Seine entfernt betreibt

Stettiner, ein jüdischer Kunsthändler und -sammler, seine Galerie „Stettiner et Cie.“ in der Avenue Matignon 18, im achten Arrondissement. Ein gutes Viertel, in dem noch heute elegante Stadthäuser das Bild prägen.

Oscar Stettiner, gebürtiger Brite, hatte Paris ein paar Jahre zuvor verlassen müssen, er war im November 1939, sieben Monate vor dem Einmarsch der Deutschen, in seinen Geburtsort La Force im Süden geflohen. Seine Kunstwerke, diesen Schatz, musste er zurücklassen. Zwei Jahre nach Oscar Stettiners Flucht setzten die deutschen Besatzer einen Verwalter für seine Galerie ein, den „Commissaire Gérant“ Marcel Philippon. Er verkaufte das Eigentum von Oscar Stettiner, und was er bekam, abzüglich seiner Provision, ging an die Nationalsozialisten.

Stettiner, Jahrgang 1878, hatte sich auf antike Möbel und Teppiche verlegt, fand aber an einem besonderen Gemälde Gefallen. Es war in Paris von dem italienischen Künstler Amedeo Clemente Modigliani wohl um 1918 gemalt worden. „Homme assis (appuyé sur une canne)“, übersetzt „Sitzender Mann (aufgestützt auf einen Stock)“. Stettiner hatte es 1930 offenbar an die Biennale in Venedig verliehen, eine der wichtigsten Kunstausstellungen der Welt.

Marcel Philippon, der nun die Galerie des geflüchteten Juden verwaltete, setzte vier öffentliche Auktionen an, um die zurückgelassenen Kunstwerke Stettiners zu verkaufen. Er nahm, was er kriegen konnte, er verschleuderte die von den Nazis geraubte Ware regelrecht. Der „Homme assis“ wechselte laut einer alten Ausgabe des Kunstmagazins La Gazette Drouot im Juni 1944 für 16000 Francs den Besitzer – schon damals ein lächerlicher Betrag für einen Modigliani.

Irgendwann im Jahr 1944 kehrte Oscar Stettiner aus Gründen, die sich nicht mehr recherchieren lassen, nach Paris zurück. Sein Besitz war da schon weitgehend verloren – und er selbst wurde verhaftet. Aber im August 1944 kapitulierten in der französischen Hauptstadt die deutschen Besatzer; bald danach erklärte die französische Regierung Zwangsverkäufe von Besitz jüdischer Eigentümer für null und nichtig.

Deshalb setzt Oscar Stettiner im Frühjahr 1946 den Brief an das französische Gericht auf: Er will seinen Modigliani zurück, um den die Nazis ihn gebracht hatten.

Das Bild

Es ist, als wäre dieser gemalte Herr nur ein Zuschauer, einer, der die Welt beobachtet, anstatt in ihr zu leben und zu handeln. Im gepflegten Dreiteiler sitzt er da, leicht breitbeinig, die Hände auf einen Stock gestützt. Sein Porträt ist in dunklen Farben gehalten, Grau, Braun und Schwarz, an manchen Stellen schimmert die Leinwand durch, als hätte der Künstler das Bild absichtlich nicht vollendet. Nur die Augen blitzen hell auf, doch sie sind beinahe pupillenlos. So ist es oft bei Modigliani: Er schafft Figuren mit flachen Gesichtern und entrückten Augen, die durch den Betrachter hindurchschauen, und gerade dadurch mehr zu sehen scheinen als alle anderen.

In ihrer Melancholie strahlen sie eine Selbstgenügsamkeit aus, die zum Leben des Künstlers so gar nicht passen will. Schon als Kind hatte der am 12. Juli 1884 in Livorno geborene Junge mit Krankheiten zu kämpfen. Er wuchs in einem gebildeten jüdischen Elternhaus auf, die Mutter verfasste Literaturkritiken, der Großvater interessierte sich für den Schriftsteller Oscar Wilde. Amedeo aber wollte malen und studierte in Florenz und Venedig. 1906 gelang ihm der Umzug in das wichtigste Kunstzentrum der Welt: Paris. Modigliani sog das Leben der Bohème auf, hatte aber nie genug Geld. Das investierte er trotzdem in Alkohol, Haschisch und wohl auch Opium. Nicht einmal die Liebe konnte ihn zur Ruhe bringen.

Umso ausgeruhter kommt Modiglianis Kunst daher, die Pablo Picassos Innovationen mit der klassischen italienischen Kunstgeschichte verbindet. Modigliani war in erster Linie Porträtist. In schnellen Strichen und gezielten Farbtupfern erfasste er die Menschen um ihn herum, von Freunden bis zu Zufallsbekanntschaften. Später wurden vor allem seine versonnenen Akte liegender Frauen berühmt, für ein solches Motiv zahlte ein chinesischer Telefonbieter im vergangenen Jahr bei Christie's 170,4 Millionen Dollar. Eine so hohe Summe würde der schnauzbärtige Stockträger heute wohl nicht bringen, einen zwei- bis dreistelligen Millionenbetrag aber doch.

Das Rätsel

Oscar Stettiners Beschwerde geht den Gang der Behörden. Im März 1947 verfasst ein staatlicher Ermittler einen Bericht, der bis heute in einem Pariser Archiv liegt. Der Ermittler kommt zu dem Schluss, ein Mann namens „Van der Klip“ habe den „Sitzenden Mann“ 1944 gekauft. Er notiert die Adresse Rue de Courcelles 36 in Paris. Der Käufer hatte außer dem Modigliani auch einen Teppich erstanden sowie ein Gemälde, das Oscar Stettiner als Kind zeigt.

Oscar Stettiner ist nun kurz davor, das Gemälde wiederzuerlangen: Der Ermittler macht Van der Klip ausfindig und trifft sich mit ihm und Stettiner in einem Pariser Hinterhof, wo in einem Schuppen der Teppich lagert. Van der Klip ist bereit, ihn zurückzugeben.

Der Modigliani aber ist nicht hier.

Das Gemälde, behauptet Van der Klip, habe er einem Monsieur Mariage eu de Saint Pierre verkauft. Dieser ist bei dem Treffen auch dabei und erklärt, den „Sitzenden Mann“ im Oktober 1944 für 25000 Francs weiterverkauft zu haben, und zwar an einen amerikanischen Offizier. Den will er im Café du Rohan am Place du Palais Royal getroffen haben, nah beim Pariser Louvre. Der Ermittler bekommt weder einen Namen noch eine Adresse des angeblichen Käufers aus Amerika.

Ende der Spur. Der jüdische Kunsthändler Oscar Stettiner stirbt im Februar 1948, ohne das wertvolle Bild zurückbekommen zu haben. Sein „Sitzender Mann“ von Amedeo Modigliani bleibt verschollen. Aber es bleibt rechtlich – und moralisch ohnehin – sein Bild.

Die erste Auktion

Fast 50 Jahre später, im Juni 1996, taucht „Homme assis“ wieder auf – bei einer Auktion von Christie's in London. Ein anonymen Verkäufer bietet es laut Katalog zur Versteigerung an. Über den damaligen Eigentümer des Bildes erfährt man nichts, lediglich, dass es 1930 auf der Biennale gezeigt worden sein soll. Kein Wort über

Stettiner oder dessen direkte Erben, drei Kinder und seine Frau. Sie sind zu dieser Zeit schon verstorben. Und auch kein Wort über weitere Nachfahren. Für Christie's ist der Verkäufer anonym, der Käufer wird nicht öffentlich bekannt. Nur so viel: Er bekommt den Zuschlag für 3,2 Millionen Dollar. Erst Jahre später wird sich herausstellen, dass es sich um eine Briefkastenfirma mit Sitz in Panama handelt.

Panama. Das wird zum Problem werden. Hier trifft die Schönheit der Kunst auf die Camouflage der Finanzwelt.

Geschäfte über Briefkastenfirmen sind in der Kunstwelt nicht selten. In dem Material, das eine anonyme Quelle der Süddeutschen Zeitung zugespielt hat, tauchen etliche weltweit bekannte Kunstsammler und -händler auf. Etwa der spanische Thyssen-Bornemisza-Clan, der chinesische Magnat Wang Zhongjun oder Picassos Enkelin Marina Ruiz-Picasso. Allein in den Unterlagen von Borja Thyssen liegen Dokumente zu Geschäften mit so vielen Kunstwerken, dass man ein Museum füllen könnte.

Der Kunstmarkt ist verschwiegen. Der Art Market Report schätzt, dass etwa die Hälfte aller weltweiten Kunstauktionen im Geheimen abgewickelt werden. Der Rest wird auf öffentlichen Auktionen gehandelt, aber auch dort verbergen sich Käufer und Verkäufer gerne hinter Briefkastenfirmen. Wer bei Auktionen nachfragt, wer der Käufer und wer der Verkäufer ist, der erfährt meistens nichts oder lediglich einen nichtssagenden Firmennamen.

Der Modigliani, der 1996 kurz auf der Christie's-Auktion sichtbar wird, verschwindet wieder.

Die zweite Auktion

2008 taucht das Gemälde wieder auf, „Homme assis“ steht diesmal bei Sotheby's in New York zum Verkauf.

Der Wert des Bildes wird inzwischen auf 18 bis 25 Millionen Dollar geschätzt, so steht es im Katalog der Auktion. Und diesmal heißt es dort, das Bild stamme „möglicherweise“ aus dem Bestand des jüdischen Kunsthändlers Oscar Stettiner. Eine

Person namens „J. Livengood“ habe es irgendwann zwischen 1940 und 1945 bei einem anonymen Verkauf in Paris erstanden habe. Von Van der Klip?

Livengood wiederum habe den Modigliani vererbt – und zwar an jene unbekannte Person, die das Bild 1996 bei Christie’s versteigert hat, wodurch es beim International Art Center landete. Auch diesmal ist von lebenden Nachfahren Stettiners keine Rede.

Niemand mehr hatte offenbar den verträumten Mann auf Modiglianis Bild vermisst. Die Zeit schien die Erben und die Erinnerung zu verschlucken. Niemand hatte nach Erklärungen gesucht. So hatte auch niemand vom Tod einer gewissen Maud Van der Klip Standley Notiz genommen, die am 18. Juni 2008 im Alter von 91 Jahren in den USA gestorben war. Ein Jahr später erschien in der San Diego Union Tribune eine Traueranzeige anlässlich ihres ersten Todestags. Der Text führte sogar aus, dass Maud Van der Klips Familie sich mit moderner Kunst beschäftigt und sie selbst sich einst um eine der beiden Galerien ihres Vaters in Paris gekümmert habe. Unter den Hinterbliebenen stand auch eine Witwe von John, deren Name mit Eve Livengood angegeben war. Ist John dieser J. Livengood, der laut Sotheby’s in den 1940er-Jahren in Paris den Modigliani gekauft haben soll?

Die Auktion bei Sotheby’s jedenfalls endete ohne Zuschlag. Niemand wollte den „Homme assis“ mit seiner zweifelhaften Herkunft.

Die Entdeckung

Eine Mitarbeiterin der kanadischen Kunstdetektei Mondex, die seit Mitte der 1990er-Jahre Nazi-Raubkunst aufspürt, um sie ihren rechtmäßigen Eigentümern zuzuführen, sucht in einem Pariser Archiv nach einer Information. Per Zufall stößt sie auf das Antwortschreiben, in dem das französische Gericht vor mehr als 60 Jahren auf Oscar Stettiners Bitte reagiert, sein Gemälde zurückzuholen – den Modigliani, den sitzenden Mann. Das Interesse der Detektivin an dem Werk ist geweckt, es dürfte viele Millionen wert sein. Die weitere Recherche wird schnell zur Chefsache.

Der Gründer der Detektei Mondex heißt James Palmer, er ist Kanadier – und Jude, so wie viele der von den Nazis Beraubten. Auch der Künstler selbst, Amedeo

Modigliani, war Jude. Für Palmer spielt das eine große Rolle. Er wolle auch nach so langer Zeit „Gerechtigkeit herstellen“, was wohl nach einem Wohltäter klingen soll.

Palmer, ein kleiner, feiner Mann mit freundlichem Lächeln und britischer Ausstrahlung, hatte seine Detektei zunächst gegründet, um unbeanspruchte Immobilien und Konten an deren rechtmäßige Eigentümer oder deren Nachkommen zu vermitteln. „Es ist ein wundervolles Gefühl, in die Vergangenheit zurückzugehen, all die Puzzleteile zusammenzufügen und dem Klienten zu helfen, eine Forderung zu stellen“, sagt James Palmer in einem Fernsehinterview mit CBC, dem kanadischen Recherchepartner der Süddeutschen Zeitung. „Wir korrigieren historisches Unrecht.“ Gegen Erfolgsbeteiligung, versteht sich: 35 bis 39 Prozent des Wertes nehme seine Detektei als Provision für ein wiederbeschafftes Bild. Bei dem „Homme assis“, dem „Sitzenden Mann“, wäre das heute womöglich ein zweistelliger Millionenbetrag.

Die Biennale

Mondex beginnt, die Geschichte des Gemäldes zusammenzufügen. Die Mitarbeiter recherchieren den Fall über Archive in Italien, Frankreich und Deutschland. 2009 stößt Palmer selbst im Register der Biennale in Venedig auf ein altes Schwarz-Weiß-Foto, das mehrere Gemälde in einer Halle zeigt. Eines dürfte der gesuchte „Sitzende Mann“ sein. Am unteren Bildrand ist die Ausstellungsnummer vermerkt: 35.

Das Gemälde war demnach Teil einer Sonderausstellung zu Modigliani. Lionello Venturi, der Kurator, wollte seinem Landsmann mit einer Retrospektive endlich zum internationalen Durchbruch verhelfen und erkundigte sich bei Privatbesitzern nach Porträts. In der damaligen Korrespondenz ist ein Brief eines Freundes von Oscar Stettiner erhalten, der dessen Männerbildnis empfiehlt. Es passe so gut zu einem weiteren Gemälde, einem „Pendant“ im Besitz eines anderen Sammlers. Möglicherweise gehörte zu dem sitzenden Herrn mit Stock also einmal ein zweites Bild, vielleicht eine Dame. Wer der Herr ist, wo Modigliani ihn gemalt hat, bleibt ungewiss.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In der Ausstellung hing „Homme assis“ zwischen zwei anderen Porträts. Im dazugehörigen Katalog findet Palmer den für ihn entscheidenden Hinweis: Nummer 35, „Ritratto d'uomo. Coll. sig, Stettiner, Parigi“. Der Bezug zur Sammlung von Signore Stettiner.

Für Palmer war das die Bestätigung, fast amtlich, denn die Biennale ist eine international renommierte Kunstausstellung. Bis dahin hatte er nur den Hinweis aus den archivierten Gerichtsschreiben von 1946, wonach Stettiner der Modigliani einst gehörte. Später finden die Mitarbeiter von Mondex auch noch vergilbte Briefe und Telegramme, die sich auf die Eigentümerschaft Oscar Stettiners beziehen.

Für den Kunstdetektiv Palmer ist die Sache nun klar: Der Modigliani muss geraubt worden sein. Jetzt muss er nur noch den aktuellen Eigentümer des Bildes finden, um es im Namen der Nachfahren Stettiners zurückfordern zu können. Schon stünde ein Millionengeschäft in Aussicht.

Die Detektei spürt in Frankreich den einzigen noch lebenden Erben von Oscar Stettiner auf – Philippe Maestracci, seinen Enkel. Er wohnt in dem Haus, in dem sein Großvater nach der Flucht aus Paris lebte. La Force ist ein beschauliches Dorf im Südwesten Frankreichs, eineinhalb Stunden von Bordeaux entfernt. Nicht viel mehr als 2000 Einwohner leben dort. Palmer erinnert sich später so an das erste Treffen mit Maestracci: „Er hat eine wundervolle Familie, ist sehr nachdenklich, sehr zurückhaltend.“ Als er ihn darauf angesprochen habe, dass der Modigliani womöglich sein Leben verändern werde, habe Stettiners Erbe gesagt: „Sollten wir den Fall gewinnen, wären meine Kinder sicher sehr glücklich darüber.“ Maestracci ist heute über 70 Jahre alt und längst selbst Großvater.

Nun beginnt der schwierigste Teil der Fahndung. Der Enkel von Oscar Stettiner mag der rechtmäßige Eigentümer sein – aber in wessen Besitz befindet sich das Gemälde heute?

Der Nahmad-Clan

Der einzige Anhaltspunkt für die Detektive von Mondex ist zunächst, dass der „Sitzende Mann“ von Modigliani seit der ersten Versteigerung bei Christie's viermal

in Ausstellungen zu sehen war. Jeweils einmal im Musée d'Art Moderne in Paris und in der Royal Academy of Art in London – aber zweimal in Galerien der Familie Nahmad. Beide heißen „Helly Nahmad Gallery“, eine liegt in London, die andere in New York. Zwischen diesen Ausflügen schlummert das Kunstwerk in einem Kunstlager in Genf, einem sogenannten Freeport.

Der Hinweis auf den Namen Nahmad elektrisiert die Detektive.

Unter Kunstexperten gelten die Nahmads mit als größte Käufermacht auf dem internationalen Markt. Sie sollen Werke allein von Picasso im Wert von etwa einer Milliarde Euro besitzen – nur die Familie Picasso hätte mehr. Den Gesamtwert ihres Kunstbesitzes, darunter sind auch mehrere Modiglianis, schätzt das Wirtschaftsmagazin Forbes auf drei Milliarden US-Dollar. Die Familie, schrieb das Blatt vor einiger Zeit, werde zu gleichen Teilen „bewundert und gefürchtet“, sie sei „mächtig, habgierig und mit spitzen Ellbogen versehen“. Bei Auktionen in New York oder London säßen sie meist in erster Reihe und böten mit – oftmals gleich zu fünf.

Der Kopf des Clans ist Davide Nahmad, 68, ein Milliardär libanesischer Abstammung mit italienischem Pass und Wohnsitz in Monaco. Er hat drei Kinder, wichtig für den Fall ist von ihnen Hillel, der „Helly“ gerufen wird und einen Ruf als Playboy genießt. Er lebt in New York und gilt als guter Freund von Leonardo DiCaprio – ein bekanntes Gesicht unter den Schönen und Reichen der Stadt. Nicht weit vom Central Park, im berühmten Carlyle-Hotel, leitet er eine schicke Galerie für impressionistische und zeitgenössische Kunst: die Helly Nahmad Gallery, eines der beiden Ausstellungshäuser, auf die Detektiv Palmer gestoßen war. Die andere Helly Nahmad Gallery in London betreibt sein Cousin gleichen Namens.

Helly Nahmad, Davides Sohn, war 2013 festgenommen, seine Galerie vom FBI durchsucht worden. Beamte nahmen Akten und Computer mit. Die Galerie sei „wegen Renovierung geschlossen“, hieß es daraufhin. Die Staatsanwaltschaft warf ihm vor, mit Unterweltgrößen wie „Joe the Hammer“, „Blondie“ und „dem kleinen Taiwanesen“ einen Glücksspiel- und Geldwäschering geleitet zu haben. Mehrere Millionen Dollar sollen über ein Geflecht aus Bankkonten und Offshore-Firmen gewaschen worden sein.

Vor Gericht wurden auch abgehörte Gespräche Nahmads öffentlich. In einem davon ging es um Kunst und Geldwäsche:

„Manchmal braucht eine Bank eine Begründung für eine Transaktion, nicht wahr?“, fragte Nahmad demnach in einem Telefonat. „Wir können einfach sagen, oh, Sie kaufen ein Gemälde, wenn Sie eine Rechtfertigung brauchen. Sie verstehen, was ich meine? Einen Picasso oder so etwas.“ 2014 wurde Nahmad zu einem Jahr Haft und rund sechs Millionen Dollar Strafe verurteilt.

Auch auf dem Kunstmarkt gelten die Nahmads als harte Kerle. Die Nahmads treiben Preise in die Höhe, behaupten Kritiker. Die Strategie der Kunsthändler: günstig kaufen, halten und erst verkaufen, wenn das Timing stimmt. Waren Impressionisten günstig zu haben, kauften sie Impressionisten, als Japaner Impressionisten suchten, verkauften sie Impressionisten. „Sie haben mehr Kunstwerke verkauft als jeder andere“, sagte der Chef des Auktionshauses Christie’s einmal. Die „Warren Buffetts der Kunstwelt“ nannte man sie schon, und das war nicht als Kompliment gedacht. Kunst-Spekulanten eben.

Im vergangenen Jahr haben sie in New York eine Ausstellung veranstaltet, die sie im Internet mit einem Bild des Künstlers Giorgio de Chirico beworben haben. Es trägt den Titel „Zwei Griechinnen“. Dasselbe Bild taucht in einer Datenbank auf, die Fälle von enteigneter Kunst listet. Dort steht, es bestünden „Zweifel an seiner Restitution“, also daran, ob das Bild ordnungsgemäß rückerstattet wurde und damit nicht mehr als Raubkunst gilt.

Die Klage

Auf Anraten der Detektei Mondex nimmt sich der Erbe von Oscar Stettiner, Philippe Maestracci, einen Rechtsbeistand. Er lässt zwei Briefe an die Helly Nahmad Gallery schreiben, einen im Februar und einen im März 2011. Darin bittet er Helly Nahmad um einen Termin. Er möchte mit dem Besitzer des „Homme assis“ sprechen, weil er den Modigliani zurückhaben will. Antwort bekommt er nicht.

Im Herbst 2011 zieht Maestracci in New York gegen die dortige Helly Nahmad Gallery vor Gericht. Der Fall „Philippe Maestracci vs. Helly Nahmad Gallery Inc.“ ist anhängig beim United States District Court Southern District of New York. Maestracci fordert die Rückgabe des Modiglianis – oder eine Ausgleichszahlung. Auf Dutzenden Seiten hat Maestraccis Anwalt den Weg des „Sitzenden Mannes“ vom jüdischen Kunsthändler Oscar Stettiner über den Zwischenhändler im Nazi-Auftrag bis hin zur Helly Nahmad Gallery nachgezeichnet. Alles klingt schlüssig und gut belegt.

Nach Ansicht des Anwalts von Nahmad hat Maestracci aber „den falschen Angeklagten verklagt“, schließlich sei die Galerie seines Mandanten gar nicht Eigentümer des Gemäldes. Er legt dem Gericht ein Schreiben des Auktionshauses Christie's vor, wonach das Bild 1996 an die panamaische Firma International Art Center S.A. verkauft worden sei. Die wahren Besitzer dieser Briefkastenfirma verstecken sich hinter Scheindirektoren. Die Galerie habe also „keine legalen Mittel, das Bild an den Kläger herauszugeben“. Außerdem fehle der Beleg, dass Oscar Stettiner das Gemälde einst wirklich gekauft habe.

Tatsächlich konnten Juden, die fliehen mussten, ihre Kontoauszüge und Kaufbelege oft nicht retten. Auch von Oscar Stettiner sind keine solchen Quittungen erhalten. Doch im Fall des Modigliani gibt es außergewöhnlich klare Hinweise darauf, dass Stettiner Eigentümer des Bildes war und von den Nazis bestohlen wurde. Überliefert ist das Foto der Venedigbiennale von 1930, das zeigt, wie der verträumte Mann mit Stock an einer Wand hängt. Die Nummer des Bildes, Nummer 35, stimmt mit dem Ausstellungskatalog überein, der auf die Sammlung Stettiner verweist. Im Vorfeld der Biennale verfasste zudem ein Freund Stettiners das Schreiben, in dem es heißt, Stettiner sei „possessore“, Besitzer eines Männerbildes, das auch ausgestellt werden solle. Und schließlich ist das französische Behördenschreiben von 1946 überliefert, das Stettiner recht gibt: Ihm ist das Modigliani-Porträt eines Mannes weggenommen worden.

Nach amerikanischem Recht kann der Erbe Stettiners damit das Werk Modiglianis zurückfordern – denn im Gegensatz zu Deutschland verjährt in den USA der Anspruch auf die Rückgabe gestohlener Kunstgegenstände generell nicht.

Öffentliche Museen haben sich verpflichtet, gemäß der Washingtoner Erklärung von 1998 Raubkunst zurückzugeben. Sie empfiehlt das auch Privatbesitzern. In Deutschland sind diese frei in ihrer Entscheidung. Sie können sich, wie kurz vor seinem Lebensende der Kunsthändlersohn Cornelius Gurlitt, freiwillig zur Restitution von NS-Raubkunst bereit erklären. Sie können bisher aber auch beteuern, von dem Diebstahl nichts gewusst zu haben und daher alles behalten wollen. So hätte ein Erbe drangsaliertes Juden vor Gericht in Deutschland schlechtere Chancen als in den USA.

Helly Nahmad versichert indes schriftlich, seine Galerie habe den Modigliani „zu keiner Zeit“ besessen, sondern lediglich einmal für eine Ausstellung ausgeliehen.

Maestracci erweitert die Klage daraufhin einige Monate später um Davide Nahmad und Helly Nahmad persönlich sowie um das ominöse International Art Center. Die Firma, glaubt Oscar Stettiners Erbe nach wie vor, sei ein Alter Ego der Nahmads, sie „macht Geschäfte in New York unter der Kontrolle von Davide und Helly Nahmad“, begründet er die Klageerweiterung. Sollte er damit richtig liegen? Ein Hinweis darauf könnte sein: Obwohl das International Art Center und die Nahmads angeblich nichts miteinander zu tun haben, lassen sie sich in dem Fall von ein und demselben New Yorker Staranwalt vertreten, von Aaron Golub.

Und dann gibt es da noch eine Klage aus dem Jahr 2005. Damals hatte eine ehemalige Angestellte der New Yorker Nahmad-Galerie vier Mitglieder der Familie wegen sexueller Belästigung verklagt. Laut Gerichtsdokumenten, welche die Süddeutsche Zeitung eingesehen hat, gab die Frau an, nicht nur Rechnungen für die Helly Nahmad Gallery geschrieben zu haben, sondern auch für das International Art Center. Außerdem habe Helly Nahmad Briefe bekommen, die an das Art Center adressiert gewesen seien. Ihrer Meinung nach sind die New Yorker Helly Nahmad Gallery und das International Art Center Teil ein und desselben Familienunternehmens.

Das würde sich auch mit der Überzeugung des Mondex-Detektivs James Palmer decken. Der sagt über Davide Nahmad: „Er ist derjenige, der die Kontrolle hat, er zieht die Strippen.“

Die Kanzlei von Nahmad-Anwalt Aaron Golub dagegen widerspricht dem im weiteren Verlauf des Prozess und erklärt, das International Art Center sei der einzige Besitzer des Modigliani, „niemandem sonst auf der Welt“ gehöre das Gemälde. Auch nicht den Nahmads.

Das Pokerspiel

Anfang März 2016 trifft der Reporter Nathaniel Herzberg von der französischen Zeitung Le Monde, mit der die SZ bei den Panama-Papers-Recherchen zusammenarbeitet, in Paris Davide Nahmad, den Vater des New Yorker Galeristen Helly. In der Bar des Pariser Hotels Plaza Athénée, das dem Sultan von Brunei gehört, kennt Davide Nahmad die Kellner beim Vornamen, das noble Haus sei sein „Appartement in Paris“. Das Treffen soll als Vorgespräch für ein mögliches Fernsehinterview dienen, das Davide Nahmad auf Anraten seines Anwalts später absagen wird. Er bleibt dennoch höflich. Lediglich als der französische Reporter ihn vorsichtig auf das International Art Center anspricht, scheint sein Lächeln einzufrieren.

Interessant sind die Formulierungen, die er wählt. Angesprochen auf das Bild, den Modigliani, den „Sitzenden Mann“, sagt er: „Ich habe es bei einer öffentlichen Versteigerung gekauft.“ Das bestreitet er vor Gericht. Später sagt er in der Lobby des Scheich-Hotels sogar, er sei „einverstanden, das Bild zurückzugeben“, falls auch die Gegenseite bereit sei, ihren Anspruch auf das Gemälde aufzugeben, wenn sie dessen Kauf durch Oscar Stettiner nicht zweifelsfrei belegen könne.

Beim Poker würde man das wohl „All In“ nennen, voller Einsatz. Wer das bessere Blatt hat, gewinnt den Jackpot.

Die Panama Papers

Das beste Blatt hat der, welcher die Deutungshoheit über das International Art Center gewinnt. Und hier kommen die Panama Papers ins Spiel. Der Wert der geleakten Dokumente besteht genau darin: Sie legen im besten Fall die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

verschleiern den Strukturen solcher Firmen offen, durch Verträge, entlarvende E-Mails oder Anknüpfungspunkte für weitere Recherchen.

Im Fall des International Art Center, des „Sitzenden Mannes“ und des Rechtsstreits um deren wahren Eigentümer gibt ein Ordner mit dem Code „15482“ Aufschluss. Dort finden sich rund 250 Dateien, aus denen die Firmengeschichte des Offshore-Unternehmens ersichtlich wird. Demnach wurde die International Art Center S.A. am 31. August 1995 durch die panamaische Kanzlei Mossack Fonseca von Giuseppe Nahmad, Davides älterem Bruder und Hellys Onkel, gegründet.

2008 überschrieb Giuseppe Nahmad seine Anteile zur Hälfte auf Davide, den Patriarchen des Clans. Im Firmenordner der International Art Center findet sich eine E-Mail aus der Kanzlei des New Yorker Nahmad-Anwalts Aaron Golub an einen Kollegen in Genf, der die International Art Gallery verwaltet: „Sagen Sie mir schnellstmöglich, wer für die IAC unterschreiben kann.“ IAC steht eben für International Art Center. Irgendwie musste er dem Richter beweisen, dass dieser Firma der Modigliani gehöre, nicht seinem Mandanten Davide Nahmad. Irgendjemand muss belegen, dass Modiglianis „Homme assis“ dem International Art Center gehört.

Mossack Fonseca erhält tatsächlich im November 2011 ein Fax mit der Bitte, die Scheindirektoren ein solches Dokument unterschreiben zu lassen. Die Unterschrift eines Strohmans unter solche Papiere kostete bei Mossack Fonseca damals genau 32,10 Dollar. Aber sie könnte Millionen wert sein – wenn das Gericht das Papier akzeptieren, den Besitz dem International Art Center zuschreiben, die Klage von Philippe Maestracci abweisen und Davide Nahmad den „Sitzenden Mann“ damit behalten könnte, weil er ihm offiziell ja gar nicht gehöre.

Am Ende bekam Golubs Kanzlei so ein Schreiben tatsächlich, es ist in den öffentlich einsehbaren Gerichtsunterlagen zu finden. Nur kann das Gericht ohne die Information aus den Panama Papers den wahren Eigentümer hinter den Unterschriften der Scheindirektoren nicht erkennen.

Das Geständnis

Panama Papers, Detektivermittlungen, Journalistenrecherche – die Zeitreise des „Sitzenden Mannes“ durch fast 100 Jahre, über mehrere Besitzer bis zurück zu ihrem rechtmäßigen Eigentümer könnte hier schon beendet sein. Beweisführung abgeschlossen.

Davide Nahmad wird sich am Ende nicht vor einer Kamera interviewen lassen, auch eine Anfrage der Süddeutschen Zeitung lässt er unbeantwortet, lediglich sein Anwalt Aaron Golub willigt in ein Gespräch mit dem kanadischen Sender CBC ein.

Kurz nachdem sich der Le-Monde-Reporter Nathaniel Herzberg mit Davide Nahmad getroffen hatte, ruft Anwalt Golub an. Er bittet nachdrücklich, seinen Mandanten aus dem Gespräch im Hotel Plaza Athénée nicht zu zitieren. Aber dann kommt Golub ins Plaudern, sagt, das Bild sei bei der Auktion von Christie's gekauft worden, als eben noch nicht klar gewesen sei, dass es möglicherweise Raubkunst ist. „Das hätte Ihnen passieren können, mir, jedem, der zu einer Auktion von Christie's geht.“ Als Käufer nannte Golub jedoch nicht das International Art Center, sondern: „die Nahmad-Familie“.

Die Erinnerung

Am Ende dieser langen Recherche steht man vor dem Haus in La Force, in das Oscar Stettiner zu Beginn des Zweiten Weltkriegs vor den Deutschen geflüchtet war, während sein Modigliani in Paris zurückblieb. Hier wohnt noch sein Enkel Philippe Maestracci, 71, der sein Leben lang als Landwirt gearbeitet hat. Maestracci ist nicht mehr bei bester Gesundheit, er ist ein wenig wackelig und will nicht lange reden. Aber ein paar Sätze kann man mit ihm wechseln, auf der Türschwelle.

Mit den Details des Verfahrens ist er nicht vertraut, all das Hin und Her, die Spitzfindigkeiten der New Yorker Anwälte, diesen Kampf überlässt er Mondex. Es stört ihn auch nicht, dass die Kanzlei damit Millionen verdient, er lässt das einfach laufen. Für ihn gibt es nur einen Grund, warum er überhaupt Ja gesagt hat zu diesem Rechtsstreit, an dem so viele verdienen. Dieser Grund ist aber nicht das Bild selbst, er erzählt sogar, er habe seinen Großvater „nie von Modigliani sprechen“ hören.

Ich mache es für die Erinnerung an meinen Großvater“, sagt er, bevor er wieder langsam zurück in das Haus tritt, in dem der Kunsthändler Oscar Stettiner lebte, als die Nazis seinen Schatz verschleuderten.